MASTER
NEGATIVE
NO. 92-81126-3

AUTHOR:

KOHLRAUSCH, ROBERT

TITLE:

DEUTSCHE DENKSTATTEN...

PLACE:

STUTTGART

DATE:

[1909]

Master Negative #
92-81126-3

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

Kohlrausch, Robert 1850-
Deutsche denkstätten in Italien, mit bildern von A. H. Pellegrini Stuttgart, Lutz [1909]
[9] + 324 + [1] p ill O

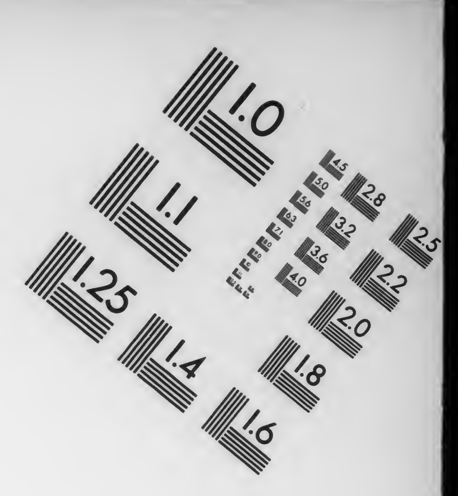
Bibliography p 322-323

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35 REDUCTION RATIO: 11x
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 2-26-93 INITIALS Susan
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT





AIIM

Association for Information and Image Management

1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910

301/587-8202

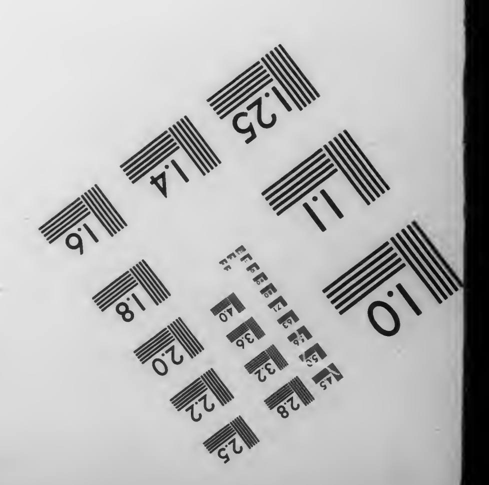
Centimeter

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 mm

1 2 3 4 5

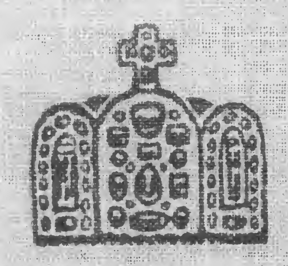
Inches

1.0 1.1 1.25 1.4 1.6 1.8 2.0 2.2 2.5 2.8 3.2 3.6 4.0 4.5 5.0 5.6 6.3 7.1 8.0



MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

Deutsche Denkstätten in Italien



Robert Kohlrausch

Deutsche Denkstätten

in Italien



Deutsche Denkstätten in Italien

Von Robert Kohlrausch



Mit Bildern von Alfred H. Pellegrini

Stuttgart : Verlag Robert Lutz

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Seinem lieben, alten Freunde
und getreuen Reisebegleiter, dem

Major Max Boege,

in stets gleicher Anhänglichkeit
gewidmet vom Verfasser.



Vorrede

Wie mir an einem schönen Sommertage zu Verona der Gedanke kam, die wichtigsten deutschen Denkstätten in Italien planvoll aufzusuchen, das reiche, geliebte Land unter einem besonderen, deutschen Gesichtspunkte zu betrachten, das habe ich in einem der nachfolgenden Aufsätze berichtet. Vor den grauen Paladinen Kaiser Karls des Großen, vor den steinernen Gestalten am Veroneser Dom ist mir plötzlich das Gefühl aufgegangen: Hier ist ja Deutschland! Ein Stück von Deutschland auf italienischem Boden!

So vieles lernen wir in der Schule, um es im gleichmäßigen Treiben des Lebens rasch wieder zu vergessen, so vieles bleibt als ein halber, wertloser Besitz unempfunden auf dem Grund unserer Seelen ruhen. Bis dann einmal eine fruchtbare Stunde kommt, in der dumpfes Wissen sich überraschend und schön in lebendiges Fühlen verwandelt. So geschah es mir in Verona. Die uralte, jahrhundertelange Zusammengehörigkeit von Deutschland und Italien wurde mir dort aus Begriff und Erinnerung zum unmittelbaren Empfinden.

Reicher und wärmer stets ist mir dieses Gefühl aufgeblüht, als ich nun anfing, den Spuren der Ahnen auf Italiens Boden mit bestimmter Absicht nachzugehen. In das Gefühl der Freude freilich, die aus den deutschen Erinnerungszeichen dort in der Fremde hervorquillt, mischt



sich, mehr und mehr anwachsend, eine tiefe Wehmut. Nicht über den Verlust jenes geliebten, schönen Landes, das den eingeborenen Söhnen jetzt mit Recht wieder gehört und hoffentlich für immer gehören wird. Nein, über die unnennbaren Opfer an Blut, Leben, Kraft und Hoffnung, die dort wieder und wieder und immer vergeblich von unseren deutschen Vorfahren gebracht worden sind. Seit sich die Völkerwanderung zuerst über Italien ergoß und unsere Stämme der Goten und Langobarden über die Alpen führte, hat sich stets aufs neue das gleiche traurige Schauspiel im großen und im kleinen wiederholt: Mutiges Ergreifen, kurzer Besitz, unabwendlicher Untergang durch die feindlichen Mächte der Fremde. Wie die Reiche der Goten und Langobarden zerschellten und in Trümmer gingen, so hatte auch das gewaltige Weltreich Karls des Großen mit all' seiner Macht nur kurzen Bestand, so vergingen und verwehten die Schöpfungen der anderen Kaiser, die umsonst versuchten, ihre Gewalt gleich dem alten Rom über den Erdkreis auszudehnen. An jedem von diesen Reichen hat sich der Umschwung der Tragödie, der Sturz von der Höhe zur Tiefe vollzogen, die Geschichte von ihnen zusammen aber umfaßt die große Tragödie des Deutschtums in Italien. In Blut und Jammer ist all' das kühne Streben untergegangen, und wer die Stätte jenes weltgeschichtlichen Trauerspiels besucht, findet oft nur noch einsame Gräber und morsche Ruinen.

Aber jahrhundertelang hat jenes reiche, sonnegeliebte Land uns doch gehört! Auch das kommt einem erst so recht lebendig zum Bewußtsein, wenn man die Spuren der Ahnen dort ehrfurchtsvoll betrachtet. Es gibt ihrer weit mehr, als man bei flüchtigem Besuch vermutet. Paläste, Kirchen, Denkmäler, Bilder, Schlachtfelder und

Museen sprechen heute noch mit beredter Stimme von den Deutschen und ihrer langen Herrschaft in Italien. Man muß nur ihre Stimme herauszuhören wissen und sie verstehen, dann wird man sich bei ihrem Klange warm und heimatlich berührt fühlen. Für die Hälfte der christlichen Zeitrechnung beinahe hat ja doch ein so festes und enges Band Italien und Deutschland miteinander verknüpft, daß wir in Wahrheit jenseits der Alpen ein Stück von unserer Heimat suchen dürften. Diese Heimat können wir uns auch heute noch wiedererobern, nicht mit dem Schwerte, — Gott behüte uns vor jedem Versuche dazu! — wohl aber mit dem Herzen. Wir können es, indem wir alle die deutschen Erinnerungszeichen auf italienischem Boden durch genaue, sorgsame, liebevolle Betrachtung uns zu eigen machen, indem wir uns in dieser Betrachtung mit einem tiefen, vertrauten Gefühl erfüllen, das uns die Fremde zur Heimat werden läßt. Und wenn wir zuletzt in tiefer Wehmut all' der bekannten und unbekannten Gräber gedenken, in denen dort jenseits der Alpen unsere Väter nach zumeist nur kurzem Glück und schweren, heißen Kämpfen ruhen, — auch die Gräber unserer Ahnen bedeuten für uns ein Stück unserer Heimat.

München. Der Verfasser.

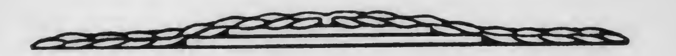


sich, mehr und mehr anwachsend, eine tiefe Wehmut. Nicht über den Verlust jenes geliebten, schönen Landes, das den eingeborenen Söhnen jetzt mit Recht wieder gehört und hoffentlich für immer gehören wird. Nein, über die unnennbaren Opfer an Blut, Leben, Kraft und Hoffnung, die dort wieder und wieder und immer vergeblich von unseren deutschen Vorfahren gebracht worden sind. Seit sich die Völkerwanderung zuerst über Italien ergoß und unsere Stämme der Goten und Langobarden über die Alpen führte, hat sich stets aufs neue das gleiche traurige Schauspiel im großen und im kleinen wiederholt: Mutiges Ergreifen, kurzer Besitz, unabwendlicher Untergang durch die feindlichen Mächte der Fremde. Wie die Reiche der Goten und Langobarden zerschellten und in Trümmer gingen, so hatte auch das gewaltige Weltreich Karls des Großen mit all' seiner Macht nur kurzen Bestand, so vergingen und verwehten die Schöpfungen der anderen Kaiser, die umsonst versuchten, ihre Gewalt gleich dem alten Rom über den Erdkreis auszudehnen. An jedem von diesen Reichen hat sich der Umschwung der Tragödie, der Sturz von der Höhe zur Tiefe vollzogen, die Geschichte von ihnen zusammen aber umfaßt die große Tragödie des Deutschtums in Italien. In Blut und Jammer ist all' das kühne Streben untergegangen, und wer die Stätte jenes weltgeschichtlichen Trauerspiels besucht, findet oft nur noch einsame Gräber und morsche Ruinen.

Aber jahrhundertelang hat jenes reiche, sonnegeliebte Land uns doch gehört! Auch das kommt einem erst so recht lebendig zum Bewußtsein, wenn man die Spuren der Ahnen dort ehrfurchtsvoll betrachtet. Es gibt ihrer weit mehr, als man bei flüchtigem Besuch vermutet. Paläste, Kirchen, Denkmäler, Bilder, Schlachtfelder und

Museen sprechen heute noch mit beredter Stimme von den Deutschen und ihrer langen Herrschaft in Italien. Man muß nur ihre Stimme herauszuhören wissen und sie verstehen, dann wird man sich bei ihrem Klange warm und heimatlich berührt fühlen. Für die Hälfte der christlichen Zeitrechnung beinahe hat ja doch ein so festes und enges Band Italien und Deutschland miteinander verknüpft, daß wir in Wahrheit jenseits der Alpen ein Stück von unserer Heimat suchen dürften. Diese Heimat können wir uns auch heute noch wiedererobern, nicht mit dem Schwerte, — Gott behüte uns vor jedem Versuche dazu! — wohl aber mit dem Herzen. Wir können es, indem wir alle die deutschen Erinnerungszeichen auf italienischem Boden durch genaue, sorgsame, liebevolle Betrachtung uns zu eigen machen, indem wir uns in dieser Betrachtung mit einem tiefen, vertrauten Gefühl erfüllen, das uns die Fremde zur Heimat werden läßt. Und wenn wir zuletzt in tiefer Wehmut all' der bekannten und unbekannten Gräber gedenken, in denen dort jenseits der Alpen unsere Väter nach zumeist nur kurzem Glück und schweren, heißen Kämpfen ruhen, — auch die Gräber unserer Ahnen bedeuten für uns ein Stück unserer Heimat.

München. Der Verfasser.



I

Verona. — Ravenna.

Dietrich von Bern und sein Urbild: Theoderich der Große.

Verona: Amphitheater. — Kastell San Pietro. — Ponte della Pietra. — Santo Stefano. — San Zeno Maggiore. — Ravenna: Theoderichs Palast. — Sant' Apollinare Nuovo. — Theoderichs Grabmal.

In Verona war's. Durch die Stadt schlendernd, war ich unerwartet aus engem Straßengewirr heraus auf einen großen freien Platz gelangt und sah nun über die weichen Formen immergrüner Bäume hinweg die festen Linien eines riesenhaften Bauwerks. Grau und mächtig — auch in Trümmern mächtig — stand es vor dem blauen Himmel, mit jedem seiner Steine des Volkes Größe verkündend, das diesen Bau gleich einem gewaltigen Wachtposten aufgestellt hat an Italiens nördlichem Tor. Aber nicht römische Größe war es, was mich an diesem ungeheueren Amphitheater am tiefsten ergriff; ein deutscher Name klang in meiner Seele auf und bewegte mich mehr, als es senatus populusque Romanus jemals vermocht hätten. „Das Haus Dietrichs von Bern" — mit diesem Namen ist der Römerbau uns Deutschen zugesprochen worden; denn Bern ist nur der deutsche Name für Verona,



wie Garte, Badouwe und Raben die Verdeutschungen sind für Garda, Padova und Ravenna. Es wirkt wie eine Art von erneuter Besitzergreifung, wenn diese Worte aus fernen Zeiten her wieder unser Ohr treffen; in den Städten mit italienischer Bezeichnung werden wir immer Fremdlinge bleiben, in Bern, Garte und Raben haben wir ein wohlerkämpftes Heimatsrecht von alters her.

Und mit den deutschen Städtenamen zugleich ertönt auch wieder deutsches Heldenlied. Hier vor dem grauen, gewaltigen Amphitheater von Verona ist ein guter Ort, um des Nibelungenliedes zu gedenken, — unser deutsches Gedicht ist so mächtig wie das römische Bauwerk. Mitten aber in die Katastrophe des Epos, in dies furchtbare Chaos von Blut und Feuer hinein ist ja Dietrich von Bern gestellt worden, ein Vermittler und Friedenstifter, so lange noch zu vermitteln und zu versöhnen ist, ein unüberwindlicher Streiter, wenn er, durch den Mord seiner Mannen zur Wut entflammt, endlich selbst zum Schwerte greift. Erscheint er in unserer größten mittelalterlichen Dichtung auch nur episodisch, so behält man doch sein Bild in der Seele als das eines Helden von echt deutscher Art: gütig im Frieden, furchtbar im Kampf. Und so zeigt er sich überall sonst in den anderen Heldenliedern, die von ihm singen, nur daß man sich die zerstreuten Einzelzüge zu seinem Bilde mühsam an verschiedenen Stellen zusammensuchen muß. Denn leider gibt es kein bedeutendes Epos, das ihn und sein Schicksal zum Mittelpunkte gemacht hat; in mehr als ein Dutzend verschiedene Dichtungen sind seine Abenteuer hineinverwoben worden. Stets aber heißt es von ihm ähnlich wie im »Rosengartenlied«:

Herr Dietrich von Berne und seine Dienstmann',
Die haben bei unseren Zeiten noch je das Best' getan.

Und wie man ihn rühmt, so zeigt er sich in allen Lagen; seine Weisheit, Besonnenheit, Frömmigkeit, seine Güte und Kraft bleiben sich immer gleich. In »Ecken Ausfahrt« spricht er das schöne Wort: „Es sterben nur die Feigen", und in »Etzels Hofhaltung« weiß er durch guten Humor sein Haudegentum zu mildern. Als er hier ein schönes Mägdelein, das der wilde Wunderer verfolgt und fressen will, vor dem ersten, gewaltigsten Ansturm ihres Peinigers beschützt hat, da heißt es weiter:

Er sprach zu der Jungfrauen:
„Nun setz' dich neben mich,
So will ich gerne schauen,
Wer nun woll' essen dich."

Von einem jedoch ist in all' diesen Heldenliedern noch nirgends die Rede, vom Veroneser Amphitheater als vom Hause Dietrichs von Bern. Später erst hat sich sein Name daran geknüpft; im zwölften Jahrhundert etwa haben die deutschen Pilger und Kämpfer angefangen, in der mächtigen Arena seine Behausung zu erblicken, weil die Größe dieses Bauwerks am besten zur Größe ihres Helden zu stimmen schien. Das war erst möglich, als der wirkliche Wohnsitz von Dietrichs historischem Urbild in Vergessenheit geraten war. Denn wie das Bern der Heldenlieder nichts anderes war als das alte Verona, so waren der Ostgotenkönig Theoderich der Große und unser tapferer Dietrich ein und dieselbe Person. Ihm hat die Sage noch ein paar Züge hinzuverliehen aus eigener Machtvollkommenheit, hat auch das Schicksal des Gotenvolkes an die Stelle seines eigenen gesetzt und den fast immer siegreichen Theoderich zum landflüchtigen Dietrich werden lassen, — darum hat aber Dietrich von Bern doch im historischen Theoderich sein Urbild. Germanischer Herkunft sind beide,



und wir dürfen auf Theoderich so stolz sein wie auf den Dietrich unserer Sagen; nur daß die Stammesverwandtschaft der Ostgoten mit uns auch zu den Dingen gehört, die dem Italienreisenden meist erst mit einem Gefühl der Ueberraschung wieder in Erinnerung kommen.

Wie Dietrich in Bern residiert, so hat es auch Theoderich getan, jedoch nicht im Amphitheater, das immerhin eine seltsame Behausung abgegeben hätte, sondern in einem von ihm selbst erbauten Palaste. Auch in Ravenna, Pavia und Monza, in Spoleto und Terracina hatte er sich solche Königshäuser gegründet, und wenn Ravenna sein Lieblingssitz blieb, so hat er Verona doch scheinbar nächstdem am meisten bevorzugt und namentlich gern in dem wohlbefestigten Orte Zuflucht gesucht, wenn ihm in seiner eigentlichen Residenz irgendwelche Gefahr drohte. Ob von dem Palaste Theoderichs in Verona noch nennenswerte Reste vorhanden sind, darüber haben die Gelehrten viel gestritten; jedenfalls weiß man aber genau, wo er gelegen hat, und wahrscheinlich gibt uns ein altes Stadtsiegel von Verona sein Abbild. Er stand auf der Höhe des heutigen Kastells San Pietro, ein wenig seitwärts von diesem, und beherrschte die Stadt zu seinen Füßen, wie das Kastell es heute noch tut. Ist es auch nur eine Kaserne, die gegenwärtig dort oben thront, so kann ihr halb festungs-, halb schloßähnlicher Bau doch ungefähr eine Vorstellung davon geben, wie des Ostgotenkönigs Palast einstmals gewirkt hat. Lange Zeit auch nach Theoderich noch hat dieser Palast auf der Höhe den wechselnden Herrschergeschlechtern zum Wohnsitz gedient; die Deutschen Alboin, Liutprand, Pippin haben gleich dem Italiener Berengar von dort niedergeblickt auf die fruchtreiche Ebene zu ihren Füßen, neue Bauten haben sich zu den alten gefügt, und erst 1801

hat man die Befestigungen niedergelegt. Wie sich aber Theoderichs Name nicht an diesen Ort, sondern an das Amphitheater geheftet hat, so ist eines fränkischen Königs Name hier oben erhalten geblieben. Bis in die Gegenwart herein haben einzelne Leute für die erinnerungsreiche Trümmerstätte auf dem Hügel eine Bezeichnung bewahrt, die gleichfalls über die Alpen hinüberweist: sie nennen eine Stelle dort den Thron Pippins.

Wenn Theoderich von seinem Palaste niederblickte, dann sah er die Etsch in gewaltigem Bogen schützend am Fuße des Berges vorüberströmen, dann sah er zugleich die feste Römerbrücke aus der Kaiserzeit, die dort unten schon lange die beiden Ufer des breiten Stromes verband. Von ihr weiß auch das Heldenlied; mehrfach wird sie genannt, wenn die Recken einreiten zu Dietrichs Palast. Ein Teil von ihr steht gegenwärtig noch in altehrwürdiger Form; die beiden aus Quadern gefügten Bogen zunächst am linken Ufer des Flusses — die übrigen gehören zu einem jüngeren Bau — stammen noch aus jenen Tagen, und wenngleich Römerhände sie wölbten, so haben sie doch unseren germanischen Helden oft genug hinübergetragen zu seinem Palast. Ein wenig links aber, jenseits dieser Brücke, die heute Ponte della Pietra heißt, schaut die Kirche Santo Stefano herüber, die für Theoderich eine eigene Bedeutung erlangen sollte. Als Barbar und Arianer blieb er dem echten Italiener und dem orthodoxen Katholiken stets in tiefster Seele verhaßt, wenn sie sich auch vor ihm beugen mußten, so lange er lebte. Nach seinem Tode haben die Italiener seine Nachkommen, die Katholiken sein Andenken für diese Demütigung büßen lassen. Und doch hatte Theoderich eine Toleranz geübt, wie man sie selbst in späteren Jahrhunderten auf Thronen oft vergeblich gesucht hat.



Erst in den letzten Jahren seiner Regierung drängten die Ereignisse ihn zu größerer Strenge auch gegen einzelne Katholiken, und ein Opfer solcher Strenge wurde damals die — später mehrfach wiederhergestellte — Kirche Santo Stefano zu Füßen des Schloßberges. Aus Aerger über eine dort gehaltene Predigt, wie man sagt, hat er sie niederreißen lassen. Das und einiges andere, vor allem aber seine arianische Ketzerei an sich, haben die strenggläubigen Katholiken ihm niemals verziehen, und so hat sich im Schoße der Kirche bald um seine Person und seinen Tod eine Legende gebildet; man hat ihn, der im Leben unantastbar war, in der Ewigkeit vernichtet. Es hieß, der Teufel habe den Gestorbenen ergriffen und ihn hineingeschleudert in die unauslöschlichen Gluten des Aetna, wo er nun brennen müsse bis zum jüngsten Gericht. Aus Italien wanderte diese Legende nach Deutschland, vermischte sich mit uralten, germanischen Sagen und machte so den Weg zurück über die Alpen. Verwandelt und erweitert kam sie hier an, unserer jagdfrohen Vorfahren Glauben an zauberhafte Tiere spielte nun hinein. Jetzt erzählte man, dem Theoderich sei am Tage seines Endes ein schwarzes Zauberpferd erschienen, als er gerade einem Bad entstiegen sei. Um einen Hirsch zu verfolgen, den er gleichzeitig erblickt habe, sei er eilig, nur mit einem umgeworfenen Mantel bekleidet, auf das Pferd gestiegen, der Hirsch aber — gleich dem Roß ein Sendbote des Bösen, oder gar dieser selbst in verwandelter Gestalt — habe ihn mit sich gelockt, weiter und weiter, zuletzt in das ewige Feuer der Hölle hinein. Sogar einen bestimmten Ort, das zwischen Viterbo und Orvieto gelegene Bagnorea, einst Balneum regis, wußte man als Schauplatz des verhängnisvollen Bades anzugeben.

In ähnlicher Gestalt ist die Sage auch in das Heldenlied übergegangen, doch merkt man aus der ungeschickten Einfügung an unpassender Stelle deutlich genug, daß es sich um ein späteres Einschiebsel handelt. In »Etzels Hofhaltung« heißt es mitten im Gang der Erzählung unvermittelt:

Und ist auch noch bei Leben
Herr Dieterich von Bern;
Gott tät ihm Buß' aufgeben,
Das mögt ihr hören gern:
Eins Tags er sich versprache
Zu Beren in der Stadt,
Von Red' dasselb' geschache;
Das war des Teufels Rat;
Darum ward er berühret
Von einem Roß unrein
Und wurd' dahin geführet,
Das mocht' der Teufel sein,
Darauf da mußt' er reiten
In die wüst' Rumenei:
Mit Würmen muß er streiten,
Bis uns der jüngste Tag wohnt bei.

Ist hier das Schicksal Dietrichs ein wenig abgemildert worden, indem er nicht in die Hölle hinunter braucht, sondern nur bis an den jüngsten Tag mit Drachen in der wüsten Rumenei zu kämpfen hat, so fügt der Neuformer des alten Heldenliedes auch noch die tröstlichen Worte bei:

Das lassen wir hie nun seine,
Wo er nun kommen sei,
Gott hilft ihm noch aus Peine,
Mit Stärk' wohnt er ihm bei.

Hier tönt schon wieder ein versöhnlicher Klang in das Verdammungsurteil hinein, das die katholische Ortho-



doxie über den arianischen Ketzer verhängt hatte. In ungemilderter Gestalt aber bewahrt eine Kirche Veronas in zwei steinernen Bildern die Sage, wie sie umgeformt aus Deutschland wieder zurückgekommen war nach Italien. Am Portal der ehrwürdigschönen Basilika San Zeno Maggiore sieht man den Theoderich leibhaftig in die Verdammnis reiten, wobei seine unheimliche Tiergesellschaft noch um einen Hund und einen Falken vermehrt erscheint. Ein Meister Nikolaus hat diese Reliefs mit seinem Namen gezeichnet. Die Tafel zur Linken zeigt einen nackten Reiter mit wehendem Mantel und spitzem Hut, einen gefüllten Köcher auf dem Rücken, das Hifthorn am Munde; zur Rechten stürmt der verfolgte Hirsch, dem ein Hund auf den Rücken springt, einer nur noch undeutlich erkennbaren Gestalt entgegen, während zwischen den beiden Tafeln ein Vogel auf einem Hasen oder Kaninchen kauert und unter ihm noch eine kleine Männerfigur zu sehen ist, die sitzend einen Schild oder eine Harfe auf den Knien hält. Ein paar lateinische Verse über den Tafeln erklären ihren Inhalt; in Uebersetzung lauten sie etwa:

O der törichte König! Er strebt nach höllischer Gabe;
Gleich beut ein Pferd sich ihm dar, das ein feindlicher Dämon gesendet,
Nackt entsteigt er dem Bad, jagt zur Hölle, von wo keine Rückkehr.
Falke und Pferd und Hirsch und Hund — er Beute, sie Gabe des Abgrunds.

Im Namen des Amphitheaters und in diesen eigenartigen Bildwerken an der Tür von San Zeno lebt unser Sagenheld bis heute in Verona fort; vom historischen Theoderich sind keine oder nur schwache Denkzeichen dort erhalten geblieben. Aber auch er hat einen Ort seines

Andenkens. Was Verona für Dietrich von Bern, das ist weit mehr noch Ravenna für Theoderich den Großen. Die Sage weiß nicht viel von dieser Stadt am Meere, die Geschichte hat feierlich ernste Denkmäler von unvergleichlichem Wert in Stein und Farben dort zurückgelassen.

Was das Heldenlied von Ravenna berichtet, findet sich fast ausschließlich in dem Gedichte „Die Rabenschlacht" vereinigt. Rabenschlacht heißt nichts anderes als die Schlacht bei Ravenna, und in der Tat ist der größte Teil der unbedeutenden Dichtung mit blutigen und lärmenden Berichten über den Kampf angefüllt, den Dietrich um den Wiedergewinn seiner — hier unhistorisch bereits vom Vater ererbten — Heimat in „römisch Land" und ihre Hauptstadt Raben gegen den Gotenkönig Ermenrich zu kämpfen hat. Dabei ist es interessant, wie die wirkliche örtliche Lage Ravennas in der Erinnerung des deutschen Dichters nachwirkte, der die Geschichte der Rabenschlacht aufzeichnete. Häufig spricht er von „Raben auf dem Sande" oder von „der Haide weit", und auch die Nähe des Meeres, das damals mit seinen Wellen die Mauern der Stadt noch erreichte, ist ihm wohl bewußt; denn er läßt einen von Dietrich Verfolgten durch eine auftauchende Meermaid unvermutet gerettet werden. Das ist aber auch ungefähr alles, was das Heldenlied von Ravenna zu melden weiß. Um so heller und reicher ist der Schein, den die Geschichte über diese Stadt und ihren mächtigen Herrscher Theoderich ausgebreitet hat.

Als ich sie zum ersten Male betrat, erschien sie mir auf den ersten Blick weit freundlicher, als ich erwartet hatte. Nur die Vergangenheit in ehrwürdigen, vom Schauer des Verfalls umwitterten Denkmälern hatte ich hier zu finden gedacht, und nun zeigte sich mir zunächst in-



mitten einer kleinen, behaglichen Landstadt ein stilles, ein wenig philiströses Gegenwartsleben. In dieser Umgebung wollte mir das Gefühl, mit dem ich gekommen war, nicht recht lebendig bleiben: dies ehrfurchtsvoll wehmütige Bewundern für das Wirken eines großen Mannes von germanischer Abkunft im fremden Lande. Aber als ich nun durch eine Reihe von ruhigen, hellen Straßen hindurchgeschritten und auf den Hauptplatz der Stadt gekommen war, da zeigten sich meinen Blicken acht Säulen von absonderlichen Formen. Sie trugen das Mauerwerk eines verhältnismäßig neuen Gebäudes, doch sie selbst waren von des Alters Hand gezeichnet. Und auf einem der zwischen antiker und mittelalterlicher Art seltsam vermittelnden Kapitäle sah ich inmitten eines rohen Blätterkranzes ein paar ineinander verschlungene Buchstaben, die mir mehr zu sagen wußten, als die ganze Stadt es bisher vermocht hatte. Bildeten sie doch das Monogramm des großen Gotenkönigs! Nun versank mir plötzlich die Gegenwart, die Piazza Vittorio Emanuele verwandelte sich für mich in eine Piazza Teodorico, und von diesem Augenblick an empfand ich es wahrhaft: ich stand auf dem Boden von Theoderichs Residenz. Auch er selbst lebte mir nun wieder auf, der mächtige Mann, der den Anfang und das Ende seiner Herrscherlaufbahn mit Blut befleckt hat, aber trotzdem den Namen des Großen mit gutem Rechte trägt.

Vom oströmischen Kaiser Zeno, der ihn fürchtete, obwohl er ihn offiziell als Sohn adoptiert hatte, wurde Theoderich mit seiner nach Taten suchenden jungen Heldenkraft auf Italien abgelenkt. Er wurde gegen Odoaker gesendet, ein Germane gegen den anderen, der einen vergänglichen Herrschertraum dort hatte träumen dürfen. Sieg und Niederlage wechselten, dann aber wurde Odoaker

in Ravenna eingeschlossen und mußte sich nach dreijähriger Belagerung ergeben. Sie war mit ihren Kämpfen das Urbild von der Rabenschlacht des Heldenliedes; ein Andenken an sie grünt bis heute in der Pineta fort, bei der Theoderich sein Lager angelegt hatte, in jenem schönen Pinienwalde, der als wertvollster Schmuck der Natur für diese Gegend mit dem Rauschen seiner alten, durch Sturm und Feuer geschädigten Wipfel von fernen Zeiten leise noch erzählt. Am 5. März des Jahres 493 zog Theoderich dann ein in die überwundene Stadt, und bald darauf sank Odoaker im Palast ad Lauretum, den Honorius erbaut hatte, unter einem Mordstahl in den Tod, niedergestreckt von seines Ueberwinders eigener Hand, der ihm das Leben und königliche Ehren zugesichert hatte. Ob Odoaker ihm nachstellte, wie Theoderich vorgab, wer kann es heute nach vierzehn Jahrhunderten mit Gewißheit ergründen? Jedenfalls beugte sich nun ganz Italien dem Sieger, und vom Kaiser Zeno war nichts zu fürchten, solange Theoderich ihn, wie es Zeit seines Lebens geschah, offiziell als Herrn anerkannte und sich selbst nur als abhängigen Stellvertreter bezeichnete. In Wahrheit aber war Theoderich von jetzt ab der Herrscher über Italien und das ganze weströmische Reich, das er als fortbestehend ansah. Er hatte sein Gotenvolk mit sich geführt in das gelobte Land, er wies ihm Wohnsitze an unter dem sonnigen Himmel, er verpflanzte das germanische Königtum auf den Boden von „römisch Land“ und legte sich als Herrscher über dies neue Reich kaiserliche Ehren bei. Als er einzog in den Palast von Ravenna, da blutete Italien noch aus tausend Wunden, die ihm durch schwere Kriege waren geschlagen worden, und klagend mußte Theoderich selbst gestehen: „Nur eine Ernte von Dornen und Unkraut tragen Italiens



Gefilde.“ Jetzt aber kam er als Bringer einer neuen Zeit. Neben all den Sorgen der auswärtigen Politik fand er Muße, dem Ausbau seines Reiches im Inneren die liebevollste, weiseste Sorgfalt zuzuwenden. Er befestigte Städte, er baute und erneuerte Wasserleitungen, er verwandelte die Sümpfe um Spoleto in fruchtbare Felder und begann das Riesenwerk der Entwässerung in den pontinischen Sümpfen; eine Inschrifttafel an der Kathedrale von Terracina verkündet uns noch den Ruhm dieses gewaltigen Unternehmens. Die Segnungen eines ungewohnten Friedens ergossen sich über Italien; ein Friedensfürst — überraschend emporgetaucht aus den wilden Wellen der Völkerwanderung — war Theoderich gegenüber den fremden Mächten, die ihn selten und schwer nur zum Kriege zu zwingen vermochten, ein Friedensfürst war er im Innern seines Landes. Ein absoluter Herr, war er doch zugleich ein warmer Verehrer des Rechts und sah immer lieber einen Streit vor Gericht geschlichtet als durch Gewalt beseitigt. „Nur die barbarische Welt lebt nach zügelloser Willkür,“ war sein eigenes Wort, und von seinem Volke wußte er zu rühmen: „So weit haben wir unsere Goten herangebildet, daß sie sowohl mit den Waffen vertraut, als von Rechtsliebe geleitet sind.“ Sein Ehrgeiz war, wie ein römischer Kaiser zu regieren, doch vermählte sich in ihm deutsches Wesen mit römischer Ueberlieferung. Germanische Herzensgüte klingt aus den Verfügungen, die er im Interesse der Waisen und der Geringen seines Volkes traf. „Wer leicht zu bedrücken ist,“ heißt es von diesen, „zieht unser Mitleid besonders an und hat von seiner Schwäche den Vorteil, uns leichter zum Erbarmen zu gewinnen.“ Ueber die verwaisten Kinder aber sprach Theoderich das schöne, verheißungsvolle Wort: „Mit Fug

nimmt sich des Königs Milde derer an, die des Vaters und seiner Fürsorge beraubt sind. Denn unter seinem, des allgemeinen Vaters Schutz soll man den Verlust des eigenen Vaters nicht verspüren; mit Recht sucht die entblößte Kindheit ihre Zuflucht bei uns.“

Für die Römer blieb Theoderich immer der Barbar und der Ketzer, uns Gegenwartsmenschen tritt er durch solche Worte merkwürdig nahe. Und noch etwas anderes ist es, was diesen großen Gotenkönig uns verwandt macht: seine glühende Verehrung für die Schönheit und Größe der antiken Kunst, ein Gefühl, das ihn gewissermaßen zum Vorbild aller begeisterungstrunkenen deutschen Romfahrer werden ließ. War ein Teil von dieser Verehrung ihm auch vielleicht anerzogen worden am Kaiserhofe zu Byzanz, wohin er in früher Jugend schon als Geisel kam, um die eindrucksreiche Entwickelungszeit bis zu seinem achtzehnten Jahre dort zu verleben, — daneben wohnte doch auch in seiner Seele die angeborene, tiefe deutsche Sehnsucht nach dem Süden und seiner Schönheit. Und als er nun die Wunderwerke Roms mit Augen sah, da wurde jene Sehnsucht zur Liebe. „Rom ist die Welt!“ rief er bewundernd aus. „Rom besitzt Alles und hat seinesgleichen nicht auf Erden. Das ganze Rom ist ein Wunder; seine Bauten sind unvergleichlich, von den höchsten Kuppeln bis zu den tiefsten Kloaken.“ Theoderichs liebste Erholung von den Sorgen der Regierung war die Betrachtung der antiken Werke, doch erfüllte tatkräftige, nicht müßig staunende Liebe sein Herz. Dem Verfall zu steuern, das Zerstörte wiederherzustellen, wurde nun die schönste Aufgabe seines Lebens: „Die Wunderwerke der Alten sollen auch unseren Ruhm vermehren, indem wir sie der Zerstörung entreißen.“ Er stellte einen besonderen Baumeister an, der



die Mauern Roms, die Wasserleitungen, die öffentlichen Gebäude unter seiner Aufsicht und einige Mittel für ihre Wiederherstellung zur Verfügung hatte. Zum Schutze der Bildsäulen gab Theoderich besondere Gesetze, die für den Diebstahl einer Statue Straflosigkeit zusicherte, sobald sie der Dieb zurückerstattete, während er sonst mit dem Tode bedroht wurde; ein besonderer Beamter mußte durch nächtliche Patrouillen den Bildwerken außerdem noch zum Schutze dienen. Ein sogenannter Barbar wurde auf solche Weise zum Verteidiger der ewigen Stadt gegen ihre eigenen Bewohner, die nicht etwa des Kunstwertes wegen die Bildwerke stahlen, sondern um ihr Erz einzuschmelzen oder ihren Marmor zu Kalk zu verbrennen. Bei vielen Prachtbauten Roms ist verständnisvoll durch Theoderich dem Verfall gesteuert worden, und als er im Jahre 500 die Stadt besuchte, da schien sich hier der Glanz der versunkenen Kaiserzeit in prunkvollen Zirkusspielen und anderen Festen wieder zu erneuern. Wäre die Macht der katholischen Kirche und ihre Feindschaft gegen Theoderich nicht schon zu groß gewesen, er hätte wohl sicher seinen Herrschersitz nach Rom verlegt und in einem der alten Kaiserpaläste auf dem Palatin dauernd gehaust, niederblickend auf die noch so herrliche Stadt, auf die weite Campagna und die blauen Bergzüge am Horizont. Gleich Odoaker hat er während seines römischen Aufenthaltes wirklich dort oben auf dem palatinischen Hügel gewohnt, hat auch dort — wie Ziegelsteine mit seinem Stempel stumm zeugend verkünden — Erneuerungsbauten vorgenommen und wahrscheinlich der sogenannten Stadiumanlage ihre letzte, jetzt wieder aufgedeckte Gestalt gegeben.

Aber der Haß der orthodoxen Katholiken warnte ihn vor dem Boden Roms. Er kehrte zurück nach Ravenna,

das er lieben gelernt und sich selbst zu einem prächtigen Wohnsitz gestaltet hatte. Denn so wenig er die Erneuerungsbauten auf Rom beschränkte, so wenig tat ihm die Wiederherstellung des Alten allein Genüge. Selbst auch zu schaffen im antiken Geiste, war sein Ziel, aber die vorwärtsdrängende Zeit war mächtiger als er. All' seine Neigungen hafteten an der alten Kunst, doch als nun die von ihm erwählten Baumeister ihr Werk begannen, da stiegen Schöpfungen aus dem Boden empor, die trotz mancher Verwandtschaft mit der antiken Welt doch schon hinüberwiesen in eine neue Zeit. So trägt ein Teil von jenen Werken, die den Uebergang von der Antike zum Mittelalter verkörpern und Ravenna für alle Kunstwallfahrer zu einem heiligen Mausoleum dieser Werdezeit machen, den Namen des Mannes, der die alte Welt zu erneuern suchte und doch in Wahrheit etwas neues schuf. Leider ist von dem Gebäude, das ihn am nächsten, persönlichsten berührte, vom ravennatischen Königspalaste, dort nichts zweifellos Echtes mehr erhalten geblieben. Bis vor kurzem freilich hat man ein halbzerstörtes, aber noch stattliches altes Gebäude in Ravenna für einen geretteten Teil von Theoderichs Palast gehalten, und einzelne namhafte Forscher wahren auch heute dieser Ueberlieferung ihr Daseinsrecht. Andere jedoch, voran Corrado Ricci, versetzen das Gebäude aus dem sechsten ins achte Jahrhundert, in eine Zeit also, die der Gotenherrschaft bereits weit entrückt war. Der wirkliche Königspalast muß von römisch-kaiserlicher Pracht gewesen sein; wie Theoderich die römischen Leibwachen als persönlichen Schutz beibehielt, so ließ er alte Prachtliebe in diesen Räumen herrschen, von denen wir in Ravenna keine Andenken mehr besitzen, als ein Mosaikbild in der Kirche Sant' Apollinare Nuovo. Wenn auch



sicherlich ungenau in den Einzelheiten, zeigt es doch einen stattlichen Bau mit hoch emporsteigendem Mittelgiebel, mit Säulen, Bögen und Mosaiken; viel reicher und prächtiger noch muß der Eindruck gewesen sein, als in den Räumen zwischen den Säulen feierliche Gestalten sichtbar waren, Theoderich selbst wahrscheinlich thronend in der Mittelöffnung. Ein eifriger Erzbischof hat ihn und sein Gefolge hier im Bilde vernichten lassen, doch ist sein Werk so flüchtig ausgeführt worden, daß hie und da noch eine Hand oder sonst ein Rest von den Figuren gespenstisch hervorschaut.

Auch ohne diesen wertvollen Mosaikpalast wäre Sant' Apollinare Nuovo das prächtigste uns erhaltene Baudenkmal aus Theoderichs Tagen, das trotz der Entstellung in späteren Zeiten mächtig zur Seele spricht. Antike Säulen — wer weiß, aus welchem Göttertempel entnommen? — mit stumpf gewordenem Marmorglanz tragen die Bögen und Mauern des Mittelschiffs; nach oben hin aber sind seine Wände ganz mit Mosaiken bedeckt, das einzig erhaltene Beispiel solcher Art aus jenen Tagen. Von Theoderichs Bau stammen freilich nur noch die beiden oberen Reihen der Mosaikbilder, unbeholfen tastende Versuche, die Geschichten der heiligen Schrift lebendig werden zu lassen durch die Kunst, doch waren vermutlich auch in des Gotenkönigs Tagen schon alle Flächen dort in der Höhe mit Mosaik überdeckt. Derselbe Erzbischof, der das Palastbild entstellte, hat vielleicht eine Reihe von Gemälden vertilgt, die hier Theoderichs weltliches Regiment verherrlichten. Allein jenen Palast und gegenüber das Bild von Classis, der heute bis auf eine Kirche verschwundenen Hafenstadt Ravennas, und ganz am Ende beider Bilderreihen die Darstellung von Maria auf der einen, von

Christus zwischen Engelsgestalten auf der anderen Seite — hat er vom Vorhandenen übrig gelassen; die weiten Zwischenräume sind sodann mit zwei langen Reihen steifer, feierlicher Figuren von Märtyrern und Jungfrauen ausgefüllt worden. Sieht man sie dahinschreiten in ihren Gewändern von römischem Faltenwurf, so kann man glauben, eine antike Prozession zu erblicken, aber die christlichen Abzeichen und Inschriften widersprechen. In Wahrheit verherrlichen all jene Bilder in Sant' Apollinare Nuovo eine Hochzeitsfeier: die schüchterne Vermählung der jungen christlichen Kunst mit der Antike, wozu der Orient seine Brautgeschenke gab.

Dieser schöne, von Mosaikfarben durchleuchtete Bau ist das wichtigste kirchliche Denkmal aus Theoderichs Tagen. Eine andere von ihm geschaffene Kirche, Sant' Andrea de Goti mit Namen, ist vom Erdboden verschwunden, sofern die Säulen auf dem Marktplatze mit des Gotenkönigs Namenszug nicht zu ihr gehört haben, wie neuerdings behauptet worden ist. Bisher schrieb man sie der Basilika des Herkules zu, die Theoderich für die Geschäfte und Streitigkeiten der Kaufleute erbaut hatte. Zwei andere Häuser für den arianischen Kultus, die Kirche Santo Spirito und das Taufhaus Santa Maria in Cosmedin, sind erhalten geblieben, aber sehr verbaut und entstellt; im Taufhaus blicken wenigstens noch die alten Mosaiken aus der Kuppel nieder. Damit ist aber auch die Reihe von Werken des Königs innerhalb der Stadt erschöpft, und man muß vors Tor hinausgehen, um noch ein mächtigstes Denkzeichen seines Wirkens andachtsvoll zu betrachten: Theoderichs Grabmal. Dies massig-schwere, wie für Ewigkeiten gefügte Werk ist ein würdiges Denkmal für den Völkerwanderungshelden. Viel hat man ge-

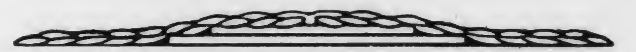


stritten, ob deutsche, ob römische Elemente den künstlerischen Charakter dieses Gebäudes bestimmt haben; bei Theoderichs Verehrung für antike Kunst — er selbst hat sich diese letzte Behausung noch erbauen lassen — ist wohl anzunehmen, daß er dabei verwandte römische Bauten wie das Grabmal der Cäcilia Metella zum Muster nahm. Trotzdem aber verkörpert sich, ob gewollt oder nicht, auch deutsche Reckenhaftigkeit in diesem Bauwerk, in der wehrhaften Abgeschlossenheit nach jeder Seite, in dem Riesenfelsblock vor allem, der den ganzen Innenraum, zur Kuppel ausgehöhlt, mit einer einzigen Spannung überdeckt. Leer und öde ist heute dieser matterleuchtete Raum; der Staub des großen Toten ist mit dem umschließenden Sarkophage verschwunden; ein Goldschmuck, den man unweit in der Erde fand und als Panzer des Theoderich ausgab, wird gegenwärtig auch angezweifelt, und so hat man kein Zeichen, wo der Heldenkönig, dem selbsterbauten Mausoleum entrissen, die letzte Ruhestätte gefunden hat. Aber trotzdem fühlt man sich ihm an diesem Orte näher als irgendwo sonst, und gerade hier verschmelzen die zwei verschiedenen Gestalten am innigsten: Theoderich der Große, der friedvolle Gotenkönig, und Dietrich von Bern, der waffenkundige Held unserer deutschen Sage.

Die Völkerwanderung, die große, wunderbare Sturmflut, von unsichtbaren Mächten aus dem Nordosten herangepeitscht, hatte bereits ein paar mächtige Wogen über den Alpenkamm hin auf Italien ergossen, zerstörend, befruchtend und empfangend zugleich. Die von den Hunnen verdrängten Westgoten unter Alarich waren als erste gekommen; Odoaker mit seinen Söldnerscharen in buntem Stammesgemisch aus Herulern, Alanen, Rugiern und anderen war zu traumhaft kurzer Herrschaft gefolgt; nach ihm

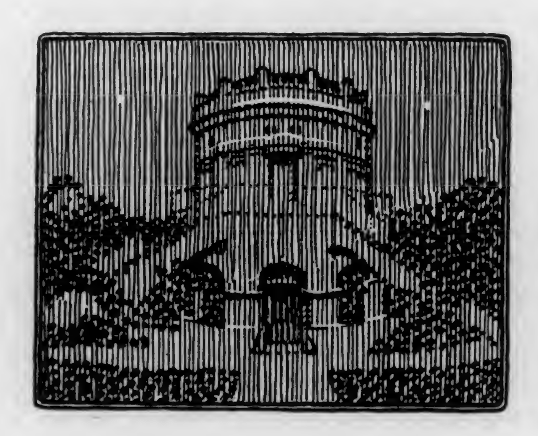
hatte Theoderich mit seinen Ostgoten ein scheinbar felsenfestes Reich gegründet. Aber keins von all den deutschen Reichen auf Italiens Boden hat für die Dauer Bestand gehabt. Immer wieder hat sich das gleiche Schauspiel traurig wiederholt: Blutvergießen und Kampf, grausames Opfer zahlloser Menschenleben, zeitweise Macht und Besitz, — dann unvermeidlicher, oft jämmerlicher Untergang. Auch an Theoderichs Reich hat sich dies Schicksal unaufhaltsam und in raschem Lauf erfüllt. Schon die nächsten Jahre nach seinem Tode brachten furchtbare Dinge: die Ermordung von Theoderichs Tochter Amalasuntha auf Anstiften ihres eigenen Gemahls, Theodat, den kläglichen Tod ihres unmündigen, durch Ausschweifungen zerrütteten Sohnes Athalarich, das Rachegericht seiner eigenen Völker über Theodat, von den Goten getötet, weil er sich vor dem Kaiser Justinian und seinem Feldherrn Belisar schmählich gedemütigt hatte. Zehn Jahre nach Theoderichs Tode bereits war Belisar im Besitze von Rom. Zwar kam noch ein kurzer Verzweiflungskampf der Goten, ein rascher Aufschwung und Siegeslauf Totilas, ein letzter Heldenglanz unter Teja, dann sank die Sonne dieses Volkes für immer. Im Jahre 555 ergab sich die letzte von ihm gehaltene Festung den oströmischen Feldherren, und für kurze Zeit gehörte das blutende, verwüstete Land wieder seinen eingeborenen Bewohnern, vermischt mit den Resten der deutschen Völker.

Aber schon brandete eine neue Völkerwoge über den Steinwall der Alpen heran. Aus der norddeutschen Tiefebene, wo das einsame Bardowiek mit seinen kleinen Häusern und seinen großen Kirchen das Andenken an die einstmaligen Bewohner des Bardengaues in seinem Namen heute noch wacherhält, zogen die Langobarden fernhin



über die Berge weg in das üppige, fruchtbare, südliche Land. Von Pannonien her drang dieser neue deutsche Stamm in Italien ein, dessen goldene Fluren sich ihm zuerst im Jahre 568 bei dem alten Forum Julii, dem heutigen Cividale del Friuli, verlockend auftaten. Der Langobardenführer Alboin stieg dort auf einen hohen Berg, den Monte Maggiore, und betrachtete von der Höhe das ersehnte, nun endlich erreichte Land. Als er selbst aber dann weiterzog auf dem Wege des Eroberers, ließ er seinen Neffen Gisulf in Cividale als ersten Langobardenherzog zurück. So ist es zum ältesten Langobardensitz in Italien geworden, hier hat sich eine neue Kultur und Kunst entwickelt. Und das ist bis heute sein Ruhm geblieben.

Auch mir wurde Cividale del Friuli auf meinem Weg in das alte tote Langobardenreich zur ersten Station.





II

Cividale.

Erste Langobardenherrschaft und Langobardenkunst.

Cividale: Collegio Paolo Diacono. — Piazza Paolo Diacono. — Sarkophag des Gisulf. — Museum. — Baptisterium des Calixtus. — Santa Maria in Valle. — Pemmo-Altar.

In der Fahrt von Udine aus, der ein schöner Septembermorgen leuchtete, war jener spannende Reiz, den jede Bewegung über weites, flaches Land auf das Gebirge zu besitzt. Etwas von dem Gefühl, das man vor dem geschlossenen Theatervorhang empfindet. Dort hinten warteten Geheimnisse, Schönheiten, Ueberraschungen, denen ich entgegenstrebte, um sie bald entschleiert zu schauen. Auch hier war ein Vorhang, aus Morgendunst gewoben und silbergrau hingehangen vor das gewaltige Gebirgsamphitheater, das die große Fläche im Norden der Adria schirmend umstellt. Noch verbargen sich hinter ihm die Täler, Einschnitte, Gliederungen in dem dort aufgetürmten Riesenwall. Rings um die Bahnlinie her aber war ebenes, bebautes Land. Nur in der Ferne zur Rechten schob sich ein dunkelgefärbter Hügelwall vom Gebirge vor zwischen Flachland und Meer. In der Nähe herrschte überall noch sommerliches Grün; Weiden, Pap-



peln, Akazien wehten mit ihren Blättern einen Morgengruß her. Und über den weiten Mais- und Reisfeldern war auf jeder von den schlanken Pflanzen eine rotbraune oder graue Blütenfeder aufgepflanzt, die sich im frischen Winde nach einer bestimmten Seite neigte, daß es aussah wie eine farbige, bewegte Flut. Drei ganz kleine Stationen glitten vorüber; eine hohe, graue Kirche; eine hübsche, heitere Villa in einem immergrünen Park. Das gewaltige, wasserleere Bett eines Flusses zog sich gleich einer breiten, weißgrauen Riesenschlange durch das Grün der Ebene und wurde auf langer, niedriger Brücke überschritten. Jetzt kamen die Berge näher, ihre Farben lösten sich aus dem Dunst, ihre Einzelformen traten hervor, grüne, graue, bläuliche und braune Töne belebten die gesonderten Höhen.

Und nun Cividale, das Ziel. Behaglich am Fuße der Berge hingelagert auf offener Fläche trat es hervor. Ein großes, dreiflügeliges Gebäude links von der Bahn zeigte sich zuerst; ein weißes Denkmal schimmerte im Innenhof, den kein Gebäudeflügel nach dieser Seite hin verschloß. Ich fragte nach dem Namen. »Das Collegio Paolo Diacono« wurde mir geantwortet. Gleich hier bei der Einfahrt also dieser Name. Gleich hier ein Hinweis auf den Mann, der die Ruhmestaten seines Langobardenvolkes aufzeichnete und sich damit selbst unvergänglichen Ruhm gewann. Der in Cividale hier oder doch in der Nähe zur Welt kam und nach einem bewegten Leben an Fürstenhöfen auf der Bergeshöhe des Klosters von Monte Cassino starb. In seiner kleinen Zelle dort oben, von deren anmutiger Lage einer seiner Briefe spricht, schrieb er die Geschichte seines Volkes, der wir die hauptsächlichste Kenntnis dieses deutschen Stammes, seiner Geschicke und seiner Sagen verdanken.

Der Name des Paul Warnefried oder Paulus Diaconus hatte mich bei der Einfahrt begrüßt, der Name eines Langobardenherrschers klang mir beim Eintritt in die Stadt entgegen. An einem hübschen, kleinen Giardino Pubblico vorüber war ich zu einem alten, gewölbten Tore gekommen, und sobald ich es durchschritten hatte, zeigte sich mir zur Rechten ein stattliches, modernes Gebäude mit weithin sichtbarer Inschrift: »Prima casa operaia S. Ratchis«. Und der zum Heiligen gewordene König Ratchis war auch in eigener Person zu erblicken. Hier stand sein Bildnis oben auf dem Gesims des Hauses, der königlichen Tracht entkleidet, in geistliche Gewänder gehüllt, die er gleich Paulus Diaconus im Kloster von Monte Cassino getragen hat. So bewachte der heilige Langobardenherrscher die Langobardenstadt, in der die Erinnerungen an ferne Tage lebendig geblieben sind, wie es diese Bildsäule bewies. Und wiederum bewies es der zum zweiten und dritten Mal ertönende Name des Paulus Diaconus. Auf einem der Hauptplätze von Cividale war an den Mauern zu lesen: »Piazza Paolo Diacono«; eine Marmortafel an einem der Häuser aber besagte, daß in ihm sein Wohnhaus zu erblicken sei. Die gotischen Bögen im Erdgeschoß und über den Fenstern straften die Behauptung der Gedenktafel freilich Lügen, ich aber freute mich trotzdem, das Andenken dieses Mannes aus deutschem Blute hier so sehr in Ehren gehalten zu sehen.

Auf der Piazza Paolo Diacono wurde gerade ein Fruchtmarkt abgehalten, und namentlich von Pfirsichen gab es die schönste Fülle. Zwischen den Körben hin bewegten sich Händler und Käufer und erfüllten den Platz mit bescheidenem Leben. Einmal hat er die ganze Bürgerschaft ein paar Tage lang in gespanntester Erwartung ver-



sammelt gesehen. Das war im Jahre 1874, und jene leidenschaftliche Spannung der Bewohner von Cividale galt einem Funde aus lange vergangenen Tagen. Ein Langobardenherzog sollte wiederauferstehen aus tief verborgenem Grabe. Der damalige Bürgermeister hatte den Lauf einer alten Wasserleitung feststellen wollen, und bei den Grabungen war man zwei Meter unter dem jetzigen Boden auf eine große, flachgelagerte Steinplatte gestoßen. Mühsam hatte man sie fortgeräumt und unter ihr einen viereckigen, mit Ziegelwerk ummauerten Raum aufgedeckt. In ihm aber stand ein schwerer Steinsarkophag mit einem Deckel von dachförmiger Gestalt mit einfachen Aufsätzen an den vier Ecken. Jetzt erhob sich die Spannung auf den Gipfel. Welcher Held, welcher Herrscher war hier begraben? Aber ungenau und unzuverlässig war die Antwort, die aus dem Steinsarg ertönte. Ein einziges, undeutlich eingeritztes Wort »cisul« bildete die ganze Inschrift. Im Augenblick des Fundes freilich griff man es eilig auf und gab ihm eine Deutung, durch die sich die Wichtigkeit der Entdeckung erhöhte. Man las aus »cisul« Gisulf heraus und erblickte nun in dem Steinsarkophag die letzte Ruhestätte jenes ersten Langobardenherzogs in Forum Julii, den Alboin dort zurückgelassen hatte, bevor er weiterzog, um Italien zu erobern. Der Name Gisulf ist bis heute an dem Sarkophag haften geblieben, doch die Gelehrten übernehmen keine Garantie dafür, daß wirklich der alte Herzog in ihm geruht hat. Aber wer auch mit jenem Rätselworte cisul gemeint sein mag, ein Großer seines Volkes ist es ohne Zweifel gewesen. Das erhellt aus der sorgsamfeierlichen Herstellung des Grabes, aus der Ummauerung des Sarkophags zu unterst mit Bruchsteinen, darüber mit Ziegeln, aus der großen, schirmenden



Steinplatte darüber, aus den schönen und kostbaren Beigaben, die man in dem Steinsarge selbst entdeckt hat. Da ist vor allem ein Kreuz aus Goldblech, das neben zwei kleineren gefunden wurde und als das wertvollste seiner Art in der Kunstgeschichte gilt. Es hat gleich lange Arme und ist mit Edelsteinen von verschiedener Form geziert. Aber nicht sie geben diesem »Kreuze des Gisulf« seinen besonderen Charakter, sondern acht Menschenköpfe, die dem Goldblech zwischen den Schmucksteinen eingeprägt worden sind, alle von gleicher Form: birnenförmige Gesichter, neben denen auf beiden Seiten das in der Mitte des Kopfes gescheitelte Haar lang und gleichmäßig niederfällt. Außer anderen Schmucksachen — darunter ein goldener, mit einer Münze des Kaisers Tiberius geschmückter Ring — wurden die Waffen und Rüstungsstücke des Toten aus dem Sarge hervorgeholt: eine Lanze, ein großer Dolch, silberne Sporen, der mittlere Buckel von seinem Schilde. Noch vieles andere kam aus der Tiefe ans Licht, nichts jedoch überraschender als eine schöne Glasflasche mit schlankem Hals und weitem, rundem Bauch, in der kristallhelles Wasser dort im Erdenschoße den Wechsel der Zeiten überdauert hatte. Diese bis heute durch mehr als 1000 Jahre lebendig gebliebene Flüssigkeit hat auch mir einen weit merkwürdigeren, tieferen Eindruck gemacht, als alle die toten Dinge von Stein, Gold und Eisen, die man heute neben ihr im Museum von Cividale betrachten kann. Sorgsam hermetisch verschlossen, steht diese Flasche mit dem uralten Wasser in einem Glasschreine neben den sonstigen Funden aus dem Grabe des sogenannten Herzogs Gisulf und überleuchtet sie mit geheimnisvollem Schimmer.

Cividales Bewohner sind stolz auf das Museum ihrer Stadt, und das mit gutem Recht. Es hat in der Tat



wenige seinesgleichen in Italien, soweit sich's um die Barbarenkunst handelt. Unter diesem Namen faßt man dort gegenwärtig alle Kunstgegenstände zusammen, die den Zeiten der Völkerwanderung und des frühen Mittelalters angehören. Barbaren ohne Ausnahme waren diese fremden Eindringlinge in den Augen der Italiener und sind es bis heute geblieben. Von Langobardenkunst im engeren Sinne spricht man jetzt nur mit äußerster Vorsicht. Wenige Begriffe in der Kunstgeschichte haben eine so einschneidende Wandlung durchgemacht wie dieser; nur der byzantinischen Kunst ist es in gewisser Hinsicht ähnlich ergangen. In den Werken über die mittelalterliche Baukunst und Skulptur in Italien waren vor wenig mehr als zwanzig Jahren Hunderte von Seiten mit Notizen über langobardische Schöpfungen angefüllt; heute läßt man auf der ganzen Halbinsel nur noch ungefähr acht Kirchen als langobardisch gelten. Der Wechsel der Meinungen über den langobardischen oder nichtlangobardischen Ursprung von Kunstwerken ist jedoch häufig überraschend schnell, und manchmal spricht man diesem Volksstamme heute bereits wieder zu, was man ihm vor wenigen Jahren abgesprochen hatte. Die zu Castel Trosino und Nocera Umbra dem dunklen Boden wieder entrissenen Schätze, die dem Thermenmuseum in Rom auf diesem Gebiete seine Bedeutung verleihen, galten zur Zeit ihrer Entdeckung — auch im offiziellen Berichte des Ministeriums — für zweifellos langobardisch. Dann kam eine Zeit, in der sie den Goten zugesprochen, also weiter zurückdatiert wurden, und neuerdings ist man von dieser Ansicht wieder abgekommen, um den Langobarden ihr altes Recht aufs neue einzuräumen. Darin kündigt sich ein Umschwung der Meinung an, der sich auch auf einem weiteren Gebiete vielleicht geltend machen



wird. Im allgemeinen aber gehören die Langobarden vorläufig noch zu den verfolgtesten Wesen in der Kunstgeschichte. Der tiefste Verfall der schönen Künste soll sich an ihren Namen knüpfen. Auch von den Funden, die das Museum in Cividale zieren, wird vieles als langobardisch angezweifelt. Aber hier, wo tatsächlich die Herrschaft dieses deutschen Stammes ein paar Jahrhunderte hindurch gedauert hat, spricht von vornherein doch die Wahrscheinlichkeit für langobardischen Ursprung der Funde. Auch die Köpfe des Gisulf-Kreuzes dürften beweiskräftig sein in dieser Hinsicht; denn ihre Haartracht entspricht auf das genaueste der Schilderung, die Paulus Diaconus von der sonderbaren Frisur seiner Landsleute gegeben hat. So darf man die Schätze des Museums, die Waffen, die Glasgefäße, die Goldkreuze, die Schmucksachen von Männern und Frauen — darunter auffallend zahlreich die Fibeln in S-Form — und manche Reste von architektonischem Schmuck mit annähernd gutem Gewissen als langobardisch betrachten.

Aber ein leiser Zweifel bleibt doch in der Seele zurück, und in dem Widerstreite der Meinungen verlangt sie nach Gewißheit über die Langobardenkunst. Zum Glück findet sich auch diese Gewißheit in Cividale. Eine ganz geringe Zahl von Kunstwerken — man kann sie leicht an den Fingern einer Hand aufzählen, — ist in Italien erhalten geblieben, die durch unwiderlegliche Inschriften als Werke der langobardischen Zeit bekundet werden. Und von ihnen befinden zwei sich in Cividale. Der dem neuen, stattlichen Museumsbau benachbarte Dom behütet das eine von diesen beiden beglaubigten Langobardenwerken. Gleich vorn zur Rechten im rechten Seitenschiff ist eine nischenförmige Kapelle in die Langmauer eingewölbt, und in

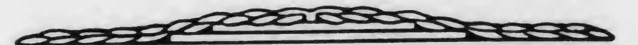


ihr ſteht das altehrwürdige Baptiſterium des Calixtus. So nennt man dieſe Reſte, die früher nur den Innenſchmuck, das Immerſionsbecken und die Aedicula des eigentlichen Baptiſteriums gebildet haben. Drei Stufen führen zu dem achtſeitigen, zierlichen Bauwerk hinan. Auf einer Steinbaluſtrade ſtehen acht Säulen, die durch ſteinerne Rundbögen in feſten, oben glatt abgeſchnittenen Platten miteinander verbunden ſind. Auf zwei Seiten des Achtecks hat man die Baluſtrade fortgelaſſen und ſo einen Eingang zu dem eckigen Tempelchen geſchaffen, das wieder ſeinerſeits ein kleines Rundtempelchen in ſeinem Innern beherbergt. Dies aber hat nichts mit Langobarden und Langobardenkunſt zu ſchaffen, es iſt um viele Jahrhunderte jünger. Auf die Platten der Baluſtrade vor allem hat man die Blicke zu richten. Ein paar von ihnen — andere ſind früher einmal durch glatte Steine erſetzt worden — gehören zuſammen mit den oberen Bögen zu den beredteſten Zeugen jener fernen Kunſt. Eine reiche, blühende Phantaſie verkündigt ſich hier ſeltſam durch unſicher bildende Hände. Auf einer der Platten ſieht man die vier Evangeliſtenzeichen mit unheimlichen Fabeltieren, die aus einem böſen Traume zu ſtammen ſcheinen. Weinranken, aus denen Trauben ſymmetriſch hervorwachſen, dicht und mannigfaltig verſchlungenes Flechtwerk, Pflanzen, deren Zweige in Tierköpfe auslaufen, geflügelte Löwen, trinkende Pfauen, Fiſche und Hirſche, die ſich mühſam in die Zwickel über den Bögen preſſen, die belebte und unbelebte Natur ſcheint von einem Volke, das ihr noch nahe ſtand, für die Kunſt in Anſpruch genommen worden zu ſein. Hier ſind früheſte Proben jener phantaſtiſchen Tier- und Pflanzenornamentik, die der ganzen romaniſchen Kunſt ihren beſonderen Schmuck verliehen hat. In Civi-



dale ſieht man die Quellen eines großen Stromes, der Jahrhunderte des Mittelalters durchflutete.

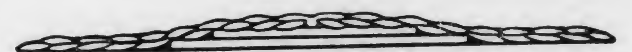
Und an einem Orte ſcheint es, als wären hier dieſe Quellen auch gleich gewaltig, ſtromartig machtvoll hervorgebrochen, wie der ſagenumwobene Timavus im Altertum aus den Karſtfelſen der nahen iſtriſchen Küſte hervorbrach. Nicht Anfänge, ſondern Vollendung erblickt man ſtaunend an dieſer Stelle. Das iſt in Santa Maria in Valle, einem alten Frauenkloſter in Cividale. Zu ihm gehört eine kleine Kapelle, die von den Einwohnern mit Ehrfurcht als Tempietto Longobardo bezeichnet wird. In das Kloſter ſelbſt einzudringen, iſt verboten, und ſo hat man zu jener Kapelle einen beſonderen, romantiſchen Weg gebaut, der Cividales eigentliche, charaktervolle Schönheit erſt erſchließt. Bis dahin glaubt man die Stadt ganz flach auf ebenen Boden hingelagert. Hat man aber den großen Komplex der Kloſterbauten umſchritten, dann ſieht man ſich plötzlich hoch über einem tief eingeriſſenen, felſigen Flußbett. Es iſt der Natiſone, der Cividale durchſtrömt, und ſeine Ufer ſchaffen den eigentümlichen Reiz des Ortes, der ihn auf beiden Seiten umſäumt. Zerriſſen, zerklüftet wachſen die Felſen aus dem friſchen Bergwaſſer auf, doch drängt ſich üppiges Grün begierig heran, um das Grau der Steine zu verbergen. Zypreſſen ragen ſchlank darüber auf, alte Steineichen ſenken ihre Zweige zu ihm hinab, dichter, hundertjähriger Efeu umſpinnt mit ſeinen Ranken den Fels. Wildheit und Lieblichkeit vereinigen ſich hier verträglich an den Ufern des rauſchenden Waſſers, wie ſich Anmut und Würde wundervoll vereinigen in jener Kapelle, die haushoch über dem Fluß auf den Steinen klebt. Um ſie zu erreichen, hat man eine ſchmale, ſteinerne Brücke gebaut, nicht über den Bergſtrom hinüber, ſondern an



einem von seinen Ufern entlang. Von Felsenvorsprung zu Felsenvorsprung wölben sich die Bögen dieser merkwürdigen Brücke, von der man vielfach auf beiden Seiten in die umgrünte, wasserumrauschte Tiefe blickt, und an deren Ende man ein herrliches Werk erreicht. Wenn diese Kapelle, die man der Langobardenfürstin Peltrudis zuschreibt, wirklich aus jenen Tagen stammt, bedeutet sie eine schier märchenhafte Blüte der Langobardenkunst. Das erste, was den Blick in diesem Raume fesselt, ist eine schöne Harmonie von hellen und dunklen Farben. Zu dem tiefen Braun des reich geschnitzten, die Wände hoch umziehenden Chorgestühls gesellen sich die bunten Töne zahlreicher Fresken, die durch das Alter mehr oder weniger gedämpft worden sind, gesellt sich das helle Weiß jener Stuckverzierungen, die als vollendetstes Langobardenwerk diese kleine Kapelle so berühmt gemacht haben. Sie nehmen die eine Schmalwand ein, in der sich der Zugang vom Kloster her befindet. Ueber ihm wölbt sich ein Stuckbogen von entzückender Schönheit. Das Trauben- und Rankenornament, das am Baptisterium des Calixtus erst in roher und schwerer Form erschien, ist hier zu vollster, lieblichster Anmut entwickelt; andere Verzierungen umrahmen es, und ein besonderes reiches Ornament bekrönt den Bogen wie ein fürstliches Diadem. Wagerecht über ihn hin läuft ein aus achtstrahligen Sternen gebildeter Streifen, und auf ihm stehen sechs ernste, weiße, hoheitsvolle Heiligengestalten. Eine Mittelnische trennt sie, drei von ihnen stehen auf jeder Seite. Die mittleren beiden weisen mit erhobener Hand auf die Nische, die anderen schauen ruhig-ernsthaft geradeaus und halten Kreuze auf die Brust gepreßt. Antike Größe, ins Christliche übersetzt, wohnt im Ausdruck, in der Haltung, im Faltenwurf dieser Heiligen.

Aber ihre Vollendung ist ihr Verderben — in kunstgeschichtlicher Hinsicht. Man will es den Langobarden nicht lassen, solche Schönheit geschaffen zu haben, und so spricht man auch dieses Werk ihnen ab und schreibt es gegenwärtig einem Patriarchen Rodoald zu, der im zehnten Jahrhundert gelebt hat. Unbestritten ist aber auch das wieder nicht, und es gibt Autoritäten wie Venturi, die nach wie vor in dieser Kapelle die höchste Schöpfung aller Langobardenkunst anerkennen und verehren. So tobt ein lebendiger Streit um die weißen, toten Figuren.

Eine Inschrift fehlt ihnen leider, die jeden Zweifel beseitigen könnte. Dafür beglaubigt eine solche ein anderes Werk, den Altar des Herzogs Pemmo in der benachbarten Kirche San Martino. An diesem Altar muß ein jeder seine helle Freude haben, der in den Langobarden die Kunstbarbaren par excellence erblickt. Er ist ein Werk ausgesprochenster Barbarenkunst. Verrenkte Engelgestalten mit Händen, die größer sind als ihre Köpfe, tragen hier ein schaudervolles Christusbild, Figuren mit Wasserköpfen stellen die heiligen drei Könige dar. Es ist eine hilflose, stammelnde Kunst, die von Kinderhänden geübt zu sein scheint. Und doch — dieses Werk stammt aus demselben Gebäude, in dem auch die Aedicula des Calixtus aufgestellt war, und es ist seiner Entstehungszeit nach höchstwahrscheinlich sogar jünger als diese. Woraus nichts anderes folgt, als daß damals wie heute Künstler von verschiedenstem Können gleichzeitig oder kurz nacheinander tätig waren. Betrachtet man alle drei Werke ohne Rücksicht auf ihre Datierung nebeneinander, dann offenbaren sich in ihnen die tastenden Versuche, die gesteigerte Sicherheit und — möglicherweise — die reinste Langobardenkunst. Darum darf niemand an Cividale vorübergehen,



der die Bedeutung dieses deutschen Stammes für Italiens künstlerisches Leben erkennen will.

In der Taufkirche, die zu der ehemaligen, am Platze des jetzigen Domes befindlichen Kirche Sant' Antonio gehörte, standen friedlich beisammen das Baptisterium des Calixtus und Herzog Pemmos Altar, den in Wahrheit nicht dieser Herzog gestiftet hatte, sondern sein Sohn Ratchis, der nachmalige fromme Langobardenkönig, im Namen des Vaters. Später zerstörte man Baptisterium und Kirche und brachte die Aedicula in die neue Kathedrale; der Pemmo-Altar kam nach San Martino. So legte sich die Felsentiefe des Natisone zwischen die beiden Werke, wie der Haß eine trennende Kluft zwischen den beiden Stiftern aufgerissen hatte. Jener Calixtus war einer der Patriarchen von Aquileja, der durch Verfolgungen von Rom her gezwungen worden war, den Patriarchensitz nach Cormons zu verlegen. Dort aber war es ihm zu ländlich und zu einsam, und er neidete dem Bischof Amator, der in Forum Julii bei dem Herzog Pemmo hausen durfte, sein besseres Los in der Nähe des fürstlichen Hofes. Darum nahm er eine Gelegenheit wahr, den Bischof zu überfallen, vertrieb ihn aus seinem Hause und richtete sich selbst seine Wohnung darin ein. Der Herzog aber entbrannte in Zorn, verbündete sich mit anderen edlen Langobarden, brachte den gefangenen Patriarchen nach der am Meere gelegenen Burg Pontium — man will das schöne Duino an Istriens Küste darin erkennen — und wollte ihn von dort hinunterstürzen in die See. Daß er sich erweichen ließ und abstand von seinem Plan, rächte sich bitter an ihm. Denn der wieder frei gewordene Patriarch wußte beim Langobardenkönig Luitprand so klug gegen Pemmo zu wirken, daß ihm die



Herzogswürde genommen wurde. Das war der Dank des Kirchenfürsten für die geübte Schonung.

Paulus Diakonus hat auch diese Geschichte neben vielen anderen erzählt. Durch ihn haben die Steine des Altars und des Baptisteriums, die schon in künstlerischer Hinsicht so beredt sind, weitere Sprache gewonnen und erzählen von geschichtlichen Dramen aus einer fernen, halbverschollenen Zeit. Feindlich getrennt aber stehen die beiden Werke auf den verschiedenen Ufern des Natisone, und nur die Teufelsbrücke führt vom einen zum anderen hinüber.





III

Pavia.

Eine vergessene Königs- und Krönungsstadt.

Pavia: Via Liutprando. — San Pietro in Ciel d'Oro. — Sarkophag der Theodota. — Königspalast. — San Michele.

Pavia ist eine gestürzte Größe. Kaum eine Stadt in Italien verdient mit gleichem Rechte diese Bezeichnung. Jahrhundertelang haben Fürstenkronen sie mit ihrem Funkeln erhellt, prunkvolle Hofhaltungen haben sie mit ihrem Glanz erleuchtet, eine neue Kunst hat Blüten getrieben am Ufer des Ticino. Aber von all' den Herrschern, die dort als Erdengötter gewandelt sind, ist nichts geblieben als leere, fernher tönende Namen und vergessene Gräber. Wo liegt Alboin begraben, den seine Gemahlin Rosamunde morden ließ, weil er sie gezwungen hatte, aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken? Rasch hat er hinweggemußt von der Bühne des Lebens, der wilde Begründer des Langobardenreiches in Italien. Von Cividale war er weiter gezogen vor Mailand und Pavia und hatte diese Stadt nach dreijähriger Belagerung bezwungen, sie aber nicht zerstört wegen ihres tapferen Widerstandes, vielmehr um ihrer günstigen Lage willen sie zur Hauptstadt seines neugeschaffenen Langobardenreiches im

Jahre 572 erhoben. Ein Jahr darauf schon hat er scheiden müssen vom Lichte der Sonne, doch auch unter seinen Nachfolgern ist Pavia die Hauptstadt geblieben, und als das Reich zweihundert Jahre später dann auch wieder zertrümmert wurde nach dem alten, grausamen Gesetze des Werdens und Vergehens, blieb es doch noch für lange Zeiten die Krönungsstadt für Italiens Könige. Kronen und Purpur waren ihr ein gewohnter Anblick, ihre Mauern vernahmen die Schritte von Königen.

Vorbei das alles bis auf den letzten Abglanz und Widerhall. Eine vergessene Stadt, eine gestürzte Größe, für die das Grau des Tages, an dem ich von Mailand aus zu ihr hinüberfuhr, eine passende Farbe war. Himmel und Erde trauerten gemeinsam in herbstlicher Harmonie. Schwere, träge, tief herabgedrückte Wolken verhüllten das Licht, und vom Boden stieg ein mißfarbiger Dunst empor, sich mit ihnen zu vereinen. Müde gewordenes Land ringsum, welkendes Entschlummern der Pflanzenwelt allüberall. Es waren mancherlei Farben in dem düsteren Bilde, das ich damals erblickte, doch ist nur eine einzige von ihnen in meiner Vorstellung haften geblieben. Wenn ich Pavias Namen jetzt höre, so steigt vor mir eine graue Stadt empor, flach hingelagert vor einem grauen Himmel mit ihren Häusern, Türmen und Kuppeln; ein grauer, langsamer Fluß davor her, über den eine graue Brücke hinüberführt. Ein dichter, unbewegter Trauerschleier liegt auf der alten, vergessenen Königs- und Krönungsstadt.

Als ich anfing, die Straßen von Pavia zu durchwandern, war ihr Pflaster schwarz gefärbt von kalten, ab und an herabfallenden Regenschauern. Die Straßen mögen hell und freundlich sein können bei anderem Licht, an diesem Tage waren sie dunkel und ernsthaft. Auch



schweigsam waren sie und erzählten mir nichts von der Vergangenheit, nach der ich suchte. Wie ich es gefürchtet und zum Teil vorher gewußt hatte, war es in der Tat: Kaum eine Stadt Italiens müßte reicher sein an Denkmälern einer großen Vergangenheit, kaum eine von ihnen ist ärmer daran. Ungefähr ein halbes Jahrtausend lang hat hier ein Palast gestanden, in dem die Könige von Italien ständig oder vorübergehend gewohnt und residiert haben. Herrscher aus gotischem, langobardischem, sächsischem und fränkischem Stamme haben — abwechselnd mit eingeborenen italienischen Königen — hier in Pavia Hof gehalten. Glänzende Spuren muß diese Zeit hinterlassen haben, Kirchen und Klöster vor allem sind in großer Zahl damals entstanden. Aber es ist, als wenn eine nationale Gottheit ergrimmt wäre über die Stadt, in der die Fürsten aus fremdem Blute so lange über das Volk Italiens herrschten, und als wenn sie beschlossen hätte, den Ort mit Feuer und Schwert vom Erdboden zu vertilgen. Sie trieb die furchtbare Brandung der Ungarninvasion auf Pavia heran und ließ Brand und Zerstörung darüber hingehen. Es war ein Vernichtungsurteil, das diese fremde Völkerschaft im Jahre 924 an der unglücklichen Stadt vollstreckte. Dreiundvierzig Kirchen allein sollen damals vertilgt worden sein. Der größte Teil von allem, was die Herrscher bis dahin geschaffen hatten, ging zu Grunde für immer. Und als Pavia sich von diesem Schlage notdürftig wieder aufgerafft hatte, da stiftete jene feindliche Gottheit noch die Deutschen selbst an zu einer neuen Zerstörung der Stadt, in der sie Gäste gewesen waren durch ein halbes Jahrtausend.

Ein paar von den Hauptstraßen hatte ich schon durchwandert, bevor ich einen Hinweis auf jene fernen, in

Blut und Feuer untergegangenen Zeiten fand. Schon war ich den alten Umfassungsmauern der Stadt wieder näher gekommen, schon mischten sich Anlagen und Alleen unter die Häuser, schon erhob sich vor mir an der Grenze des Ortes das mittelalterlich-mächtige Kastell der Visconti, das jetzt Soldaten des geeinten Italiens als Kaserne beherbergt, da fiel mein Blick auf zwei Worte, die mich Halt machen ließen. Es war nur eine Inschrift in Stein an einer Wand, ein Straßenname, nichts weiter. Aber die Inschrift lautete »Via Liutprando«, und mit einemmal erstand mit ihr die alte Zeit. Im Pavia von heute der Name des alten Langobardenkönigs, der als der größte unter seinen Stammesgenossen gilt. Von dem Paulus Diaconus rühmt: „Er war ein Mann von großer Weisheit, klug im Rat, sehr gottesfürchtig und ein Freund des Friedens, im Streite gewaltig, gegen Fehlende mild, keusch und züchtig, wachsam im Gebet, freigebig gegen die Armen, mit den Wissenschaften zwar unbekannt, aber den Philosophen gleich zu achten, ein Vater seines Volkes und ein Verbesserer der Gesetze."

Die Straße, die des vielgerühmten Königs Namen trug, war menschenleer und still, meine Schritte hallten an ihren Wänden wider. Sie führte zu einem kleinen Platze, der ebenso still und einsam war. Und an ihm lag eine Kirche, grau, düster, mittelalterlich, romanisch in ihren Formen, mit wenigen, kleinen Rundbogenfenstern in der schräg gegiebelten, durch Strebepfeiler in drei Teile gegliederten Fassade. San Pietro in Ciel d'Oro, die Lieblingskirche des Königs Liutprand! War sie auch nicht erst von ihm gegründet worden, wie manche behaupten, sondern schon älteren, jedenfalls langobardischen Ursprungs, er machte dieser Kirche das kostbarste Geschenk,



das es für sie gab: Er überwies ihr den Leib eines berühmten Heiligen. Im Jahre 722 hatte Liutprand in Sardinien die Gebeine des heiligen Augustinus von den Sarazenen ausgelöst und sie zeitweilig in Genua beisetzen lassen, bis ihnen in Pavia eine würdige Stätte bereitet worden war; 743 wurden sie dann feierlich dorthin übergeführt und verliehen dieser Kirche hier langdauernden Ruhm. Und als Liutprand selbst gestorben war, wurde sein Leib zunächst freilich neben dem seines Vaters in der Kirche Sant' Adriano beigesetzt, später jedoch auch in diese hochheilige Kirche gebracht und mit einem kostbaren Grabmal versehen. Es war ein Sarkophag, der von vier Marmorsäulen getragen wurde und Liutprands Bildnis in königlicher Tracht zeigte. Lateinische Verse rühmten die Siege des Herrschers über seine Feinde und seine Verdienste um die Kirche. Aber das Konzil von Trient faßte den sonderbaren Beschluß, daß nur noch Heiligen die Ehre solch' eines oberirdischen Grabes zu teil werden dürfe, und so zerstörte man das Grabmal des Königs. Nur an dem Pilaster, zu dessen Füßen es errichtet gewesen war, las man später noch die Worte: »Hic jacent ossa regis Liutprandi«. Jetzt sind auch sie verschwunden; die Bewohner Pavias haben im 19. Jahrhundert unter den Altertümern ihrer Stadt vielfach ebenso barbarisch gehaust wie die Barbaren vergangener Zeit. Sie haben die ehrwürdige Kirche zum Teil demoliert und haben ein zweites berühmtes Grabmal vernichtet, das in noch fernere Zeiten zurückwies, als das des Königs Liutprand: das Denkmal jenes Philosophen und Senators Boëthius, den der Ostgotenkönig Theoderich hinrichten ließ. Zusammen würden die beiden Grabmäler zwei bedeutende Geschichtsepochen für uns in dieser Kirche verkörpern. Sie selbst hat nicht mehr die

vergoldete Holzdecke, den »goldenen Himmel«, nach dem sie benannt wird; Gewölbe sind in diesem Neubau des zwölften Jahrhunderts an ihre Stelle getreten.

Fast alles fort, was die Jahrhunderte der Langobardenherrschaft in Pavia geschaffen haben! Mühsam sucht man sich vereinzelte Reste davon zusammen. Da ist die kleine Kirche Santa Maria delle Caccie, die noch jenen Tagen zugesprochen wird, aber unbedeutend und uninteressant an sich erscheint. Da ist die Krypta der Kirche Sant' Eusebio, wo bemerkenswerte Proben von langobardischen Skulpturen zu sehen sind. Da ist vor allem das Museo Malaspina, wohin man allerlei Wertvolles gerettet hat. Kein Stück darunter aber ist menschlich und künstlerisch bedeutsamer, als der dort verwahrte Sarkophag der Theodota. Die Erinnerung an ein merkwürdiges Frauenschicksal knüpft sich an diesen Steinsarg. Hermelinda, die aus angelsächsischem Geschlechte stammende Gemahlin des Langobardenkönigs Kuninkpert, hatte einstmals im Bade ein Mädchen von wundervoller Schönheit erblickt. Es war eine Römerin von edler Abkunft, mit herrlicher Gestalt und langem, blondem, bis auf die Füße herabwallendem Haar. Hermelinda war übereilt genug, von dieser schönen Römerin ihrem Gemahl mit so großer Begeisterung zu erzählen, daß er für die Unbekannte in Leidenschaft entbrannte. Klüger als die Gemahlin aber ließ er sich nichts davon merken, entfernte Hermelinda unter dem Vorwand einer Jagd und kehrte heimlich nachts in die Stadt zurück. In raschem Ansturm eroberte der König sich den flüchtigen Besitz der schönen Theodota. Dann aber — vermutlich forderte seine heimgekehrte Gemahlin solche Sühne — gab er dem Leben der Geliebten eine fromme Wendung. Er steckte sie in ein Kloster, und von



des Königs Leidenschaft fiel ein solcher Abglanz auf ihr Opfer, daß dieses Kloster in Zukunft nach Theodota genannt wurde. Stets war es eines der vornehmsten Klöster in Pavia und wurde von Kaisern und Königen jahrhundertelang reich mit Privilegien bedacht. Uns aber berichtet jener Steinsarkophag zugleich von dem Dasein einer schönen Frau und von der Kunst in der Langobardenzeit. Er gehört zu den wenigen beglaubigten Denkmälern jener Zeit und ist nahe verwandt mit den interessanten Werken, die Cividale aus der gleichen Epoche bewahrt. Eine von abenteuerlichen Gestalten erfüllte Phantasie belebt diesen Stein, der ein abenteuerliches Dasein umschloß.

Sonderbar ist es, daß dies Andenken an ein einzelnes Menschenleben erhalten geblieben ist, während viel wichtigere Denkmäler ganzer Generationen zugrunde gegangen sind. Der Königspalast in Pavia vor allem! Vergeblich habe ich nach irgend welchen Spuren von ihm gesucht. Von der Kirche San Pietro in Ciel d'Oro führte mich dabei mein Weg vom einen Ende der Stadt über das Museum, das in ihrer Mitte liegt, an das andere, wo der Fluß Ticino langsam an ihr vorüberfließt. Nahe seinem Ufer, nahe auch der alten, großen Brücke, die sein Wasser überwölbt, lag jener Palast. Das weiß man; aber es gibt keinen Anhalt, kein Zeichen, um seinen Umfang und seine Lage mit Genauigkeit zu bestimmen. Als ich die Gegend am Ufer des Flusses betrat, wo er sich befunden haben muß, geriet ich in ein Gewirr von kleinen, engen, unbedeutenden Straßen und Gäßchen. Kein freier Platz von irgendwelcher Bedeutung wies auf die verschwundene Königsburg hin. Auf der Seite nach dem Flusse zu versperrte die alte Ziegelstadtmauer mit ihren vermauerten Bögen den Blick. In ihr war noch ein holzüberdachtes

Tor zu sehen, doch war es verschlossen und wirkte in dieser Absperrung für den Verkehr zwecklos und tot. Ein ganz kleiner Platz grenzte daran, in dessen Pflaster ein weißer Marmorstein mit seiner Inschrift »di Sant' Ambrogio« von einer verschwundenen Kirche sprach, die auch zu den Grabeskirchen der Langobardenherrscher gehört hat. Kein Mensch belebte die tiefe Stille dieses Ortes. Ein kleines Café mit seinen üblichen roten Fenstervorhängen lockte trotz des wohlklingenden Namens »Café della Riviera« keinen Besucher an; eine graue Katze, die sich vor der Nässe geflüchtet hatte und unter einer Wölbung zusammengekauert dasaß, war das einzige lebende Wesen ringsumher. Welch' ein Wechsel! Ein halbes Jahrtausend lang war dieser Ort erfüllt von dem bunten, geräuschvollen Leben glänzender Hofhaltungen. Kaiser, Könige, Fürsten, Gesandte, Ritter, Geistliche, Höflinge und Krieger zogen hier vorüber, um in dem verschwundenen Königspalaste Wohnung und Aufnahme zu finden. Nichts mehr von dem allen; die graurote Stadtmauer umschließt eine abgestorbene Welt.

Der hier errichtete Palast wäre, wenn er in seiner Urform noch stände, eines der ältesten Wahrzeichen des christlich gewordenen alten Ticinum, des nachmaligen Pavia. Nach der Eroberung des Ortes durch die Ostgoten im Jahre 490 hatte ihr König, der große Theoderich, dessen Andenken freilich gerade in Pavia durch seine unbegründete Grausamkeit gegen Boëthius befleckt wird, ihn erbaut. Irgend etwas Bestimmtes über sein Aeußeres ist nicht bekannt; kein Bild ist von ihm erhalten geblieben. Man weiß nur, daß er von Gärten umgeben war und in der Nische einer offenen Loggia ein in Mosaik ausgeführtes Reiterbildnis des Theoderich zeigte. Darunter befand sich



eine große Gerichtshalle, die naiv genug »Unter dem Theoderich« genannt wurde. So überdauerte der Palast ein paar Jahrhunderte; noch 908 wird er in dieser Gestalt geschildert. Dann aber kam das Ungarnunglück über Pavia, und wenn der Palast auch wieder aufgebaut wurde, so folgte nun bald sein völliger Untergang. Im Jahre 1004 wurde unser deutscher König Heinrich II. zum König von Italien in Pavia gekrönt. Es war eine jener tragischen, blutbefleckten Krönungen, deren die Geschichte unserer Herrscher mehrere aufweist. Im Anschluß an die Krönung brach ein wilder Streit zwischen den Deutschen und den Bürgern Pavias aus; der erwachende Freiheitsdrang der italienischen Städte loderte auch hier gegen die fremden Beherrscher auf. Die Deutschen aber zeigten ihre Macht; Pavia wurde in Brand gesteckt, und eine neue, furchtbare Zerstörung brach über die schwergeprüfte Stadt herein. Zum Teil ging wohl schon damals der Palast zugrunde, vielleicht wurden auch noch Erneuerungsbauten in der nächsten Zeit an ihm vorgenommen, aber sein Urteil war gesprochen. Der Haß der Bürger gegen die Fremden glomm unter der Asche fort, und als Kaiser Heinrich II. im Jahre 1024 gestorben war, da stürmten sie den Palast und vernichteten, was von ihm noch übrig war, bis auf den letzten Stein.

Ein einziger, treuer Behüter der königlichen Behausung war verschont geblieben von dem allgemeinen Untergang. Ein Reiter aus Erz hatte seit den Tagen Theoderichs Wache gehalten vor dem Palaste. Vielleicht war es das Bildnis eines römischen Kaisers, vielleicht auch behütete Theoderich in eigener Person seinen Bau. Viele Jahrhunderte lang bildete dieses Reiterstandbild ein wertvolles Wahrzeichen der Stadt unter der merkwürdigen Bezeich-

nung »Regisol«. So hochgeschätzt war es, daß es die mächtigen mailänder Nachbarn zum Neid entflammte; schon 1201 machten sie einen Versuch, es zu erobern, 1315 schleppten sie es wirklich in ihre Stadt, mußten es aber nach zwanzig Jahren wieder an Pavia zurückgeben. Dort hat es dann abermals lange Zeit gestanden, bis die Franzosen als neue Barbaren kamen und es im Jahre 1796 für immer vernichteten.

In unmittelbarer Nähe des königlichen Palastes erhob sich die alte Krönungskirche San Michele. Wie Pavia der Herrscherwohnsitz war für lange Zeit, so fanden bis ins zwölfte Jahrhundert hinein auch Wahl und Krönung der Könige von Italien vielfach in seinen Mauern statt. Die Eigenschaft Pavias als Residenz in den zwei Jahrhunderten der Langobardenherrschaft verlieh der Stadt auch für die Folge einen besonderen Glanz und besonderen Nimbus. Sie galt als die »regia urbs«, gewissermaßen als ein zweites Rom. Ihr Besitz allein genügte für Karl den Großen, sich auch ohne vorhergegangene Wahl und Krönung als »rex Longobardorum« zu bezeichnen. Und wie für die Karolinger, so war auch für die nachfolgenden deutschen Herrscher Pavia stets das erste Ziel, wenn sie die Alpen überstiegen hatten. Hier feierten sie häufig die großen Feste der Christenheit, hier hielten sie Reichstage und Synoden ab, hier vermählte sich Otto I. mit Adelheid nach ihrer kühnen Flucht aus der Rocca di Garda. Wahl und Krönung fanden in der Regel in Pavia statt, bevor an Mailand und Monza für solche Feier gedacht wurde. Und über die zu Krönenden breitete der Erzengel Michael, der Hauptheilige des Langobardenvolkes, auch nach dem Untergange der Langobarden schützend seine Flügel. Vom Portal der Kirche



San Michele schaute sein Bildnis wie noch heute auf den herankommenden Krönungszug in feierlicher Größe nieder.

Die Gründung der Kirche fällt in die Langobardenzeit. Aber auch sie wurde — man weiß nicht genau, wie sehr — von den Bränden und Zerstörungen betroffen, die über Pavia hereinbrachen. Den jetzigen Bau setzt man ins elfte oder zwölfte Jahrhundert. Aus eng herandrängenden Straßen wächst San Michele düster mit graugelber, verwitterter Fassade beinahe drohend empor. Mein erstes Gefühl beim Anblick dieses Gotteshauses war das des Schreckens. Denn über die Kirchenfront mit ihren romanischen Fenstern, mit ihrem großen, finsteren Kreuz zwischen zwei runden Oeffnungen, mit ihren an den Giebelschrägen hineinsteigenden Arkaden ist eine Fülle von unheimlichen steinernen Gestalten ausgeschüttet. Lange Streifen sind quer in sie eingemauert, und eine wilde Phantasie offenbart sich in diesen verworrenen Skulpturen. Es ist, als hätte die Unterwelt ihre Pforten aufgetan und ihre Ungeheuer emporsteigen lassen an die Oberwelt, um ihr Spiel zu treiben an heiliger Stätte. Hier sieht man Löwen, die Menschen zerreißen, hier sieht man Drachen, von Geistern geritten, hier sieht man gequälte Verdammte, hier sieht man ein Jenseits der Tierwelt, in dem es Gestalten gibt, denen die Erde nichts Verwandtes zur Seite zu stellen hat. Früher erblickte man in diesen Wesen Schöpfungen der Langobardenzeit, jetzt schreibt man sie der romanischen Epoche zu, doch stammt vielleicht manches von diesen unregelmäßig eingemauerten Werken doch noch von dem alten, verschwundenen Hause des heiligen Michael.

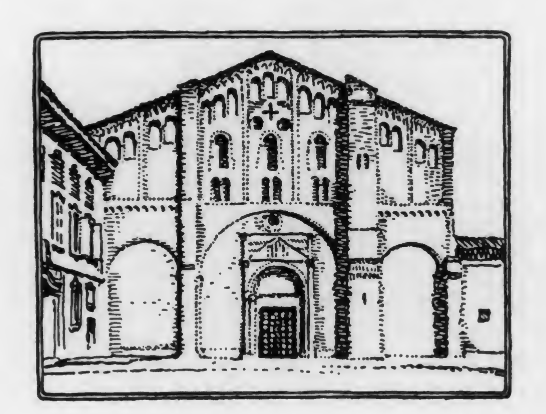
Von feierlicher, düsterer Größe zeigte sich mir auch das Innere der Kirche. Nur matt und gebrochen, mit

farbigen Blitzen untermischt, kam des trüben Tages Licht herein durch die kleinen, mit leuchtenden, dunkelfarbigen Gläsern geschlossenen Fenster. Ein tiefrotes Kreuz wuchs in dem kleinen Rundbogenfenster der Chorapsis aus einem weißen Stabe empor, den ein grüner Berg trug; im tiefblauen Grunde glänzte darüber eine weiße Mondsichel. Gegliederte, mächtige Pfeiler trugen die im Dämmerlichte verschwindenden Gewölbe; um vierzehn Stufen erhöht, stieg der Chor zu malerischer Wirkung über den Kirchenboden empor, der in seinem Pflaster ein einziges Andenken an den ehemaligen Ruhm dieser Krönungskirche bewahrt. Fünf runde Marmorstücke sind in den Boden eingelassen, ein größeres in der Mitte, vier kleinere darum her. In das mittlere ist ein Kronenreif eingeritzt, und eine lateinische Inschrift erzählt — irrtümlich freilich — von der Krönung der Könige mit der eisernen Krone. Sie ist hier in Wahrheit niemals gebraucht worden. Aber der Glanz der Krönungs-Zeremonie hat mehrfach den alten Bau erfüllt, und wie er heute steht, hat er als letzte prunkvolle Feier dieser Art die Krönung Friedrich Barbarossas im Jahre 1155 gesehen.

Von den Gedanken an diesen bedeutsamen Akt erfüllt, stieg ich die Treppe zum Chor hinan und belebte mir die Hallen mit den geschmückten Gestalten des Herrschers, des Gefolges, der Krieger und Geistlichkeit, erleuchtete mir die düsteren Hallen mit dem Glanze zahlloser Kerzen. Ich meinte, ganz allein zu sein in der verlassenen Kirche. Beim Eintritt hatte mein Blick in ihrem Dämmerlichte kein weiteres lebendes Wesen entdeckt. Ungestört gab ich mich meinen Träumereien hin. Aber nun kam plötzlich ein schlürfender Schritt, und ein uralter Mann schlich herbei, um die Tür zu schließen, die den Chor versperrte.



Beinahe wär ich ein Gefangener gewesen an der Stätte, wo Friedrich Barbarossa gekrönt wurde! Ein Schauer überlief mich bei der Vorstellung, in diesem düsteren Gotteshause eingeschlossen zu werden, und eilig kaufte ich mich los. Als ich dann aber wieder die Kirche durchschritt, erblickte ich noch eine andere Erscheinung, uralt wie jener Mann. Es war eine Frau, schwarz gekleidet, niedergekauert auf eine der Bänke. Weißes Haar hing ihr tief in das Gesicht hinab, ein schwarzer Schleier lag darüber her. Kopf und Körper aber wurden erschüttert von unaufhörlichem, lautlosem Schluchzen. Vermutlich beweinte die Frau hier in der Einsamkeit ein ihr neues und nahes Wehe. Für mich aber wurde ihre schwarze Gestalt zum Geiste dieses Ortes. Ich meinte, in dieser weißhaarigen Alten die Vergangenheit Pavias verkörpert zu sehen, die nicht scheiden konnte von der Stätte verschwundenen Glanzes und unter den Gewölben der alten Krönungskirche nun die tote, leere, nüchterne Gegenwart beweinte.





IV

Monza.

Die Stadt der Theudelinde und der eisernen Krone.

Monza: L'Arengario. — Dom und Domschatz. — Kapelle der eisernen Krone. — Krönungsrelief.

Waren wir schon in Monza? Wahrhaftig — beim Sinnen und Erinnern waren mir die Minuten der Fahrt von Mailand nach der nahe benachbarten Stadt Theudelindens und der eisernen Krone gar schnell vergangen. Der Zug machte Halt, und ich sprang hinaus. Da lag sie vor mir, die königliche Stadt. Nicht königlich ihrem Ansehen nach, so freundlich sie sich auch präsentierte mit reichem, südlichem Gartengrün. Aber königlich nach ihrem uralten Beruf und Ruf als freundlicher, sommerlicher Herrschersitz. Jetzt hat vergossenes Blut ihn befleckt, der Fluch des Königsmordes ist niedergefallen auf die Stadt, und sie wird vielleicht nie wieder auferstehen zu altem Glanz. Aber Jahrhunderte hindurch hat sie Könige und Fürsten als Gäste gesehen. Schon der Ostgotenkönig Theoderich hat sich hier einen Palast erbaut, „weil der Ort zur Sommerszeit durch die Nähe der Alpen ein gemäßigtes und gesundes Klima hat,“ wie Paulus Diaconus motivierend bemerkt. Und in diesem Palaste



hat später die Langobardenkönigin Theudelinde, mit deren Namen Monzas Ruhm aufs engste verknüpft ist, während der Zeit gewohnt, als ihr frommes Lieblingswerk, der Dom San Giovanni, rasch emporwuchs. Dann aber hat sie für sich selbst und ihren Gemahl einen neuen, größeren Palast, vermutlich mit Benutzung des alten, erbauen lassen, den sie mit Bildern aus der langobardischen Geschichte ausmalen ließ, und Monza dadurch zu einer zweiten Langobardenresidenz neben Pavia gemacht. Paulus Diaconus hat jene Bilder noch gesehen; er schildert sie mit den Worten: „Auf diesen Gemälden sieht man deutlich, wie sich die Langobarden zu der Zeit das Haupthaar schoren und wie ihre Tracht und ihr Aussehen war. Nacken nämlich und Hinterkopf hatten sie glattgeschoren, die anderen Haare hingen ihnen über die Wangen bis zum Mund herab und waren in der Mitte der Stirn gescheitelt. Ihre Kleidung war weit und meist leinen, wie sie die Angelsachsen tragen, zum Schmuck mit breiten Streifen von anderer Farbe verbrämt. Ihre Schuhe waren oben fast bis zur großen Zehe offen und durch herübergezogene lederne Nesteln zusammengehalten." Welcher Besitz für uns, für unsere Kenntnis von der Baukunst, Malerei und Kultur jenes damals noch unvermischten deutschen Stammes, wenn von Theudelindens Palast ein paar bescheidene Reste nur vorhanden wären! Doch ist er verschwunden, hinweggewischt von der Erde bis auf den letzten Stein, verschwunden gleich seinem Nachfolger, den Kaiser Friedrich Barbarossa in dem gesunden, freundlichen Monza für sich erbauen ließ. Eine alte Ueberlieferung will freilich dem heutigen, l'Arengario genannten Palazzo del Comune die Ehre zusprechen, daß er ein Rest von jenem Kaiserpalaste sei, doch ist er wahrscheinlich erst in den Tagen der Visconti

am Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts errichtet worden. Es ist ein Rathaus von absonderlicher Gestalt, im Erdgeschoß ganz von einer großen gotischen, nach allen Seiten hin mit hohen Spitzbögen sich öffnenden Halle eingenommen, im oberen Geschoß aber mit geschlossenen Räumen, deren gekuppelte romanische Fenster einen anmutigen Schmuck bilden.

Die vergebliche Hoffnung, doch noch vielleicht einen deutlichen Rest von Barbarossas Kaiserburg hier zu entdecken, hatte mich zuerst zu diesem Gebäude getrieben, dann aber machte ich mich auf den Weg zu dem ruhmreichen Dom, und nach wenigen Schritten stieg er marmorschimmernd vor mir empor. Marmorschimmernd und marmorglatt. Es ist leider nicht mehr der alte Bau, den Theudelinde hier in der Form eines fünfschiffigen, gleicharmigen Kreuzes mit achtseitigem Mittelraum in kurzer, nur von 590 bis 595 dauernder Bauzeit errichtete, den sie „mit vielen goldenen und silbernen Zieraten" ausschmückte und dem sie „große Verleihungen machte". Schon das neunte Jahrhundert hat ihn verändert, das vierzehnte bedeutend vergrößert, das fünfzehnte mit hellen und dunklen Marmorstreifen an der Fassade bekleidet, und die allerjüngste Zeit ihm durch eine sorgsame Restaurierung das Aussehen gegeben, als wenn er eben erst frisch und neu dahingestellt worden wäre. Imponierend ist er in der Marmorpracht seiner Glieder, ein stolzes Werk der italienischen Gotik, die schöne Steindichtungen in schöner Sprache vorzutragen wußte, die den reichen Formen reiches Material zu gesellen verstand. Aber vom Hauch des Ehrwürdig-Alten ist diese glatte, schimmernde Fassade nicht umwittert, und mein suchendes Auge war froh, zuletzt in all' dem Glanz doch noch ein graues Zeugnis fernerer



Tage zu entdecken. In die marmorumrahmte Lünette des Portals hat man ein Relief gerettet, aus dessen einfach-naiver Formengebung ein weitzurückgelegenes Jahrhundert vernehmlich redet. Stammt es auch nicht von dem ältesten Dombau, so gehört es doch einer der früheren Umgestaltungen an; man datiert es gegenwärtig aus dem 13. Jahrhundert. Es zeigt in seinen steinernen Figuren die Taufe Christi, und darüber — ja, dort war sie selbst, ich konnte der Königin Theudelinde meine Verbeugung machen. Dieser merkwürdigen Frau, die das Blut zweier deutscher Stämme, des bayerischen und des langobardischen, ineinander fließen ließ, die dem Katholizismus zum Siege verhalf unter den bis dahin dem Arianismus ergebenen Langobarden, die mit dem Feuereifer treuen Glaubens Kirchen und Klöster gründete und so der eingeschlummerten Kunst auf neuen Wegen neues Leben gab. Dort stand sie neben den sorgsam abgebildeten Schätzen, die sie der Kirche Johannes des Täufers gewidmet hat und die sie hier dem Vorläufer Christi persönlich überreichte. Die gebeugte, untersetzte Steingestalt war aber keineswegs von der gewinnenden Lieblichkeit, mit der die Phantasie die Heldin von König Autharis Brautfahrt umkleidet. Auch diese freundliche Geschichte, die später in so vielen romantischen Dichtungen wieder aufgelebt ist, liest man bei Paulus Diaconus. Er berichtet, wie der Langobardenkönig Authari verkleidet an den Hof des Bayernherrschers Garibald gezogen sei, um dessen von ihm umworbene Tochter Theudelinde vorerst unerkannt zu beobachten, wie er von ihrem Liebreiz aber gleich so ganz gefesselt worden sei, daß er ihr durch ein heimliches Zeichen seine wahre Herkunft verraten habe. Wie er sie dann, wieder nach Italien heimgekehrt, in stiller Sehnsucht erwartet, sie auf

dem Sardisfelde bei Verona feierlich eingeholt und mit sich geführt habe auf seinen Thron.

Nein, von dem überwältigenden Liebreiz, dem König Authari widerstandslos erlag, hat sich nichts gerettet in die Steingestalt Theudelindens. Ein unschätzbares Denkmal aber bleibt dieses Portalrelief darum doch, ein verdientes Ehrenzeichen für die seltene Frau, von deren Auftreten eine neue Kunst- und Kulturepoche datiert, ein ehrwürdiges Dokument für die Echtheit der von Theudelinde hier in ihrer geliebtesten Kirche niedergelegten, heute noch erhaltenen Kleinodien. Ihnen, diesem einzig wertvollen Kirchenschatze, galt mein erster Gang, als ich das Innere des Domes betreten hatte, und flüchtige Blicke nur ließ ich dahingehen über den farbenreichen Raum. Denn eine späte Zeit hat ihm eine reiche Bemalung verliehen, und bei meiner Anwesenheit hatte man — wohl irgend einer kirchlichen Feier zu Ehren — solche freudige Buntheit noch erhöht, indem man die Oeffnungen zwischen den Säulen nach den Seitenschiffen hin mit starkfarbigen Gobelins verschloß und so an die vielverwandten Vorhänge in altchristlichen Basiliken von ferne gemahnte. Die Farben stimmten gut zusammen, der Eindruck war fürstlich und reich, aber die alte Zeit, nach deren Spuren ich suchte, war nicht mehr in diesem Bilde. So ging ich weiter und entdeckte links im Querschiff endlich einen Mann in schwarzer geistlicher Kleidung, mit gelangweiltem Gesichte, der auf Besucher zu warten schien. An ihn richtete ich meine Frage nach dem Kirchenschatz, und mit stummer Handbewegung lud er mich ein, ihm in die Schatzkammer zu folgen, an deren Eingang er stand. Er öffnete die Tür eines Schrankes, und vor mir glänzten und gleißten die Stücke des nach Theudelinde benannten



Schatzes. Wohl mag nicht alles aus ihren Händen stammen, aber das meiste darf man doch zu den goldenen und silbernen Zieraten rechnen, mit denen sie nach dem Zeugnis des Paulus Diaconus ihre Lieblingskirche schmückte. Denn die Mehrzahl der Prunkstücke, die hier verwahrt werden, weist im Stil untereinander solche Verwandtschaft auf, daß eine zeitliche Trennung unwahrscheinlich ist. Als eigenartigste von allen Gaben fällt zunächst die berühmte Henne mit den sieben Küchlein auf, ein Weihgeschenk, das Theudelinde vielleicht nach altem Brauch als ein Sinnbild der Fruchtbarkeit aus Anlaß ihrer zweiten Vermählung dargebracht hatte. Denn Authari war gestorben, und das Langobardenvolk hatte ihr als Zeichen der Verehrung gestattet, einen neuen, freigewählten Gemahl zum König zu erheben. Ihre Wahl fiel auf Agilulf, den Herzog von Turin; aus der Ehe mit ihm aber wurde zu Monza im Palast ein Sohn geboren, der Adoald getauft wurde. Auch an ihn bewahrt der Kirchenschatz ein Andenken: ein vom Papst Gregor dem Großen gesandtes Kreuz, kostbar an sich, kostbarer noch durch den Splitter vom Kreuze Christi, den es bergen soll. Persönlich nahe mutet ein Fächer an, den Theudelindens Hände bewegt haben sollen, daneben ein Kamm aus Elfenbein mit goldenem, filigran- und edelstein-geschmücktem Rande. Vielleicht hat er wirklich das Haar der Fürstin geglättet, doch gehen die Urteile über seine Entstehungszeit auseinander. Als zweifellos echteste Gabe Theudelindens wird ein mit großen Kreuzen geschmückter Deckel von einem Evangelienbuch durch seine Inschrift beglaubigt; als ein unverkennbares Werk der sogenannten Barbarenkunst aber gibt sich ein Reliquienbehälter, so prunkvoll reich, so mit Edelsteinen und Perlen überschüttet, wie das in der Kultur



noch neue, gleich einem Kinde nach allem Glänzenden greifende Langobardenvolk es liebte. Die eine Seite funkelt mit einem Stern, dessen Strahlen, aus viereckigen Edelsteinen gebildet, von einem prächtigen Rubin in der Mitte auslaufen und in Rosen aus Gemmen und Edelsteinen endigen. Dieser Stern ruht auf einem goldenen, ganz aus Filigran gebildeten Grunde, während eine dreifache Reihe von viereckigen Steinen, ovalen Gemmen und Perlen ihn umrandet. Ein Kelch mit goldenem Fuß und blauschimmernder Schale aus einem einzigen riesenhaften Saphir steht daneben, andere Kelche und Kreuze gesellen sich hiezu. Manches Wertstück aus näheren Tagen ruht noch in anderen Schränken verborgen, aber der Blick wendet sich immer wieder auf diese kostbaren Gaben, die das Andenken einer bedeutenden Frau lebendig erhalten. Ihr Anblick bildet die passende Vorbereitung für den des höchsten, ruhmvollsten Schaustückes, das Monzas Dom seit vielen Jahrhunderten fast ununterbrochen bewahrt, für die ehrfurchtsvolle Betrachtung der eisernen Krone!

Gleich einer vornehmen Gefangenen liegt sie dort hinter schwerem, kunstvollem Gitter. Nicht in der Schatzkammer mit den übrigen Kleinodien gemeinsam. Eine eigene Kapelle neben dem Kirchenchor hat man ihr eingeräumt, wo sie fest und sicher eingeschlossen ruht. Das Trinkgeld sogar, das dem fremden Beschauer den Riegel des Gitters öffnet, muß von bemerkenswerter Höhe sein. Man hält ein Kleinod neidisch verborgen, das politisch und künstlerisch gleich heiß umstritten worden ist. Auch künstlerisch; um Jahrhunderte liegen die Zeiten auseinander, in denen die verschiedenen Kunstforscher den Ursprung dieses altheiligen Symbols der Königsherrschaft



über Italiens Boden gesucht haben. Dieser eisernen Krone, die in Wahrheit gar nicht von Eisen ist, deren Name so ganz falsche Vorstellungen von ihrem Aeußeren erweckt. Man sucht einen bescheidenen eisernen Reifen und findet ein Kunstwerk, — barbarisch prunkvoll gleich dem Reliquienschrein im benachbarten Schatz — von Gold und Email, von Edelsteinen und Gemmen erstrahlend. Auf dem farbig emaillierten Reifen, der eine Höhe von etwas über fünf Zentimeter hat, blühen goldene Rosen, die sich kreuzförmig um eine ovale Gemme in ihrer Mitte ordnen, während ein senkrechter Streifen aus drei übereinander geordneten Gemmen dieses funkelnde Rosenkreuz von einem gleichen im Nachbarfelde trennt. Sechs derartige Felder, aus Goldblech gebildet und untereinander durch Charniere verbunden, fügen sich zu dem schönen Reifen zusammen, der nach außen hin auch nicht die leiseste Spur von Eisen zeigt. Nur im Innern legt sich ein schmaler, dünner Eisenring in den sechsteilig zusammengesetzten goldenen Reifen und leiht ihm — das ist für unbefangene Augen sein praktischer und einziger Zweck — eine größere Festigkeit, als er sie ohne dies Hilfsmittel besitzen würde. Wann man das Eisen zum Helfer des Goldes berufen hat, weiß niemand mit Bestimmtheit zu sagen. Die eine Tatsache nur steht fest, daß man erst im 13. Jahrhundert von einer eisernen Krone in Monza zu reden begonnen hat. Vorher ist sie einfach als Krone oder als goldene Krone bezeichnet worden. In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts trat sodann die Behauptung auf, Kaiser Maximinianus habe bei seinem Verzicht auf die Regierung zu Gunsten seines Sohnes Maxentius die eiserne Krone in Mailand zurückgelassen und bestimmt, jeder damit Gekrönte solle ohne weiteres König von Italien



sein. Andere führten den Ursprung der eisernen Krone auf Theudelinde oder auf Karl den Großen zurück. Erst verhältnismäßig spät aber, am Schlusse des 16. Jahrhunderts, kam durch die Propaganda eines portugiesischen Jesuiten namens Emanuele Sa der Glaube auf, daß der eisernen Krone eine zwiefache Bedeutung innewohne, daß ihr neben dem politischen Ansehen eine besondere Heiligkeit als Reliquie gebühre. Dieser Jesuit sprach im Dome zu Mailand unter Bezugnahme auf eine Rede des heiligen Ambrosius vom Jahre 395 die Behauptung aus, der eiserne Reifen in der Krone sei aus einem Nagel vom Kreuze Christi gefertigt worden, den die heilige Helena, die Mutter Konstantins des Großen, mit anderen Reliquien aus Jerusalem herbeigebracht habe. Aus dem einen der Nägel habe sie ein Gebiß für das Pferd ihres Sohnes, aus dem anderen diesen Kronenreifen fertigen lassen. Unter den Hörern des beredten Jesuiten befand sich auch der heilige Carlo Borromeo, der seinen Worten willig Glauben schenkte und den Anfang damit machte, die Krone als Reliquie zu verehren. Doch verging noch einige Zeit, bis ihre Heiligkeit allgemein — auch von der höchsten Instanz der katholischen Kirche — zugestanden wurde. Im Jahre 1717 erst erfolgte die endgültige Heiligsprechung des alten, goldenen, eisenbeschlagenen Reifen.

Was er in Wahrheit bedeutet, und wo sein Ursprung zu suchen ist, darüber gehen die Ansichten heute noch weit auseinander. Sicher ist wohl das eine, daß er ehedem als Votivkrone im Dome zu Monza gehangen hat. Es war seit Konstantin dem Großen unter den Herrschern Gebrauch geworden, durch Stiftung solcher Kronen Gott und den Heiligen ihre Ergebenheit zu bezeigen. Die Goten hatten diesen Brauch übernommen, die Lango=



barden ihn besonders eifrig geübt. Im Domschatz von Monza befanden sich, wie auch das Portalrelief bezeugt, verschiedene Kronen solcher Art, von denen die eine noch in alter Form erhalten geblieben ist: ein an Ketten aufgehangener, reichverzierter Goldreifen, aus dessen Mitte sich ein mit Edelsteinen funkelndes, mit Gehängen geschmücktes Kreuz niedersenkt. Form und Größe der eisernen Krone beweisen im Verein mit Löchern im Golde zum Anbringen der nötigen Ketten, daß auch sie dereinst in gleicher Weise als ex voto gedient hat. Vielleicht aber hatte sie schon eine bewegte Vergangenheit hinter sich, bevor sie den stillen Kirchenhafen erreichte. Die zwischen den goldenen Rosen hervorwachsenden, streng stilisierten Schmelzblumen scheinen dies Geheimnis zu verraten. Die meisten von ihnen sind blau und weiß auf grünem Grund, in drei Feldern aber blühen sie rotbraun und weiß. Jene rotbraune Farbe im Verein mit der Technik des Schmelzes weist auf die spätere römische Kaiserzeit zurück, und so bedeutet die heutige Form der eisernen Krone vielleicht nur das Ergebnis einer nachmaligen Restauration. Zugleich haben Funde ähnlicher Reifen in Rußland, die nach Gestalt und Muster fast als Wiederholung dieser Krone gelten können, die aber als Halsschmuck erkannt worden sind, die Vermutung erweckt, daß auch dieser Goldreif einstmals den Hals einer Fürstin aus der Völkerwanderungszeit geziert habe, daß er von einem der Großen jener Tage der Theudelinde vermacht und von ihr möglicherweise zum letztenmal als Halszier getragen worden sei, bis sie den irdischen Schmuck dann zusammen mit ihrem Kamm, ihrem Fächer und vielen anderen Schätzen ihrer Lieblingskirche vermachte.

Als Krone oder Diadem ist dieses spätere Symbol



der Königsherrschaft von vornherein sicher nicht gedacht gewesen. Schon der geringe Durchmesser von 15 Zentimeter, der bei verschiedenen Krönungen zu künstlicher Vergrößerung Anlaß gab, widerspricht. Wann diese Krone trotzdem ihrer bedeutsamen Bestimmung zugeführt worden, ist ungewiß, fraglich vor allem, ob wirklich schon Karl der Große, wie man behauptet, sich mit ihr hat krönen lassen. Seit Otto I. war die dreifache Krönung Sitte geworden: eine in Deutschland, eine in Oberitalien, eine in Rom; bis zum Jahre 995 haben jedoch alle Krönungen in der Lombardei zu Mailand oder Pavia, niemals in Monza stattgefunden. Als man später im 13. Jahrhundert die Krone von Monza die eiserne zu nennen begann, erhielten auch die beiden anderen Kronen ihren entsprechenden Namen; die deutsche wurde als die silberne, die römische als die goldene bezeichnet. Möglicherweise hat Otto III. im Jahre 995 die Krone von Monza zum erstenmal auf seinem Haupte getragen. Als diese Krönung stattfinden sollte, war Mailand so von Parteikämpfen zerrissen, daß es Otto III. vielleicht vorzog, die gefährliche Stadt nicht zu betreten. Damals hat man, weil die übliche Krone aus Mailand nicht zu erlangen war, vermutlich eine der alten Votivkronen ihrem jahrhundertelangen Kirchenschlaf entrissen und ihr eine ungeahnte Bedeutung verliehen. Seit jener Zeit ist sie mit heißer Leidenschaft umworben worden. In ihr verkörperte sich nun die Herrschaft über Italiens Fluren, in ihrem Goldglanz erglühte die südliche Sonne. Merkwürdig aber hat es das Schicksal gefügt: Italiens Krone hat sich dem Haupt eines Italieners wieder und wieder hartnäckig verweigert. Auch der Franzosenkaiser Napoleon I., der sich selbst im Dome zu Mailand eigenhändig mit dem ehrwürdigen Reifen



bekrönte, kann als Italiener im nationalen Sinne nicht mehr gelten. Mit begreiflicher Trauer betrachten darum italienische Patrioten das für ihr Gefühl so häufig entweihte Kleinod; in Versen und in Prosa haben sie dieser Empfindung Ausdruck verliehen und die Krone von Monza mit einer feilen Dirne verglichen, die jedem Fremden sich willig preisgegeben habe. Wir können dies nationale Gefühl verstehen und müssen es ehren. Um so mehr aber ist für uns der alte Dom eine vornehmste Denkstätte deutscher Geschichte. Denn die eiserne Krone, die den Italienern unerreichbar blieb, hat die Stirne von deutschen Herrschern häufig geziert. Wird auch ihre Benutzung in früheren Jahrhunderten mehrfach angezweifelt, sicher geschah sie bei der Krönung von Karl IV., Sigismund, Friedrich III., Karl V. und zuletzt noch im Jahre 1838 bei der des Kaisers Ferdinand I. von Oesterreich. An stolzen Erinnerungen reich ist also für den Deutschen die kleine Kapelle des Domes von Monza, wo die eiserne Krone ruht und wo von den Wänden immer wieder in langem Freskenzyklus des fünfzehnten Jahrhunderts das Bildnis der hier auch beigesetzten deutschen Prinzessin, der Langobardenkönigin Theudelinde, herniederschaut.

Auch ein sichtbares Abbild von einer Krönung deutscher Könige bewahrt dieser Dom. Im rechten Querschiff ist ein ehemals an der Kanzel befindliches Relief in die Wand eingelassen worden, auf dem der feierliche Akt von steinernen Figuren vollzogen wird. Man hat gestritten, welche Krönung hier dargestellt wird. Früher hat man die Szene auf Otto III., dann auf Otto IV. bezogen; jetzt wird sie auf Karl IV. gedeutet, oder auch angenommen, daß gar kein bestimmter Vorgang, sondern lediglich die feierliche Zeremonie an sich hier im Stein verewigt worden

ist. Links erblickt man auf diesem Relief den Altar, über dem auch hier vier Votivkronen zu sehen sind, dann folgt die Gruppe des unter einem Thronhimmel sitzenden Königs mit den die Krönung vollziehenden geistlichen Würdenträgern. Weiter nach rechts die Kurfürsten, deren einer das große Königsschwert trägt, und zum Schluß eine Gruppe von Figuren, die als Einwohner von Monza unter der Führung ihres Podestà gedeutet werden. Ueber dem Steinbild aber thront eine Statue des Papstes Gregor des Großen, von dem die Sage geht, er habe der Königin Theudelinde die vom Kaiser Konstantin stammende heilige Reliquie zum Geschenk gemacht. So weist hier alles immer wieder auf den Kronreifen hin, der das kostbarste Gut dieser Kirche seit vielen Jahrhunderten bedeutet.

Das Prophezeien ist eine gewagte Sache. Das eine jedoch kann man wohl ohne zu große Kühnheit behaupten, daß im Dome zu Monza niemals wieder ein Deutscher mit Italiens eiserner Krone gekrönt werden wird. Und so darf die Kapelle, wo diese Krone jetzt im Schlummer liegt, zugleich als Grabkapelle gelten für das italienische Königs- und Kaisertum deutscher Nation. Kampf, Streben, Ehrgeiz ruhen dort als vergangene, vergessene Dinge. Hier ist eine der Stätten, wo tiefe Wehmut unwiderstehlich einzieht in das Herz des deutschen Besuchers. Mag die eiserne Krone von Monza wirklich bei den meisten Königskrönungen in Italien die große Rolle, die man ihr früher zuschrieb, gespielt haben oder nicht, für uns ist sie nun einmal zum altheiligen Symbol für die Herrschaft über jenes verführerische Land geworden. Vom Leuchten seiner Krone verlockt, sind unsere Herrscher über die Alpen gezogen, haben sich ihrer Heimat entfremdet, haben ihre



Kräfte aufgerieben und ihre Mannen geopfert im Ringen um ein dauernd unerreichbares Ziel. Könnte man all das deutsche Blut wieder sammeln, das in den Kämpfen um Italiens Herrschaft vergossen worden ist, jene Krone würde versinken in einen tiefen, dunklen, grauenvollen See!

Wie diese Kapelle der eisernen Krone dasteht als Monument einer hinter uns versunkenen Geschichtsepoche, so bedeutet der ganze Dom von Monza das erhabene Denkmal des zertrümmerten Langobardenreiches. An ihn knüpften sich die Sagen des tapferen Volkes, dem von einem weissagenden Einsiedler verkündet worden war, daß es nicht untergehen könne, weil die fromme Königin diese Kirche des heiligen Johannes des Täufers gegründet und damit dessen beständige Fürbitte für ihr Volk erworben habe. Wenn dies Heiligtum aber einstmals mißachtet würde, dann solle auch das Langobardenvolk zu schanden werden. Diese Zeiten der Mißachtung sind gekommen; Paulus Diakonus hat sie schaudernd miterlebt und klagend berichtet, er habe mit ansehen müssen, „wie diese Kirche des heiligen Johannes vor dem Untergang der Langobarden von schlechten Menschen verwaltet wurde, so daß die ehrwürdige Stätte unwürdigen Personen und Ehebrechern nicht ob ihres Verdienstes, sondern als Belohnung verliehen wurde."

Anders freilich zeigen sich die Gründe für den Untergang des Langobardenreiches im Lichte der Geschichte. Wie Wetterleuchten das kommende Gewitter anzeigt, flammte schon in den letzten Zeiten der Langobardenherrschaft ein erster Kampf zwischen weltlichen Machthabern und Papsttum am Himmel auf. Als Liutprand, in dessen Person sich die größte Macht seines Volkes verkörperte,

die ganze Halbinsel von Italien zu einem großen Langobardenreiche zu vereinigen strebte, da entbrannte der erste Krieg zwischen ihm und dem obersten geistlichen Herrscher. Dieser Krieg erneuerte sich unter den folgenden Langobardenkönigen, deren Reich am Felsen der Kirche scheiterte. Denn die Päpste griffen schon damals zu dem später noch häufig angewendeten, verderblichen Mittel, gegen die unbequem gewordenen Machthaber auf italienischem Boden die Mächte der Fremde zu Hilfe zu rufen. Ueber die Alpen hinweg richteten sie die Blicke auf das da drüben aus den Wogen der Völkerwanderung mächtig emporgetauchte Frankenreich; gegen die Langobardenkönige riefen sie Pippin und Karl den Großen herbei. Die beiden folgten dem Rufe; Desiderius, der letzte der Langobardenherrscher, mußte sich seinem großen Schwiegersohne Karl, der ihm die Tochter wieder heimgesandt hatte, nach siebenmonatlicher Einschließung in Pavia beugen. Das war im Jahre 774. Mit ihm ging das Langobardenreich unter.

Aber wie nach einem Schiffbruch die Planken und Masten häufig noch lange Zeit auf den Wellen treiben, so verschwanden auch die Trümmer dieses Reiches nicht gleich aus Italiens Geschichte. Neben den Langobardenkönigen hatten, zeitweise selbst an ihrer Stelle, verschiedene Herzoge der Herrschaft gewaltet. Im Süden Italiens blühten auch nach dem Eindringen der Franken zwei Herzogtümer namentlich noch ein paar Jahrhunderte lang fort: Spoleto und — das mächtigste von ihnen — Benevent. Es behielt sein Dasein, aber es zerfiel in zwei kleinere Fürstentümer, in Benevent und Salerno. Ueber dreihundert Jahre lang hat das Fürstentum Salerno, dem anfangs auch das nachher abgetrennte Capua zuge-



hörte, das eigentliche Langobardenreich überlebt; so lange noch sind Männer mit altdeutsch klingenden, mühsam italienisierten Namen, wie Ademar, Waimar, Gisulf und Pandulf, am blauen Meer von Salerno als Herrscher verehrt worden, bis erst im Jahre 1075 das Fürstentum ihnen verloren ging. Und wenn auch die Stammesverschiedenheiten sich im Laufe der Jahre und Jahrhunderte mehr und mehr verwischten, wenn deutsches und romanisches Blut mehr und mehr ineinanderflossen, es blieben doch in Sitten, Gesetzen und Namen althergebrachte Unterschiede, an denen die wandelnden Zeiten spurlos vorübergingen. Die Langobardenfürsten von Salerno haben ihre alten deutschen Namen in 325jähriger Herrschaft niemals mit fremden vertauscht. Und bevor der letzte Zweig dieses kraftvollen Stammes verdorrte, hat er noch in einem engen, waldigen Felsentale dort im Süden eine schöne Blüte getrieben, der deutsche und italienische Kultur in friedlichem Verein die Lebenskraft gegeben haben. Santa Trinità della Cava nennt sich diese weltferne Schöpfung, in der die letzten Erinnerungen an das deutsche Volk der Langobarden heute noch lebendig sind.





V

Santa Trinità della Cava.

Letzte Langobardenerinnerungen.

Santa Trinità: Pietra Santa. — Grab des Alferius. — Langobardenfriedhof. — Bibliothek.

Cava dei Tirreni! Wie von Wogenrauschen und Ruderschlag klingt's in dem Namen. Die blauen, felsumstellten, weißumbrandeten Fluten des Tyrrhenischen Meeres meint man wiederzusehen in all ihrem Zauberglanz, wenn man ihn vernimmt. Mag die kleine Stadt selbst auch nicht von ihnen bespült werden, ihr Name genügt, um jene schöne Vorstellung zu erwecken. Das kühne, seefahrende Volk der Tyrrhener lebt in ihm fort, wie das weite, wogende Meer an Italiens westlichem Ufer ihnen zu Ehren seine Bezeichnung trägt. Und weil sie ungefähr sechzehnhundert Jahre vor Christi Geburt auch auf der Wegeshöhe zwischen Salerno und Neapel eine Ansiedlung gegründet haben sollen, so hat man vor nicht gar langer Zeit — erst im Jahr 1862 ist es geschehen — das heute im Sonnenglanz fröhlich schimmernde Städtchen offiziell Cava dei Tirreni getauft. Frisch, luftig, sonnig ist es dort oben, wo man sich zugleich im Tal und auf der Höhe fühlt. Denn ein reicher Kranz von Bergen, anmutig und gewaltig in mannigfachem Wechsel, um-



rahmt die freundliche Stadt; die Talsohle hier ist aber zugleich der höchste Punkt des Passes zwischen Neapel und Salerno, und über ihn hinweg wehen die frischen Seewinde von einem Busen des Tyrrhenischen Meeres zum anderen.

Ein paar schöne Wochen habe ich dort verlebt und mehr als in dem schreienden, tobenden Neapel selbst empfinden gelernt, wie reich gesegnet mit Anmut und Größe jener Erdenwinkel ist. Nach allen Seiten hin gibt es verlockende Wege, und die raschen, kleinen, schellenklirrenden Bergpferde bringen den Wagen schnell nach Pompeji oder Nocera, nach Amalfi oder Salerno. Abwärts geht es zu diesen vier Orten, aufwärts und in die Schluchten der Berge hinein geht eine andere Fahrt. An ihrem Ende liegt ein kleiner Ort, dessen Name schon ihn zu Cava dei Tirreni in Beziehung setzt: Corpo di Cava ist er geheißen, und als größte Sehenswürdigkeit birgt er das ehrwürdig-alte, weitberühmte Langobardenkloster Santa Trinità. In sich verengender Felsenschlucht, hoch über einem lauten, frischen Bergwasser liegt auf gewaltig emporgemauerten Unterbauten die imposante Schöpfung eines heilig gewordenen Mannes aus langobardischem Stamme.

Der drittletzte der salernitanischen Fürsten, Waimar III., der vom Jahre 999 bis 1031 dort regierte, besaß einen Vetter, Alferius mit Namen. Der war ein bedeutender Hofmann und wurde von seinem Herrn und Vetter mit einer Gesandtschaft an den Kaiser Otto III. betraut. Er machte sich auf den Weg, doch bevor er sein Ziel erreichte, warf eine schwere Krankheit ihn nieder. In der Not von Körper und Seele tat er das Gelübde, sich dem geistlichen Stande widmen zu wollen, wenn er dem Leben wiedergeschenkt würde. Seine Gesundheit kam ihm

zurück, und in Erfüllung des Gelübdes verwandelte sich der Hofmann in einen einfachen Mönch. Aber der Fürst meinte den bewährten Rat des Alferius nicht entbehren zu können und zog ihn aufs neue in seine glänzende Nähe. Die Umwandlung des einstigen Hofmannes war jedoch tiefer, als der Herrscher es ahnte und verstand. Eines Tages brach Alferius die goldenen Ketten, mit denen man ihn wieder gefesselt hatte, und entfloh aus dem Lärm des Hofes, um in schweigender Bergeinsamkeit Stille der Seele zu suchen. Landeinwärts von Salerno wandernd kam er in ein schroffes, felsiges Hochtal, aus dessen Grunde ein Bergwasser zu ihm aufrauschte. Am steilen Hang des linken Ufers war hier eine Grotte im Felsen, schon von alten Zeiten her bekannt und Grotta Arsicia oder Cava Metelliana — ein Zweig der Metellierfamilie sollte in jenen Gegenden gehaust haben — ehemals geheißen. In ihr schuf sich Alferius eine Wohnstätte und diente Gott in der Einsamkeit. Aber wenn er selbst auch der bunten Welt entflohen war, sein Ruf drang wieder zu ihr hinaus und lockte Genossen, die es ihm gleichtun wollten. So entstand eine kleine Gemeinschaft, für die es bald an Raum gebrach in der Felsenhöhle, und als die Zahl dieser Weltflüchtigen mehr und mehr wuchs, mußte ein geräumiger Klosterbau beschlossen werden. Um seinem Gotte recht nahe zu sein, begann Alferius dieses Kloster auf dem Berge Sant' Elia zu errichten, doch geschahen hier wundersame Zeichen, die bewiesen, daß die Gottheit an dieser Stätte nicht verehrt sein wollte: was während eines Tages gebaut worden war, zeigte sich regelmäßig am anderen Morgen wieder zerstört. In tiefer Kümmernis warf Alferius in seiner Grotte sich nieder zum Gebet, und in der tiefen Dunkelheit eines finsteren Abends offen-



barte sich ihm hier der Wille Gottes. Aus der Tiefe der Höhle drang ein glänzendes Licht hervor, das in drei Strahlen auseinanderging. Nun wußte der Beter, daß die Grotte selbst ein Heiligtum werden solle, daß er hier den Klosterbau beginnen müsse. Also geschah es, und rasch wuchsen die Mauern jetzt in die Höhe; die zum Kloster gehörige Kirche aber weihte Alferius wegen jener Dreiteilung des Lichtes der heiligen Dreieinigkeit und gab der ganzen Abtei den Namen Santa Trinità della Cava. Im Jahre 1011 ist sie gegründet worden.

Dort in der grauen Felsgrotte, die zum rauschenden Selano-Flüßchen herunterblickte, lagen die Anfänge des berühmt gewordenen Klosters von Corpo di Cava. Eine bedeutsame Stätte des Glaubens und der Kultur ist aus dieser Langobardenstiftung in der Bergesstille aufgeblüht, und in der Reihe der wichtigen Klöster Italiens kommt Santa Trinità bald nach dem am höchsten gefeierten Monte Cassino. Unter die Heiligen versetzt, bewachte Alferius im Tode noch seine Schöpfung, die unter den ihm nachfolgenden Aebten an Macht und Ansehen immer mehr gewann. Sein Neffe begann Handelsbeziehungen mit dem Orient, wohin er zugleich Pilgerfahrten veranstaltete; die Klosterschiffe fanden Abgabenfreiheit in den dortigen Häfen und brachten heimkehrend Erde von den heiligen Stätten mit für den Friedhof der Abtei. In der Zeit ihrer höchsten Blüte, die bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts dauerte, waren siebenundsiebzig Abteien, neunzig Priorate und dreißig andere kleinere Klöster in Abhängigkeit von Santa Trinità! Während aber die Macht nach außen hin wirkte, herrschte hinter den Klostermauern emsiger Fleiß. Pergamentblatt auf Pergamentblatt bedeckte sich mit den Abschriften still geschäftiger Mönche,

die mehr und mehr wachsende Zahl der auf das Kloster selbst bezüglichen Urkunden kam hinzu, und so füllten sich im Laufe der Jahrhunderte weite Räume mit Schätzen von unermeßlichem Wert für den Geschichtsforscher.

All diesen Erinnerungen fuhren wir an einem hellen Morgen entgegen, der von der herben, heiteren Frische des dortigen Frühlings erfüllt war. Vorwärts und aufwärts deutete die kecke, schwarzbraune Fasanenfeder auf dem Kopfe des kleinen, tapferen Pferdes vor unserem Wagen, und aufwärts ging es, hinein in die Berge. Die junge Welt war voll von Sonnenschein, und auf den lichten Wegen lagen die zarten Schattengitter der neu begrünten Bäume. Hügel, Berge, Felsen beschränkten zuerst in der Nähe und in der Ferne den Blick, als aber der Weg höher hinanstieg, schoben sie sich auseinander und ließen ein fernher schimmerndes Stück des Golfes von Salerno sehen, das wie ein blauer, liegender Halbmond im Rahmen sanfter Bergeslehnen uns zu Füßen ruhte. Lange blickten wir hinunter und freuten uns am Gruße des Meeres, plötzlich Halt machend aber lenkte der Kutscher unsere Augen auf ein anderes, gegensätzliches Schauspiel. Eine kleine Kirche lag am Wege zur Rechten, durch ein Holztor geschlossen; in ihm war ein Gitterkreuz, durch das man hineinblicken konnte in den Innenraum. Als wir es taten, kam uns dumpfige Kühle von dort entgegen, und nicht sofort erkannten unsere von der Meeresbläue geblendeten Augen, was drinnen zu schauen war. Dann aber sahen wir mitten in der Kirche vor dem Altar einen rohen, unbearbeiteten Felsblock liegen, dessen Bedeutung der Kutscher wortreich erklärte. Hier an dieser Stelle war Papst Urban II., selbst ehemals ein Mönch im Kloster Trinità della Cava, vom Pferde gestiegen, als er im Jahre



1092 mit pomphaftem Gefolge von Rom gekommen war, um die neuerbaute Kirche des Klosters zu weihen. „Meine Brüder," hatte er dabei gesprochen, „die Erde hier ist heilig; nicht anders als zu Fuß dürfen wir sie betreten." Indem er aber beim Absteigen den Felsblock betrat, heiligte sein Fuß ihn für die gläubigen Katholiken. Pietra Santa, heiliger Fels, hieß man ihn von jenem Tage an, baute zur Erinnerung eine Kirche um ihn her und gab auch ihr den Namen Pietra Santa. Man kann sich mancherlei denken bei diesem durch einen Menschenfuß geheiligten Block, besonders wenn man von dort wieder hinunterblickt zum blauen Meer in der Tiefe, zu der ewig herrlichen Schöpfung der Gottheit gegenüber diesem zugleich kühnen und schwachen Versuch, unvergängliches Gedenken für einen sterblichen Menschen zu erschaffen.

Noch ein zweites Denkmal ist für den Papst Urban II. errichtet worden. Kommt man tiefer hinein in die Felsenschlucht und nähert sich an den Häusern von Corpo di Cava vorüber der Klosterkirche, so erblickt man ihn selbst in hoher, dunkler Erzgestalt, wie er die Arme segnend und schützend emporhebt zu der Fassade der von ihm geweihten Kirche. Sie versperrt den weiteren Weg ins Tal hinein; wie ein Riegel schiebt sie sich vor, man muß umkehren oder eintreten. Ihr Aeußeres verlockt nicht allzusehr dazu; man hat ein ehrwürdiges Denkmal aus den Tagen des Alferius erwartet und findet eine barocke Dutzendfassade, wie man sie Hunderte von Malen in Italien sieht. Auch das Innere schwächt die Enttäuschung nur gelinde ab, doch hat es eine Stelle von eigenartiger Wirkung. Auf mächtigen Unterbauten ist die Kirche so hoch emporgehoben, daß nur die oberste Wölbung der Felsgrotte, die den Alferius beherbergte, in sie hineinragt. Aber diese Höhle ist unver-

ändert gelassen worden, wie die Natur sie schuf. Gegen die geradlinigen und geschwungenen Architekturformen sticht die natürliche Roheit seltsam ab, und dieser Gegensatz ist noch dadurch verstärkt worden, daß man für die sterblichen Reste der ersten drei Aebte in späteren Jahrhunderten prunkvolle Sarkophage aus buntem florentiner Marmormosaik geschaffen und hier in der Grotte vor der Felswand aufgestellt hat. Vom hohen Gestein hängen goldene und silberne Lampen herab und ergießen ein mattes Licht über die drei Sarkophage, in deren mittelstem der Langobarde Alferius ruht, während fast verblichene Freskenreste von der Grottenwölbung niederschauen. Außer ein paar späten Bildern gibt es in der Kirche kein Andenken weiter an den Klostergründer, doch stammt die phantasievoll-prächtige Kanzel in schimmernder Cosmatenarbeit aus dem älteren Gotteshause. Mühsam ist sie aus mißachteten Trümmern wieder aufgebaut worden.

Um der alten Zeit noch näher zu sein, muß man ins Unterirdische hinuntersteigen. Ein Kreuzgang liegt in der Tiefe, wegen der Enge des Raumes, abweichend von der üblichen regelmäßigen Viereckform, fast in ein Dreieck zusammengepreßt. In den unteren Teil der hier viel mächtiger sichtbaren Felsgrotte schmiegt er sich hinein; Mauerwerk und rohes Gestein lösen einander ab, grauer, überhängender Fels bildet ein von der Natur geschaffenes Dach, das zugleich beschirmt und bedroht. Säulen, zum Teil gekuppelt, umgeben den ungleichseitigen Raum; ohne Basen, wie in den Boden versunken, stehen viele von ihnen da. Reliefs, Inschriften, Sarkophage sind an den Wänden aufgestellt oder in sie eingelassen worden; manche wissen von den Römerzeiten zu erzählen, hier an der Stätte christlicher Gottesverehrung. Von den Denkmälern der



toten Römer aber steigt man weiter noch hinunter zu der Grabstätte der Langobarden und Normannen. In grauem Halblicht öffnet die Krypta sich, die man auch den Langobardenfriedhof nennt. Sie stammt gleich dem Kreuzgang ihren Bauformen nach erst aus dem 12. Jahrhundert. Aber was ihr an sterblichen Ueberresten einstiger Erdenbewohner in den Zeiten vorher schon anvertraut worden war, hat sie bis heute bewahrt. Man hat jene Toten dem so heiß erstrebten Ruheplatz im heiligen, aus Palästina hergeführten Boden wieder entrissen, hat ihre Gebeine sorgsam aufgeschichtet, und nun erheben sich in den Gewölben und Nischen der matterhellten Krypta ganze Wände von graubraunen Menschenknochen und Schädeln. Es ist eine Stätte, wo das kalte Grausen des Todes lebendig wird. Matt verdämmernd nur dringt leises Tageslicht in diese Tiefe, und was es zeigt, bedeutet Vernichtung des Lebens. Mit unheimlicher Verschiedenheit im Ausdruck, lachend, höhnend, schmerzverzerrt oder drohend blicken die Totenschädel den Eindringling an. Die Vergänglichkeit des einzelnen Menschen und ganzer Menschenreiche predigen sie zugleich. Neben den Resten letzter Fürsten aus langobardischem Blute liegen hier die Gebeine der normannischen Eroberer, denen jene Platz machen mußten. Beide suchten mit gleichem Eifer die Ruhestätte hier im Kloster, dessen geheiligten Boden Papst Urban II. auch vornehmen Laien zum Begräbnis eingeräumt hatte. Fürsten, Grafen, Barone strebten einmütig nach der ihnen durch die Grabstätte schon verheißenen Vergebung ihrer Sünden, und nun müssen sie alle zusammen hier als Bausteine dienen für diese gräßlichen Mauern aus menschlichen Gebeinen! Mehr und mehr wächst das Entsetzen bei diesem Anblick, mehr und



mehr sehnt man sich empor ins goldene, befreiende Licht.

Und man freut sich nun doppelt, oben in den weiten Klosterhallen den Beweis zu finden, daß von diesen Toten mehr geblieben ist als ein abschreckender Verwesungsrest, daß auch die Spuren ihres Lebens noch dauern und wirken. Im Archiv und in der Bibliothek erstehen in Urkunden und anderen Schriften die Gestorbenen wieder; durch die Schriftzeichen ihrer Hände vermögen sie aufs neue zu uns zu reden. Wenn man aus den fremdartigen Schriftzügen jenes Pergaments, durch das Alferius den Besitz von seinem Klostertal zugesprochen erhielt, mühsam den Namen Waimars III. entziffert hat, wird Salernos altes Fürstentum auf einmal wieder nahe Gegenwart. Wenn man den Ehevertrag, die »Morgengabe« eines langobardischen Paares aus vornehmem Hause liest oder die Worte des Papstes Urban II. in der Bulle über die Kirchenweihe vernimmt, dann bauen diese heute noch dauernden Schriftzeichen eine leichte Brücke über den Abgrund von Jahrhunderten. Und in der hier verwahrten langobardischen Gesetzessammlung, dem berühmten, um 1008 geschriebenen Codex Legum Longobardorum, erstehen nicht nur die Rechtsvorschriften unserer in die Fremde gewanderten Stammesgenossen, auch sie selbst werden in rohen Bildern wieder lebendig, zeigen uns ihre Gestalten, ihre Trachten und ihre Waffen. Mit kurzer Tunika und Mantel sind sie den römischen Kriegern ähnlich bekleidet, die Beine jedoch mit Strümpfen, Stiefeln, Beinkleidern geschützt; aus dem Herrscherszepter wächst eine Blüte hervor.

So liegen Tod und Leben in dem ehrwürdigen Kloster von Corpo di Cava nahe nebeneinander. Wissenschaft und



Kunst aber verleihen dem Leben die Macht, über den Tod zu triumphieren, und wir deutschen Fremdlinge vernehmen in den kühlen Klostersälen die Stimme längst versunkener Geschlechter aus deutschem Blute, die mitarbeiteten an einem Werke der Kultur in der Fremde.





VI

Verona. — Florenz. — Sutri. — Gaëta. — Brindisi. — Rom.

Was Italien von Karl dem Großen und seinen Paladinen erzählt.

Verona: Skulpturen am Dom. — Florenz: Santi Apostoli. — Sutri: Rolandsgrotte. — Gaëta: Torre d'Orlando. — Brindisi: Mosaik. — Rom: San Pietro. — Triklinium. — Deutsches Hospiz.

Oft muß ich mich des Augenblicks erinnern, als mir zum ersten Male der Gedanke kam, die deutschen Denkstätten auf italienischem Boden mit zielbewußtem Eifer aufzusuchen, das geliebte Land unter einem neuen, besonderen, für den Deutschen so reizvollen Gesichtspunkte zu betrachten. Es war an einem heißen Junimittag in Verona. Um diese Stunde hatten die Bewohner der Stadt die Herrschaft über die Straßen der Sonne eingeräumt. Auch auf den stillen Platz vor dem Dome brannte sie herab und legte einen breiten Teppich von Licht neben ein schmales, schwarzes, scharf abgegrenztes Schattenband. Es war sehr einsam hier um diese Glutzeit des Tages, nicht einmal ein Bettler belagerte den Eingang zur Kirche. Die Wärme, die Helle, der Abglanz des reinen Himmels umschmeichelten meine Sinne mit südlichem Zauber und



erfüllten mich ganz mit dem wundervollen Gefühl: Hier ist Italien! Aber mitten in den süßen Rausch der Fremde hinein traf mich eine merkwürdige Ueberraschung. Die Sonne genießend ging ich langsam über den Teppich von Licht zum Gotteshause hinüber und blieb, als ich ganz nahe war, noch einmal stehen, um den üppigen Reichtum des Portals zu betrachten. Durch kräftige Schlagschatten gehoben, traten alle Formen eindringlich hervor; die Säulen, Greife und menschlichen Figuren schienen von einer inneren Glut erfüllt, die jede Wirkung verdoppelte. Die sonderbaren, unbeholfenen Menschengestalten aber fesselten mich am längsten, und ich schlug mein Reisebuch auf, um eine Erklärung für sie zu finden, die mir bereitwillig geboten wurde. Ja, da stand's: die rohen Reliefs, laut Inschrift im Jahr 1135 vom Bildhauer Nicolaus gefertigt, stellen die sagenhaften Paladine Karls des Großen, Roland und Olivier, dar. Karl der Große — der Name traf mich im Innersten. Mein erstes mächtiges Gefühl der Freude, auf einem fremden, gesegneten Boden zu stehen, wandelte und mischte sich mit einem noch wärmeren, tieferen Empfinden; Heimatklänge tönten in unvertraute Laute hinein, Erinnerungen erwachten, bestürmten mich, und plötzlich einte sich alles zu der jubelnden Erkenntnis: Hier ist ja Deutschland — ein Stück von Deutschland auf italienischer Erde!

Des großen Kaisers Name hatte genügt, um dieses Gefühl in mir zu wecken. Den Boden Italiens, auf dem ich stand, hatte auch Kaiser Karl betreten, und nicht als ein staunender Fremdling, sondern als ein Freund, Sieger und Herrscher. In jener heißen, lautlosen Mittagsstunde vor dem Dome von Verona wurde mir der Name Karls des Großen zum Symbol für alle die anderen

Männer von deutschem Stamme, die vor und nach ihm über die Alpen gezogen sind in das Sonnenland, häufig zum eigenen Verderben und zum Schaden Deutschlands, aber alle getrieben von der gleichen unwiderstehlichen Sehnsucht. Unzählige sind diesen Weg gegangen, ein mächtiger Strom von deutschem Blut, lebendigem und vergossenem, ist dahingeflutet über Italiens Erde und hat sie befruchten helfen für die unsterblichen Werke, die gleich einer üppigen Saat aus ihr emporgekeimt sind ans Licht.

Am Namen Karls des Großen haftet bis heute noch ein besonderer Klang; etwas wie Auferstehungsfreude tönt in ihn hinein. Denn das römische Weltreich, das man gestorben geglaubt hatte für immer, ist unter ihm in Wahrheit wieder auferstanden und neu geworden. Der Begriff des Imperiums war in der Welt geblieben, aber ein Träger und Vertreter aus Fleisch und Bein hatte dafür gefehlt. In Karl dem Großen bestieg er den leer gewordenen Thron, und nun verwirklichte sich der neue Gedanke, daß der Sohn eines neuen Volkes der Erbe des gewaltigen römischen Reiches werden könne. Sobald Italien zu Karls Länderbesitz hinzukam, stand sein Reich an Umfang und Bedeutung dem römischen kaum nach; indem der Frankenkönig die Langobardenherrschaft niederwarf, gewann er sich durch die Tat einen großen Teil von Italien, und indem der Papst ihm die kaiserliche Krone zu Rom aufs Haupt setzte, vollendete sich die Auferstehung des römischen Reiches. Ein für unmöglich gehaltenes Wunder wurde Wirklichkeit in jenem Augenblick, und vom Glanze dieses Wunders wird Karls des Großen Gestalt bis heute noch umstrahlt.

Man sollte glauben, daß dieses Herrschers Auftreten



und Wirken besonders tiefe, sichtbare Spuren in Italien hinterlassen hätte. Aber diese Hoffnung wird getäuscht; selten und gering nur sind solche Spuren. Trotzdem fehlen sie nicht ganz, und sein mächtiger Name lebt auch im Süden fort. Mit ihm der seiner getreuen Paladine, deren steinernes Abbild ich am Dome von Verona gesehen hatte. In Florenz habe ich eine Erinnerung an den Kaiser und seine Ritter zunächst wiedergefunden. Vom belebten Lungarno Acciajoli abbiegend, war ich durch einen schmalen Durchgang auf einen stillen, kleinen Platz gekommen, an dessen rechter Seite sich eine kleine, einfache Kirche zwischen dicht herantretenden Gebäuden erhob. Sie drängten sich gleich hilfesuchenden Gläubigen oder gleich stützenden Freunden ganz nahe zu ihr hin und schienen auf den Gesang zu horchen, der aus dem Inneren des Gotteshauses hervordrang. Man feierte dort eben ein Kirchenfest, dem San Biagio zu Ehren, wie ich hinterher hörte, der durch ein kurzes Gebet ein Kind gerettet haben soll, das eine Fischgräte verschluckt hatte. Wenn er auch nicht Patron des Gotteshauses war — die Kirche trägt nach den Aposteln ihren Namen — so war er doch an diesem Tage der Zielpunkt einer mit Lichtern, Weihrauch, Messe und Gesang verherrlichten Feier.

Der durch antikisierende, schlanke Säulen in drei Schiffe geteilte Raum der Basilika war voll von Menschen und von einer schweren, dumpfigen Luft erfüllt, in der die Kerzen der prismenbehangenen Kronleuchter müde und mystisch flimmerten. Fein gegliederte Bogen wölbten sich von Säule zu Säule, vom Abschluß des linken Seitenschiffes her lockte ein zierliches Tabernakel von Andrea della Robbia den Blick, während das roh hervortretende Mauerwerk die Apsis als Rest eines älteren und noch

einfacheren Bauwerks erkennen ließ. Aber die dumpfe Mystik, die mit nebelgleichen Weihrauchwolken den Raum durchwob, trieb mich schnell wieder hinaus. Und erst im Freien draußen fand ich, was ich beim raschen Eintreten übersehen hatte. Links vom Eingang, in die Fassade eingelassen, zeigte sich mir ein Stein, dessen Inschrift von Karl dem Großen und seinen Paladinen zu erzählen wußte. Hier wurde berichtet, daß der Frankenkönig Karl, im Jahre 805 von Rom zurückkehrend, nach Florenz gekommen und von den Bürgern mit großem, freudigem Jubel empfangen worden sei. Er habe zum Dank viele von ihnen mit goldenen Ketten dekoriert und zu Pfingsten diese den heiligen Aposteln gewidmete Kirche gegründet. Geweiht worden sei sie dann von dem Erzbischof Turpinus, während Roland und Olivier dabei die Zeugen abgegeben hätten. So klangen mir hier dieselben Namen entgegen wie am Dom zu Verona.

Mag auch die hier in den Stein gegrabene Inschrift apokryph sein, wie behauptet wird, und erst aus dem 15. Jahrhundert stammen, vielleicht hat Kaiser Karl dieses kleine Gotteshaus darum doch in Wahrheit gestiftet. Jedenfalls weckt es ein freudiges Gefühl, auf den Steinen von Florenz den vertrauten Namen zu lesen, ihn und den seiner getreuen Paladine Roland und Olivier. Roland ist in Italien gar so heimisch geworden, daß man ihn zum Sohne des Landes und eine geheimnisvolle Stätte zu seinem Geburtsort gemacht hat. Nicht allzuweit nördlich von Rom, zwischen den beiden Seen von Vico und Bracciano, liegt auf einem vulkanischen Bergrücken malerisch aufgebaut die kleine Stadt Sutri. Seitab von der Bahn, die heute Rom und Viterbo verbindet, führt sie ein stilles, weltfremdes Dasein, in den Tagen des Mittel-



alters aber ist ihr Name häufiger genannt worden; die deutschen Herrscher haben sie auf ihren Romzügen berührt, und mitunter hat sie als Ort eines wichtigen Beschlusses eingreifen dürfen in die Geschichte. Auch ihre Mysterien hat diese alte Stadt. In der Nähe finden sich viele etruskische Grabkammern, eingehöhlt in die Felsen; eine von ihnen hat ein späteres Jahrhundert in eine christliche Kirche verwandelt, und an sie wohl knüpft sich die Sage, daß in diesen finsteren Kammern des Todes die ersten Christen in jener Gegend ihren Gottesdienst gehalten haben sollen. Eine der Kammern aber übt eine freundliche Vermittelung zwischen Geburt und Tod. In ihr soll der Paladin Roland zur Welt gekommen sein; man heißt sie die Grotta d'Orlando und knüpft an sie den Ursprung der vielbesungenen Heldengestalt, die nach manchen Wandlungen in Sage und Poesie durch Ariostos Kunst zuletzt als Orlando furioso nach vielen anderen Siegen auch den lorbeerumrauschten Sieg der Dichtung errang.

Die Sage von Roland und seinen Getreuen hat sich in Italien weithin verbreitet. An vielen Stellen trifft man Beweise davon, hört man des Paladins Namen heute noch erklingen. Eine Klippe bei Castellamare wird Scoglio d'Orlando genannt, ein Berggipfel im westlichen Teile des Monte Gargano heißt Monte Orlando, während Karls des Großen kaiserlicher Name sich an einen Gipfel östlich von Cosenza knüpft; man benennt ihn Pietra di Carlomagno. Ein stolzes römisches Grabmal aber, das auf einer weithinblickenden Höhe oberhalb von Gaëta steht, ist vom Volke wiederum dem Roland gewidmet worden. In Wahrheit ist es für den Gründer von Lyon, den Munatius Plancus, errichtet worden, aber der Name

seines toten Bewohners ist in Vergessenheit geraten, und jedes Kind an der schönen Küste dort sieht in dem gewaltigen Rundbau, der an das Grab der Cäcilia Metella bei Rom gemahnt, nur die Torre d'Orlando.

Auch in die Kunst Italiens ist die Rolandssage eingedrungen. Ihre älteste figürliche Darstellung sieht man — leider nur in Trümmern, die aus einem Erdbeben gerettet wurden — im Mosaikpflaster der Kathedrale zu Brindisi, das den Kreuzzügen eine zweite Blüte verdankte. Die Taten Rolands wurden vorbildlich für die Kämpfe gegen die Ungläubigen, und man verherrlichte sie im Dome der Hafenstadt an heiligster Stelle. Der Erzbischof Turpinus eröffnet in dieser Bilderreihe den Zug der Krieger hoch zu Roß mit Bischofsmütze und Schwert. Mehrfach sieht man Roland selbst mit seinem Horne Olifant und stets durch die Ueberschrift »Rollant« gekennzeichnet; man sieht Olivier sterben, indem die Seele in kleiner Menschengestalt seinem Mund entschwebt. Man erblickt auch nach manchem anderen zum Schluß eine große Schlacht zwischen Christen und Heiden.

So dauern die Figuren der eingewanderten Sage dort im fernen Süden Italiens am lebendigsten, die deutlichsten Spuren Karls des Großen selbst aber führen nach Rom. Hier in der Hauptstadt der alten Welt und des neuen Italiens, an der später so häufig entweihten Stätte kurzen, friedfertigen, großgedachten Zusammenwirkens von Kaisertum und Papsttum, begegnet man ihnen am liebsten, ob sie auch halb verwischt und nur spärlich sind. Ja, wenn die alte Peterskirche noch stände! Wenn sie noch da wäre in ihrer feierlich-ernsten, mosaikdurchleuchteten Basilikenpracht, mit ihrem weiten, säulenumgebenen Vorhof, in dem ein großer Brunnen emsig rauschte, wäh-



rend unzählige Grabdenkmäler von bedeutenden Menschen erzählten! Dann könnte man jenen Weihnachtstag des Jahres 800 wieder auferwecken, an dem der mächtige Herrscher die dreimal sieben Stufen zum Vorhof der Kirche kniend emporklomm, um oben vom Papste Leo III. in all seiner kirchlichen Pracht empfangen und zum römischen Kaiser gekrönt zu werden. Aber der Wunsch ist vergeblich, und in die verborgenen, schwer zugänglichen Hallen, die unter dem heutigen Dome Sankt Peters liegen, in die sogenannten heiligen Grotten muß man hinuntersteigen, um wenigstens dort zu stehen, wo damals der Kaiser stand. In die Tiefe versunken wie alles Alte im geheimnisvollen, wunderreichen Rom ist auch das Niveau dieser verschwundenen Basilika. Nur an einer einzigen, kleinen Stelle zeigt sich noch ein Bruchstück des alten, bunten Marmorpflasters, und man kann sich in den Gedanken hineinträumen, daß Karls des Großen Fuß diesen Marmor betreten hat.

Ganz arm an Erinnerungen, die Karl den Großen verherrlichen, ist aber auch die heutige Peterskirche nicht. Das Hauptstück ihres Schatzes freilich, womit man im Fremden tief-ehrfürchtige Bewunderung weckt, ist leider unecht, wenigstens im historischen Sinne. Das kostbar und kunstvoll gestickte Gewand, jene angebliche Dalmatika Karls, in der er vor Leo gekniet haben soll, um die Kaiserkrone zu empfangen, stammt aus einer späteren Zeit; man sieht in ihr jetzt ein orientalisches Patriarchalgewand vom Schlusse des 11. oder vom Beginn des 12. Jahrhunderts. Von den vielen Kostbarkeiten, die Karl der Kirche Petri weihte, hat nichts den Sturm der Zeiten überlebt, und sein imposantes Reiterbild in der Vorhalle des Riesengebäudes kommt mit gar zu barockem

Schwung dahergesprengt, um historisch echt zu wirken. Viel tiefer ist der Eindruck von einer steinernen Inschrifttafel, die in der gleichen Vorhalle in die Mauer eingelassen worden ist und den Blicken der meisten Betrachter entgeht. Sie bewahrt die Grabschrift, in der Karl der Große den vor ihm gestorbenen Papst Hadrian gefeiert hat, von dem er bei seinem ersten Einzug in Rom begrüßt worden war. Es heißt in ihr:

Hier ist Hadrians Grab und die Ruhstatt des seligen Papstes.
Ihm, den die Kirche geehrt, der einst die Römer entzückt,
Schrieb dies Klagegedicht ich, Karl, den Vater beweinend.
Der Du so lieb mir warst, weckst mir nun bitteren Schmerz.

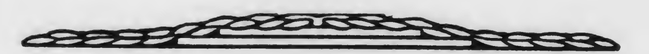
— — — — — — — — — — — — —

Nenne der Grabstein vereinigt Deinen Namen und meinen,
Hadrianus und Karl: König ich, Vater mir Du.
Du, Du wirst aus des Richtenden Mund vernehmen die Worte:
Geh, Du getreuer Knecht, ein in die Freude des Herrn!
Dann, mein Vater, o dann gedenk' auch in Liebe des Sohnes,
Sage: Es komme mit mir, Herr, nun auch dieser mein Sohn!

Wenn Karl der Große in Rom war, nahm der Papst ihn gastlich auf in seinem lateranischen Palast, in diesem leider fast ganz vernichteten weiten Komplex von Gebäuden, in dem sich der Charakter einer Festung mit dem eines kirchlichen Herrensitzes in malerisch-seltsamer Weise vereinigt und vermischt haben muß. Wo heute große, leere Plätze staubig im Sonnenlicht liegen, drängten sich damals die mannigfaltigsten Bauwerke, durch grünende Gärten belebt. Unter ihnen auch das in Marmor und Mosaik erstrahlende, von Leo III. dem Kaiser zu Ehren erbaute Triklinium, wo der Papst sein Ostermahl hielt, fremde Fürstlichkeiten empfing und seine Bannflüche verkündete. Von diesem Triklinium ist, wenn auch nicht im Original, so doch in einer späteren, getreuen Kopie



ein hochinteressanter Teil erhalten geblieben. Es ist eine große, gewölbte Nische mit ihrer Umrahmung, in der Wölbung wie auf der Stirnwand mit bedeutungsvollen Mosaiken geschmückt. Während da Christus, auf dem Berge mit den vier Paradiesesströmen stehend, seine Apostel in die Welt entsendet, sitzt er auf der Stirnwand zur Linken als Herr und König auf einem Thron, Kaiser Konstantin und Papst Silvester aber knien vor ihm, um das Labarum, die christliche Heeresfahne, und die Schlüssel zu empfangen. Gegenüber auf der anderen Seite der Stirnmauer thront Petrus in ganz ähnlicher Weise, vor ihm aber knien Papst Leo III. und Kaiser Karl der Große. Jener empfängt aus des Apostelfürsten Händen das Pallium, das Zeichen seiner Würde, dieser ein Banner. Karl ist hier ohne Vollbart, jugendlich und kraftvoll dargestellt worden. In seinen Tagen bildeten drei solcher Nischen mit ihren Mosaiken den wichtigsten Schmuck des marmorblitzenden Trikliniums. Aber alles übrige ist verschwunden, und nur von dieser einen Nische mit ihren Bildern hat im 18. Jahrhundert Papst Benedikt XIV. nach alten Abbildungen eine genaue Kopie fertigen und am Lateransplatz aufstellen lassen. Heute blicken die Gestalten nicht mehr in einen prunkvollen Festsaal hinab, in dem Kaiser und Papst einander huldigen, sondern auf den weiten, freien Platz, über den das römische Volksleben sich zur Porta San Giovanni in der alten Stadtmauer hinaus- und hereinwälzt. Da traben die Maultiere, da schreien die Wagenführer, da lachen die schwarzäugigen Mädchen aus der Vorstadt, und würdevoll walten die Zollwächter am Tor ihres Amtes. Aus all dem lebendigen, vom Staub umhüllten und von der Sonne vergoldeten Treiben heraus aber wirft keiner von diesen Leuten einen



Blick hinauf zu dem Papst und dem Kaiser, von denen sie niemals gehört haben. Und keiner vernimmt die Worte, die aus den Inschriften dort oben zu ihnen niederklingen Tag für Tag: „Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden allen, die guten Willens sind" und „Seliger Petrus, schenke Leben dem Papste Leo und Sieg dem Könige Karl!"

Alte Bilder, farbige Schatten der Vergangenheit, erzählen von ihr der Gegenwart. Bei der kürzlich vorgenommenen Restaurierung der merkwürdigen, mit antiken Säulen prunkenden Kirche Santa Maria in Cosmedin ist ein halbverwischtes Wandgemälde wieder aufgedeckt worden, das Karls des Großen Krönung darstellen soll. In dem vollbärtigen Kopf eines vom Alter müde gewordenen Mannes aber will man sein Bildnis erblicken, das aus dem alten lateranischen Palast in die vatikanische Bibliothek übergeführt worden ist. Vom Lateran zum Vatikan — die Geschichte der Päpste hat diesen Weg genommen, und Karl der Große hat sie begleitet. Auch in den Prunkräumen hier schaut seine Gestalt von den Wänden herab, durch Rafael und Vasari, freilich in höchst unhistorischer Weise, verschiedentlich verherrlicht. Karl selbst aber hat sich auf dem vatikanischen Gebiet, in unmittelbarer Nachbarschaft seiner Krönungskirche, ein Denkmal geschaffen, das bis heute noch dauert und wirkt. Nahe bei der Stelle, wo eine Steinplatte im Pflaster den ehemaligen Standort des jetzt auf dem Petersplatz aufragenden Obelisken aus Heliopolis anzeigt, der einstmals hier im Zirkus des Nero stand, blickt man durch ein Gittertor in den tiefen Frieden eines von südlichen Bäumen dunkel beschatteten Friedhofs. Ueber die hohe Mauer her klimmen blühende Rosen, drinnen aber über



den Gräbern herrscht ein sanftes Lichter- und Schattenspiel. Teutones in pace steht über dem Tor — Deutsche in Frieden. Hier haben die katholischen Deutschen eine Ruhestatt gefunden seit vielen Jahrhunderten, wie die anstoßenden Baulichkeiten den Pilgern gastliche Aufnahme gewährt haben seit ebenso langer Zeit. Auf unseren großen Kaiser Karl geht diese in späteren Tagen als Campo santo tedesco erneuerte und umgestaltete Stiftung zurück; im Verein mit dem Papste Leo III. hat er im Jahre 796 eine dem Erlöser geweihte Kirche mit Hospiz auf der Südseite der Peterskirche nahe bei dem schon vom Kaiser Konstantin angelegten Friedhof errichten lassen. Ungeheuere Stürme sind über die Stadt Rom dahingebraust seit jenen Tagen, diese Stiftung aber ist in manchem Wechsel erhalten geblieben, und am Schlusse des letzten Jahrhunderts hat man auch ihren großen Gründer im Bildnis hier verewigt. Von der Mauer des Hospizes blickt Kaiser Karls Bildnis herab, und eine — durch unseren Reichsadler in zwei Hälften geteilte — Inschrift verkündet stolz: Carolus Magnus me fundavit, während über dem Bilde zu lesen ist: Sospes post saecula cresco. Diese altehrwürdige Stiftung bezeichnet eine der denkwürdigsten Stätten von Rom. Denn tief unter den Grabsteinen, den Toten, der Friedhofserde vom Calvarienberg liegen im Dunkel die zertrümmerten Reste von jenem Zirkus des Nero, in dem Petrus den Märtyrertod gestorben sein soll, in dem die verfolgten Christen als lebende Fackeln des wahnsinnigen Kaisers gebrannt haben. Und wenn zu einer neu gestifteten Gedächtnisfeier jetzt einmal im Jahre beim Sinken des Tages eine feierliche Prozession mit brennenden Kerzen diesem stillen Friedhof sich naht, wenn dann plötzlich die Grabsteine, die Mauern, die Bäume



blutrot erglühen im Schimmer bengalischen Feuers, das mit seinem Qualm und seiner Glut jene verderblichen Flammen der lebenden Fackeln wiederzugeben sucht, dann empfindet man mit dem tiefen, geheimnisvollen Schauder, den alles Große in der Menschenseele weckt, an diesem erinnerungsreichen Orte die Berührung von drei verschiedenen Epochen der Geschichte. Hier begegnen sich die blutigen Zeiten des zu Grabe sinkenden römischen Kaisertums mit den Tagen seiner Auferstehung, die durch Karls des Großen Heldengestalt bezeichnet wird, zugleich auch mit dem Rom und Italien von heute, das zu neuem Leben drängt, ohne seine gewaltige Vergangenheit zu vergessen, das aber für uns Deutsche eine Stätte sehnsüchtiger Pilgerschaft in mehr als einem Sinne stets geblieben ist.





VII

Rocca di Garda.

Königin Adelheid und Otto I.

Garda: Die Rocca. — Burgruinen.

Das Riesenreich Karls des Großen drei Jahre nach seinem Tode von seinem eigenen Sohn in Fetzen gerissen — Krieg seiner Enkel untereinander und gegen ihren Vater — an Stelle gewaltiger politischer Taten die furchtbare Familientragödie im Hause der Karolinger! Das war das Ende höchster Erdengröße. Der Kaisergedanke überlebte freilich den Untergang des mächtigen Hauses, aber für das nächste Jahrhundert war seine Verwirklichung selten und begrenzt, gelockert war die Verbindung zwischen den Ländern südlich und nördlich der Alpen. Selten und spärlich nur sind auch die deutschen Spuren jenseits der Alpen aus dieser langen Zeit. Ein funkelndes Kreuz im Kirchenschatze von Santa Maria presso San Celso in Mailand erzählt von der verschwenderischen Freigiebigkeit Ludwigs des Frommen für Klöster und Kirchen; eine künstlerisch unschätzbare Bilderbibel im Kloster von San Paolo fuori zu Rom erhält Ludwigs des Dicken Andenken wach; eine schöne Abtei auf einer Insel des Flusses Pescara, der von den Abruzzen hinab ins Meer strömt, und ein

Leichenstein in Sant' Ambrogio zu Mailand bewahren Kaiser Ludwigs II. Namen; ein Freskogemälde in der Apsis des Domes von Aquileja zeigt Konrads II. Bildnis, aber die Zeit hat mit grausamem Finger den Kopf davon hinweggewischt, und oben in der verödeten Kirche schwebt nur noch der enthauptete Rumpf des deutschen Herrschers. Das ist beinahe alles aus diesem Jahrhundert.

Aber dann kam eine zweite Wiedergeburt für das römische Kaiserreich; den großen Gedanken des Frankenkaisers nahm ein deutscher Fürst, Otto I. aus dem Hause der Sachsen, mit Leidenschaft auf. Und nun wirkte und waltete die Kaiseridee das ganze Mittelalter hindurch groß und verderblich fort. Als Hoffnung, als Ideal, als Phantom schwebte sie vor den deutschen Herrschern, lockte sie von der Heimat fort nach dem verödeten Mittelpunkte der alten Welt und lohnte nach kurzem Glanze meist mit Untergang und Verderben. Am Anfang dieser blutbefleckten Epoche aber steht gleich einem Symbol des kommenden, jahrhundertelangen Liebeswerbens von Deutschland um Italien der Ehebund jenes deutschen Fürsten, der die Kaiseridee zuerst wiederaufgriff in ihrer ganzen Größe. Der Süden verkörperte sich für Otto I. in der Gestalt eines schönen Weibes, und indem er die Königin von Italien als Gemahlin zu sich erhob auf den Königs- und Kaiserthron, nahm er zugleich Besitz von dem umworbenen Reiche.

Fast wie ein Märchen klingt die Geschichte von diesem körperlichen Liebesbunde zwischen dem Norden und Süden, klingt vor allem die Erzählung von den Schicksalen der italienischen Königin, bevor der Erretter aus Deutschland ihr kam. Aber die Geschichte bürgt — wenn auch nicht in allen Einzelheiten — für die Wahrheit dieses romantischen Frauenschicksals, und als ein sichtbares, festes



Denkmal all des Wunderbaren steht über den weiten Wassern des Gardasees ein grauer Fels, die Rocca di Garda.

Es war ein schwüler, gewitterdrohender Frühlingstag, als wir vom gastlichen Westufer des Gardasees zu der einsamen Ostküste hinüberfuhren, wo jener Fels emporsteigt aus der »meergleich schäumenden Flut«, von der Virgil schon gesungen hat. In eine trübe Stahlfarbe war an diesem Tage die weithin sich dehnende Wasserfläche durch den Widerschein des drohenden Himmels gekleidet. Wie oft hatten wir diese Fluten im ganzen Zauber italienischen Lichtes erstrahlen sehen! Wie oft hatten wir die leuchtenden Geheimnisse einer blauen Stunde genossen, wenn Himmel, See und Berge in verschieden abgestimmten Tönen derselben Farbe miteinander um den Preis der Schönheit wetteiferten. Heute war deutsche Beleuchtung, und man fühlte den Grenzcharakter gerade dieser Seeflut, die zwischen zwei gegensätzlichen Ländern vermittelt. Unter dem schwarzgrauen Himmel, in dessen durcheinandergeschobenen Wolkenmassen hier und da nur ein verlorener Fetzen von Licht und Bläue noch hängen geblieben war, siegte die Stimmung des ernsten, melancholischen Deutschlands; gleich trüben Gedanken umwoben graue Nebelschleier die Häupter aller höheren Felsen. Aber wir waren nicht böse über die deutsche Schwermut des Tages. Galt ja doch unsere Fahrt hauptsächlich der deutschen Erinnerung, die wir aufsuchen wollten dort an jener uns noch fremden Küste. Einer Erinnerung, die jetzt aufklang, hatten wir selbst freilich kaum dabei gedacht. Als unser Schiff um das feierlich-friedhofsähnlich mit seinen dunklen Zypressen in den See vorgeschobene Kap von San Vigilio einbog in die bis dahin verborgene Bucht von Garda,

deren Bogen die grauen Häuser der kleinen Stadt im Hintergrund umgaben, da hörten wir aus einer Herrengesellschaft an Bord einen laut gesungenen Vers ertönen:

> Hildebrand und sein Sohn Hadubrand, — Hadubrand
> Ritten selbander, von Wut entbrannt, — Wut entbrannt,
> Gegen die Seestadt Venedig.

In Lachen verstummte der Gesang; uns aber fiel es ein, daß er in studentisch-parodistischer Form ein ehrwürdiges Andenken bewahrte. Die Stadt, auf deren Hafen unser Schiff nun zusteuerte, war ja die Heimat eines deutschen Helden, dessen Begegnung mit dem unbekannten Sohn im Hildebrandsliede — leider nicht bis zum Abschluß — uns überliefert worden ist, dessen Gestalt auch in die Nibelungendichtung hineinragt. In Garte, wie sich Garda für das Lied verdeutschte, war er geboren worden. Ein deutsches Wort aber soll auch für das italienische Garda den Ursprung bilden: in diesem Namen, wie in dem von Gardola und Gardone, will man das deutsche »Warte« wiedererkennen, und damit hätte dann auch die heutige Bezeichnung des Gardasees, der bei den Römern Lacus Benacus hieß, deutschen Ursprung.

Der alte Recke Hildebrand, für dessen sagenhafte Figur eine sichtbare Denkstätte selbstverständlich nicht zu finden war, hatte uns jedoch nicht nach Garda geführt. Wir strebten einem anderen Ziel entgegen, und als der Dampfer, von der halben Bevölkerung des Städtchens neugierig und bettelhaft umlagert, glücklich in den Hafen gelangt war, gab mein Freund mir im Gedränge des Aussteigens ein leises Zeichen, mich ein wenig zurückzuhalten von der übrigen Gesellschaft. Wir wollten allein sein auf unserem Erinnerungsweg, und es gelang uns



um so besser, als die anderen Fremden hastig irgendeinem Gasthaus mit gutem Wein oder einer nahen Villa mit seltenen Pflanzen und Bäumen zustrebten. Als die Menge sich verlaufen hatte, blieben wir noch einen Augenblick stehen, um uns an der unbekannten Stätte zu orientieren. Auf einer fruchtbaren Fläche, die sich mit jungem Grün und blühenden Bäumen im Schutze von zwei mächtigen Felswänden im Norden und Süden weit in das Land hinein erstreckte, sahen wir die Häuser von Garda wohlbeschirmt und friedlich daliegen. Am rechten Ufer der Bucht zog sich die mit südlicher Vegetation bedeckte, der Mittagssonne zugekehrte Bergreihe nach dem Kap San Vigilio hin, zur Linken aber stieg in trotzig felsiger Steilheit die Rocca di Garda düster empor. Drohend ballten sich dunkle Wolken über dem flachen Plateau des breitgelagerten Felsens zusammen, dunkler noch schwebten die geflügelten Gestalten zweier Raubvögel in der umschleierten Höhe. Sie zeigten uns das Ziel, das wir suchten, dort oben hinauf ging unser Weg.

Unzählige Städte der Berggegenden Italiens haben heute noch — erhalten oder in Trümmern — ihre Felsenburg, ihre Rocca, die sie einstmals beschirmte oder bedrohte, je nachdem. Und wo sie bis auf unbedeutende Reste verschwunden ist, da hat der Felsen selbst, der Doppelbedeutung des italienischen Wortes entsprechend, den Namen der Rocca angenommen; so hier bei Garda. Von unten war kein Burgrest auf seiner Höhe zu erblicken, doch konnte man in der steilen, breiten, abgeplatteten Felsgestalt selbst eine Riesenburg der Natur unschwer erkennen — die letzte Drohung der Alpen nach Süden hin, wo von jetzt ab in weite Fernen hinein Wasser- und Landfläche herrschte. Scheinbar vereinsamt, losgelöst vom

übrigen Gebirge trotzte die graue, finstere Rocca, wenn man sie vom Wasser aus betrachtete; hier am Ufer aber sahen wir, daß es doch eine Verbindung mit dem dahintergelegenen Bergzuge gab, und von der Einsattelung zwischen beiden aus konnte man ohne große Mühe die scheinbar unnahbare Felsenburg ersteigen. Dort gingen wir hinauf, einen ersichtlich uralten Weg verfolgend. Sein Steinpflaster zeigte die Spuren von Wagenrädern, die auf ihrer Bergfahrt seit Jahrhunderten an diesen eingeschliffenen Rinnen gearbeitet hatten; als Bürgschaft immer neuer Verjüngung der alten Erde schauten aber daneben zwischen den Steinen am Wegrand Frühlingsblumen mit blauen und gelben Augen hervor. Ein kalter Luftzug empfing uns auf dem kahlen und öden Plateau des Berges; mühsam, spärlich nur wuchsen hier einzelne Bäume, junge Eichen, deren braunes Laub vom vergangenen Jahre noch über den schwellenden Knospen im Winde zitterte. Das graue Gewölk war hier näher, das Kreischen der Raubvögel klang in unser Ohr, die Farbe der wenigen Blumen selbst, die hier oben wuchsen, war dunkel und ernsthaft. Aus noch dürrem Gestrüpp schauten die tiefvioletten, stets der Erde zugeneigten Glocken der Pulsatilla hervor, die sich wie zum Schutze gegen den kalten Hauch der Höhe mit grauem, wolligem Laube wie mit einem kleinen Pelz umhüllt hatten.

Und hier zeigte sich's, daß doch noch Trümmer vorhanden waren von der einstigen Rocca. Möglichst entfernt von dem felsigen Absturz nach dem See, hatte sie geschützter am landeinwärts gekehrten Rande der Hochfläche gestanden; ein paar gotische Fensterbogen waren im Gemäuer noch zu erkennen, in einiger Entfernung davon ein flach bearbeiteter natürlicher Fels, einer Mauer mit zer-



trümmerter Nische ähnlich, in der vielleicht einstmals ein Christus- oder Heiligenbild gehangen hatte. Vermutlich hatte man vor ihm schon in den Tagen jener Frau gebetet, — die gotischen Reste sind später, — um derentwillen wir die einsame, traurige Höhe hinangestiegen waren, deren wechselvolles Geschick uns hier so nahe trat in dieser Einsamkeit.

Jung schon war sie, die Tochter König Rudolfs II. von Hochburgund, mit Lothar, dem Sohn und Mitherrscher König Hugos von Italien, vermählt worden und hatte in dieser Stellung die Fährlichkeiten miterlebt, die beiden Herrschern in den letzten Jahren ihrer Regierung bereitet wurden. In der Person des Markgrafen Berengar von Ivrea war ihnen ein Rivale von solcher Macht erstanden, daß Hugo zuletzt auf den Thron verzichtete und mit seinen Schätzen — Schätzen vielleicht im doppelten Sinn, denn er war ein großer Liebhaber schöner Frauen — nach der Provence entfloh. Lothar blieb dem Namen nach zwar König, wurde jedoch in Wahrheit mit dem Lande zugleich von Berengar beherrscht. Als er starb, angeblich von diesem vergiftet, blieb seine kaum zwanzigjährige Witwe der Willkür des triumphierenden Nebenbuhlers, der sich nun in Wahrheit die Krone aufs Haupt setzte, und seines bösen Weibes Willa schutzlos preisgegeben. Um seiner Usurpation des Thrones einen Anschein von Recht zu verleihen, drang Berengar in Adelheid, seinen Sohn zu heiraten, doch verschmähte sie den Glanz der ihr dadurch von neuem winkenden, gewohnten Krone und weigerte sich hartnäckig, Berengars Begehren zu erfüllen. Ergrimmt ließ er sie gefangen nehmen und nach der Felsenburg von Garda führen, wo sie nur mit einer Dienerin und einem Geistlichen namens Martin

in einen düsteren Kerker eingeschlossen wurde. Längere Zeit — eine Nachricht spricht von vier Monaten — blieb sie dort gefangen und litt alle Qualen der grausamen Kerkerhaft jener Zeit. Endlich erschien ihr in der Person des Priesters, der ihr Leid nicht länger mitanzuschauen vermochte, ein Befreier. Heimlich durchbrach er mit ungeheurer Anstrengung die feste Mauer, schuf einen Ausgang, ließ die beiden Frauen in Männerkleidung hinaus und geleitete sie auf behutsamer Flucht glücklich bis an den See von Mantua. Hier trafen sie einen Fischer, dem sie sich anvertrauten, wurden von ihm ans andere Ufer befördert, auch mit dem Fleisch eines Fisches erquickt und verbargen sich dann eine Woche lang in dem dichten Grün eines nahen Waldes. Nur der Priester verließ den Versteck mitunter, um Speise herbeizuschaffen, die Königin aber gedachte der Anhänglichkeit, die der Bischof von Reggio namens Adelhard ihr und ihrem verstorbenen Gatten vielfach bewiesen hatte. Dorthin sandte sie ihren Beschützer, der den Bischof zunächst durch die erlogene Nachricht von Adelheids Tode auf seine Gesinnung prüfte, um dann beim Anblick der unverhohlen ausbrechenden Trauer die volle Wahrheit zu enthüllen. Der Bischof setzte sich sogleich mit Azzo Adalbert, dem Schöpfer des ganz vor kurzem erst erbauten festen Schlosses von Canossa, in Verbindung und erwarb in ihm für die verfolgte Königin einen sicheren Beschützer, der sich eilig mit einigen Getreuen nach Mantua begab, um Adelheid auf seine neue Felsenburg zu führen.

In dieser Form findet sich die von allen Schauern der Romantik umwehte Erzählung bei dem Mönche Domnizo, der als Bewohner des Klosters zu Canossa das Leben der Besitzerin des zugehörigen Schlosses, der berühmten



Markgräfin Mathilde von Tuscien, beschrieben hat. Dort am Zufluchtsorte der Königin Adelheid blieb die Tradition von ihrer Gefangenschaft und Flucht ohne Frage noch lange lebendig, und Domnizo konnte 150 Jahre später gut genug darüber unterrichtet sein, wenn manches in der Geschichte, vor allem das Durchbrechen der Kerkermauern mit Priesterhand, auch wohl in das Bereich romantischer Phantasien gehört. Noch ein wenig abenteuerlicher ausgeschmückt erscheint die Geschichte von Adelheids Flucht bei unserer klösterlichen Dichterin Hroswitha von Gandersheim, die davon in ihrem der Verherrlichung Ottos I. gewidmeten »Ottoliede« gesungen hat. Mit italienischer Geographie offenbar wenig vertraut und mit Ortsbezeichnungen überhaupt sehr sparsam, hat sie die Stätte von Adelheids Gefangenschaft allerdings nicht genannt, sondern nur von einer engen Kammer als Kerker berichtet, die von Wächtern in Scharen behütet wurde. Dafür aber hat sie mitfühlend um so ausführlicher die Leiden der Königin auf ihrer Flucht geschildert und sorgsam ausgemalt, wie sie bald im Waldesdickicht, in öder Höhle, in Ackerfurchen unter dem wogenden Meere der reifen Halmfrucht sich verbergen mußte. Besonders lebhaft wird ihre Schilderung da, wo Berengars Wüten über die gelungene Flucht und seine Versuche, die Königin wieder zu ergreifen, beschrieben werden. Zuerst kommt seine Leibwache beim Suchen an die Reihe, dann aber heißt es weiter in Hroswithas nach deutschem Geschmack mit Reimen geschmückten lateinischen Hexametern, die Wilhelm Gundlach in einem freieren Versmaß ins Deutsche übertragen hat:

Ja, endlich machte er sich selbst mit starker Folgschaft auf,
Als wär' im Kampf ein grimmer Feind zu bändigen: im Lauf
Der Raserei durchstreifte er auch jenes Aehrenfeld,

Wo sich in hohler Furche grad' versteckt die Herrin hält,
Sie, die er suchte, ganz bedeckt von Ceres' Mutterschwingen.
Doch mochte er auch hier und da das ganze Feld durchdringen,
Auf das die Herrin hingestürzt, vor Schreck kaum atmend mehr,
Und unverdrossen im Bemühn mit ausgestrecktem Speer
Das festgefügte Halmgewirr zu lichten sich bestreben:
Er fand sie nicht; denn Christi Huld behütete ihr Leben.

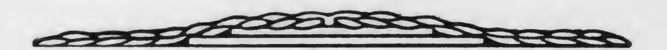
Im »Ottoliede« durfte die Geschichte Adelheids nicht fehlen. Denn Ottos I. Gemahlin und Kaiserin an seiner Seite ist sie ja geworden. Gern ließ er sich durch Azzo von Canossa nach Italien rufen, das Berengar mit vorsichtig-feiger Flucht ohne Schwertstreich in seine Hände gab, und zog als Herrscher in Pavia ein. Von Canossa her, dessen für unsere Geschichte später so bedeutungsvoll gewordener Name hier zum erstenmal erklingt, wurde ihm Adelheid zugeführt; Ottos Bruder, Herzog Heinrich von Bayern, ritt ihr zu feierlichem Empfang vor die Tore Pavias entgegen, das dann im Herbste des Jahres 951 einer glänzenden Hochzeit fröhlicher Schauplatz wurde. Vom Königsthron hinunter in dunkle Kerkersnacht und aus dieser Finsternis wieder empor zu einem Thron, auf dem sie bald als Kaiserin sitzen sollte, — diesen zwiefach wundersamen Weg hat Adelheid gemacht und ist dadurch mit einem Hauche märchenhafter Romantik für alle Zeiten umkleidet worden.

Diese fernen Geschichten riefen wir in der tiefen, kühlen Einsamkeit der Burghöhe von Garda uns ins Gedächtnis. Auch jene späteren Tage, in denen die Veste hier oben dem Kaiser Friedrich Barbarossa als feindliches Bollwerk entgegengestellt wurde, um nach langer Belagerung endlich nur durch Hunger bezwungen zu werden. Viel ist sie umkämpft und umstritten worden, bevor sie



in Trümmer sank, und der immer finsterer drohende Himmel über uns paßte gut zu dem Gedenken an das wilde Ringen um diese trotzige Höhe. Von ihrem äußeren Rande sahen wir unter uns in schwindelnder Tiefe die schwarzgrüne Flut, auf der die weißen Schaumkronen das Erwachen des Windes verkündeten. Hier oben hörten wir sein Drohen im dürren, braunen Eichenlaub, dessen Rauschen sich in ein zischendes Rascheln verwandelte, und zugleich ermahnte uns ein erster Blitz in wilder und wilder sich ballenden Wolkenmassen zu schleunigem Abstieg. In dieser düsteren, feindlich drohenden Beleuchtung sahen wir die Ruinen der Rocca di Garda zum letzten Male; kein Sonnenlicht aber hätte sie so eindrucksvoll bescheinen, hätte so ganz zu ihnen und ihrer Geschichte passen können, wie diese vorzeitige, von der Stimme des nahenden Sturmwindes erfüllte Dämmerung es tat.





VIII

Rom. — Grottaferrata. — Ravenna. — Paternò.

Wo Otto III. lebte, litt und starb.

Rom: Der Aventin. — Sant' Alessio. — San Bartolomeo. — Grottaferrata: Gemälde von Domenichino. — Ravenna: Sant' Apollinare in Classe. — Paternò: Burgruine.

Unter allen sieben Hügeln Roms ist der Aventin am sonderbarsten vereinsamt. Von den übrigen sind einzelne heute noch wie im Altertum von lautestem Leben umrauscht, andere zeigen hier und da wenigstens Spuren des Wiedererwachens aus tiefem Schlaf. Aber wo sich im Altertum die Massen des Volkes in hohen Häusern und schmalen Straßen eng zusammendrängten, wo das Mittelalter auf der vornehmer gewordenen Stätte den Glanz prunkvoller Hofhaltungen anstaunte, da ruht jetzt im heißen Sonnenschein über grünenden, von hohen Mauern umschlossenen Frucht- und Weingärten die Stille des Todes. Nur das Geläute der Glocken tönt mitunter hinein. Denn die Kirche hat auch auf diesen Hügel ihr Siegeszeichen gepflanzt; an einer Stelle drängen sich hier ein paar uralte Gotteshäuser und Klöster nahe zusammen, von der anderen Seite des Berges rufen die Glocken einzeln gelegener Kirchen ihnen die Antwort herüber.



Mich hat es oft gelockt, in der tiefen Stille der einsamen Wege zwischen den hohen Mauern sinnend umherzustreifen, wo das Gras unzertreten wuchert, und wo die schlanken Lacerten sich auf eingemauerten Marmorbrocken von einem gestürzten Göttertempel oder Fürstenpalast ungestört sonnen. Die steinernen Wände zu beiden Seiten schließen Ohr und Auge von der Außenwelt ab, wecken durch diese Beschränkung der Sinne die Phantasie und lassen sie neu erschaffen, was einstmals hier war. Bauwerke wachsen auf und werden zu Trümmern, Gestalten kommen und verschwinden wieder. Doch unter ihnen ist eine, die nicht weichen will. Sie fesselt mit eigenartiger Macht, sie beschäftigt — widerspruchsvoll in sich selbst — immer aufs neue den Geist, sie weckt eine rasche Bewunderung und ein tiefes, bleibendes Mitleid. Denn hier auf dem Aventin hat sich die Tragödie ihres kurzen Lebens abgespielt, von hier ist sie fortgezogen in einen frühen Tod.

Mit drei Jahren König, mit sechzehn Jahren Kaiser, mit zweiundzwanzig Jahren ein Toter, — so ging Otto III. wie ein aufleuchtendes, rasch wieder verlöschendes Meteor über die Erde hinweg. Von einem deutschen Vater und einer griechischen Mutter gezeugt und geboren, von zwei deutschen und einem französischen Geistlichen unterrichtet und erzogen, vereinigte der junge Fürst in seinem Wesen die verschiedensten Eigenschaften. Er war Idealist und Verstandesmensch, Träumer und Rechner, mönchsartig weltflüchtig und kaiserlich machtlustig, Herr des Papstes und sein Knecht zugleich. Das Grab seines Vaters Otto's II., der als einziger deutscher Kaiser in der Vorhalle der Peterskirche ruhte, rief ihn nach Rom, sich dort krönen zu lassen; die Erzählungen seiner Mutter malten ihm den märchenhaften Prunk am Kaiserhof ihres Vaters

zu Byzanz. Hinein klangen weltentsagende Lehren aus geistlichem Munde und weckten in seiner Brust ein lautes, merkwürdiges Echo. In der Kaiserpfalz auf dem Aventin hatte seine Mutter Theophano ein paar Witwenjahre als zielbewußte Herrscherin verlebt; hierher kam auch ihr Sohn, als er die Kaiserkrone auf seinem Haupte fühlte, und blickte von der Höhe nieder auf das in Trümmern immer noch gewaltige Rom. Heißer und heißer glühte die Liebe zu dieser Stadt in seinem Herzen auf; er vergaß darüber die deutsche Heimat, er wollte hier leben und regieren, wollte dies Rom wieder zum Mittelpunkte der Erde machen und ein Reich erschaffen, in dem auch Byzanz und sein Kaisertum verschwindend aufging.

Aber neben dem Weltbeherrschungs- lebte der Weltentsagungstrieb in der vielfarbigen Seele dieses jungen Kaisers. Ganz nahe bei seiner Pfalz auf dem Aventin, in dem benachbarten Kloster des heiligen Bonifazius, verkörperte sich in Fleisch und Bein für ihn das Ideal eines dem Leben entflohenen Mönches. Dorthin war Adalbert, der frühere Bischof von Prag, aus dem Glanze seines Amtes entwichen, von gleicher Liebe zum sonnigen Süden gelockt, wie Otto sie fühlte. Eine beiden aufgezwungene, zeitweilige Rückkehr nach dem Norden vereinigte Kaiser und Mönch auf dem Weg über die Alpen zu schwärmerischer Freundschaft. Und als Adalbert einen, wie es scheint, freiwillig gesuchten Märtyrertod an ferner Ostseeküste gestorben war, da weihte der Kaiser ihm einen so leidenschaftlichen, ins Christlich-Mystische übersetzten Totenkultus, wie Hadrian ihn seinem vergötterten Antinous geweiht hatte. Otto wallfahrtete nach Gnesen, wo der bald heilig gesprochene Leib des Ermordeten im Dom seine Ruhestätte gefunden hatte, stiftete ihm zu



Ehren ein Kloster in Ravenna, eine Kirche zu Aachen und eine zweite zu Füßen des Aventin auf der uralt heiligen Tiberinsel, wo seine Blicke von oben das Wirken der Bauleute verfolgen konnten. Zu diesem äußeren Totenkultus aber gesellte sich ein innerlicher. Man sagt, eine lastende Reue über begangene Grausamkeiten bei der Einnahme der Engelsburg und der nachfolgenden Hinrichtung des Crescentius, des edlen Vorkämpfers national-römischer Gedanken, habe mit dem Schmerz um den Toten zugleich die Seele der Kaisers verdüstert. Nun entfloh er mitunter plötzlich dem byzantischen Prunk seines Palastes, warf den Purpur von sich und hüllte sich in ein Mönchsgewand, wie der Freund es getragen hatte, verbarg sich unter leidenschaftlichen Bußübungen in kühlen Klosterzellen, wallfahrtete zu einem berühmten heiligen Mann seiner Tage oder zu altberühmten, vielerstrebten Gnadenstätten. Dort auch suchte sein Herz einen letzten Trost, als er vom Aventin für immer hatte scheiden müssen. Ein kleinlicher Hader mit dem benachbarten Tivoli hatte die Römer zum Aufstande gegen den Kaiser getrieben; in seinem eigenen Palast hatten sie den Herrscher ein paar Tage lang belagert und ihn zu dem verzweifelten Ausruf getrieben: „Seid ihr es, die ich meine Römer nannte, um derentwillen ich mein Vaterland und meine Verwandten verließ?“ In fluchtartigem Abzug hatte der Kaiser aus Rom scheiden müssen, und ein Jahr lang zog er noch ruhelos in Italien umher, verdüsterten Gemütes sein Schicksal bedenkend, bis ihn der Tod hinwegnahm aus dieser Welt der Enttäuschungen. In der Burg von Paternò, die zu Füßen des von Horaz besungenen Soracte auf steilem Fels im Angesicht von Rom sich erhob, ist er gestorben. Sein brechendes Auge noch konnte die

Stadt suchen, die er so sehr geliebt, um derentwillen er sein Vaterland vergessen, und die ihn, den Fremden, grausam von sich gestoßen hatte.

Spärliche Trümmer jener Burg bezeichnen heute die Todesstätte des Kaisers, den die Menschen seinerzeit als ein Weltwunder priesen und betrauerten. Was an Denkmälern sonst noch geblieben ist, an ihn zu erinnern, spricht auffallenderweise fast nur von dem ascetischen Büßer und mönchischen Heiligenverehrer in ihm, nicht von dem weitschauenden Herrscher. Niemand weiß heute genau zu sagen, wo der Palast Kaiser Ottos auf dem Aventin sich erhob, welche Stelle dort von dem byzantinischen Glanz dieser fremdartigen Hofhaltung erfüllt war, deren Beamte seltsame, halb griechische, halb lateinische Titel führten. Man weiß nur aus gleichzeitigen Zeugnissen, daß der Palast in unmittelbarer Nähe des von Adalbert bewohnten Klosters des heiligen Bonifazius lag, darum auch als Klosterpfalz bezeichnet wurde. Dies Kloster mit seiner zugehörigen Kirche steht noch über dem steilen Absturz des Hügels nach dem Tiber zu, doch hat es Bestimmung und Namen verändert. »Istituto de' ciechi« liest man heute über seinem Tor; hier oben, wo sich einst, wie man sagte, eine Kolonie von Heiligen vereinigt hatte, werden gegenwärtig die armen Blinden verpflegt und erzogen — auch das ein heiliges Werk. Die Klosterkirche ist geblieben, was sie war, wenigstens ihrer Bestimmung nach. Ihr Inneres aber ist in Zeiten der Geschmacksverirrung ganz des alten Charakters entkleidet worden, während ihr Name jetzt wieder auf ihren ersten Ursprung hinweist. Denn sie erhebt sich an der Stelle eines Wohnhauses, in dem der heilige Alexius, als Bettler unerkannt unter der Treppe zur Behausung seiner reichen



Eltern liegend, ein vielbewundertes Beispiel christlicher Demut gegeben haben soll. Und wie man diese Treppe noch in der gegenwärtigen Kirche verwahrt, so hat sie selbst nach dem Heiligen den Namen Sant' Alessio erhalten. Bonifazius, Adalbert und Kaiser Otto sind hier vergessen worden. Verschwunden auch ist aus der Klosterkirche die wundersame Decke des Altars, die der Kaiser aus dem eigenen Krönungsmantel hatte für sie fertigen lassen. Mit ihr war ein Stück orientalischen Prunks in die stille Kirche hineingekommen. Neben einem goldenen, von Edelsteinen strahlenden Zodiakus blitzten apokalyptische Figuren von ihr her, während an den Fransen dreihundertfünfundfünfzig goldene Glöckchen in der Form von Granatäpfeln hingen, die das Krönungsgewand an den Mantel eines jüdischen Hohenpriesters gemahnen ließen.

Vergessen, verweht, vergangen ist Adalberts Name auch dort, wo sein kaiserlicher Freund ihm ein Denkmal für immer zu errichten meinte. Merkwürdiger noch als das Schicksal jener Kirche vom Aventin ist das der anderen auf der Tiberinsel. Hier, wo sich einstmals ein Tempel des Aesculap erhob, ließ Otto die Kirche zu Ehren des im Dienste des Christengottes Gestorbenen erbauen. Ein Arm des toten Freundes mußte aus Gnesen herbeigebracht und an der ihm geweihten Stätte zur Verehrung niedergelegt werden. Aber noch höheren Ruhm dieser Kirche zu sichern, war Ottos Bestreben. Er verlangte von den Einwohnern Benevents den von ihnen hochverehrten Leib des heiligen Bartholomäus, aber sie verübten, so sagt man, einen schlauen Betrug und sandten anstatt der geforderten Gebeine die eines minderen Heiligen, des Paulinus von Nola. So heißt nun heute die Kirche der Tiberinsel mit eigenartiger Ironie nach San Bartolomeo, den sie in

Wahrheit nicht birgt, und über diesem gefälschten Namen ist jener vergessen worden, der hier der Nachwelt überliefert werden sollte. Diese hat an der Kirche durch Modernisierung gesündigt. Aber der viereckige Glockenturm steht wenigstens noch, den Otto hierher stellen ließ, und auch die vierzehn antiken Granitsäulen des Innern tun bis heute unverändert ihren Dienst. Eine aus verschiedenen Zeiten stammende Inschrift über der Haupteingangstür spricht von dem kaiserlichen Begründer, vergißt aber seinen Freund, den er ehren wollte. Nur eine Stelle gibt es in diesem Gotteshause, wo beide vereinigt fortleben im Stein. Auf den Stufen zum Chor steht eine alte Brunnenmündung, das Werk einer — in den dargestellten Figuren wenigstens — in Barbarei zurückgesunkenen Kunst. Aber neben den Figuren Christi und des heiligen Bartholomäus zeigen sich Otto und Adalbert hier im Bildnis, und in dem stillen Kirchenraume spricht dies rohe Denkmal von der Freundschaft eines Kaisers und eines Heiligen.

Eine ähnliche Beziehung wird in einem viel späteren und künstlerisch viel höher stehenden Werke verherrlicht, nur daß hier demütig-ascetische Verehrung die Stelle der Freundschaft vertritt. In Ottos Tagen erfüllte der Ruf eines weltentsagenden Einsiedlers und Bußpredigers von griechischem Stamme ganz Italien. Es war der heilige Nilus, der so viele Seelen bewegte und auch das Herz des jungen, schwärmerischen Kaisers mit dem Verlangen erfüllte, sich in Demut vor ihm zu beugen. In der Nähe von Gaëta, wo der Anachoret in „Zelten hauste, die von Armut erglänzten", geschah diese Begegnung, und der enthusiastische kaiserliche Büßer legte dem alten Mönche seine Krone zu Füßen. Diese merkwürdige Szene hat einem schönen Gemälde zur Entstehung verholfen. Doch



ist es nicht an ihrem Schauplatz entstanden, sondern näher bei Rom, an den Abhängen der edelgeformten Albanerberge. Dort erhebt sich als eine Stiftung des Nilus das alte Kloster Grottaferrata, ein merkwürdig festungsähnlicher Bau mit Mauern und Türmen. Man hat von dem Klosterhof, in dem sich die Erzgestalt des heiligen Nilus erhebt, einen wundervollen Blick auf Rom, das im blausilbernen Dunste der weiten Campagna verlockend und geheimnisvoll daliegt. In einer Kapelle der Klosterkirche aber hat Domenichino das Leben ihres heiligen Schirmherrn in Wandgemälden verherrlicht, und hier sieht man auch die Begegnung zwischen diesem und Kaiser Otto III. Einander umarmend, stehen sie auf der linken Seite des Bildes, in demütigster Haltung beugt sich der Herrscher mit der Kaiserkrone auf dem Haupte vor dem einfachen Mönche.

So vor der Kirche und ihren Vertretern in Demut gebeugt, lebt Otto dort in Italien fort. Von dem stolzen und auch dem Papste gegenüber selbstbewußt-festen Machthaber, der sich ebensowohl Knecht Jesu Christi und der Apostel nannte, wie er sich die prunkvollen altrömischen Triumphatornamen Italicus, Saxonicus, Romanus beilegte, der nach seinem Willen Päpste auf ihren Thron erhob — von ihm erzählt nichts als ein stilles Grab in den einsamen heiligen Grotten der Peterskirche. Denn hier liegt einer der Päpste von Ottos Gnaden, der früh genug starb, um nicht mit seinem kaiserlichen Beschützer und Freund in unheilbaren Widerspruch zu geraten, und dem Otto sein Grabmal bereitete. Es war sein Vetter Bruno, den er zum Papst Gregor V. machte, und der ihm zum Dank die Kaiserkrone aufs Haupt setzte. Jetzt ruht er in der feierlichen Stille der weltfernen Grotten, ganz nahe bei dem einfachen, doch riesenhaft mächtigen Sarkophage von Ottos Vater. Nur selten steigt jemand hinunter in die verborgene Tiefe.

Noch seltener kommt ein Fremder zu jenem uralten Wallfahrtsort an der apulischen Küste, der auch eine merkwürdige Denkstätte ist für den ruhelos bußfertig umherirrenden Kaiser. Aus flachem Lande schiebt sich dort unvermutet ein mächtiges Vorgebirge hinaus in die See: der Monte Gargano, der Sporn am Stiefel, den Italien bildet. Er ist eine der Hauptstätten für die vom Morgenland ins Abendland übertragene Engelverehrung; denn hier wird seit dem Jahre 493 bereits der Erzengel Michael in einer tiefen, verborgenen Felsgrotte verehrt, die er durch sein Erscheinen geheiligt haben soll. Unzählige Pilger haben seit jenem Tage den fast zweitausend Fuß hohen Fels erklommen, Fürsten und Ritter, Normannen, Deutsche, Franzosen und Spanier sind alle den gleichen Weg gewandert, an dessen Endpunkt die dunkle, feuchte, vom Altarkerzenlicht undeutlich und mystisch durchleuchtete Grotte des Erzengels liegt. Hierher ist Heinrich II. gewallfahrtet, hierher ist Lothar II. ihm gefolgt; in echterer Zerknirschtheit und mit heißerem Bußverlangen aber ist vor ihnen Otto III. diesen Weg emporgeklommen. Barfuß ging er im Jahre 998 aus den Toren Roms hinaus, die Seele voll von dem Gedanken eines ersten Kreuzzuges, den sein früherer Lehrer Gerbert, Papst Sylvester II., in ihm geweckt hatte, voll auch von Bildern des Orients, zu dem der heilige Fels über die blaue Meerflut hinüberblickte. Barfuß pilgerte der Kaiser die Straße nach Benevent und weiter nach Osten bis zu dem alten Sipontum. Mit geistlichem und weltlichem Gefolge stieg er die steile Höhe hinan und betete in der Grotte, wie es heißt, um Erlösung von der Blutschuld, vielleicht



auch von dem Wortbruch, die er beim Tode des Crescentius auf sich geladen hatte. Doch der Engel ist ihm nicht gnädig gewesen. Mit frühem Tode hat Kaiser Otto sein kurzes, vielbewegtes Leben bezahlen müssen; der Schutzgeist des Monte Gargano thront aber heute noch seit 1400 Jahren in unveränderter Machtfülle auf seiner felsigen Höhe, der Meer und Land sich als ein reicher, bunter Teppich zu Füßen legen.

Die Begegnung mit Nilus, die Pilgerwanderung zum Garganus geschahen zur Zeit von Ottos ungebeugter Kaisermacht unter freiwilligem Verzicht auf gewohnten Prunk. Aber auch von einer anderen Bußübung aus der letzten, traurigen Periode seines Lebens, als das geliebte Rom ihn hinausgestoßen hatte aus seinen Mauern, haben wir ein Denkmal. Ein Jahr lang ungefähr zog der Kaiser in Italien hin und wider, um den halb schon verlorenen Besitz mit verbitterter Seele kämpfend. Bald bot ihm die Belagerung von Benevent und Salerno eine lärmende Ablenkung seiner trüben Gedanken, bald sah er von San Paolo fuori le mura zu der ungetreuen Stadt Rom hinüber, die sich mit Häusern und Kirchen, Türmen und Mauern in grausam deutlicher Nähe vor ihm erhob. Bald jagte die nagende Unruhe den Kaiser nach Norden bis zu der märchenhaften Stadt des heiligen Markus, bald begrub er sich und sein Leid unter tränenreichen Kasteiungen in einer traurigen Klosterzelle. Bei Ravenna war's, das von seiner kaiserlichen Munifizenz in dem wundervoll aus Elfenbein geschnitzten, figurenreichen Bischofsstuhl des heiligen Maximian ein kostbares Andenken bewahrt, im Kloster von Sant' Apollinare in Classe, wo sich Otto so vor seinem Gott in den Staub warf. Hier, wo der heilige Romuald als Abt regierte,

kasteite der Kaiser sich in leidenschaftlicher Bußübung vierzig lange Tage hindurch.

Es ist ein trübes Bild, womit sein inneres Leben für uns abschließt, und schwermütig ist auch die Stätte, die heute von dieser Demütigung erzählt. Verschwunden vom Erdboden ist die einstmals glänzende Hafenstadt Classis des alten Ravenna, verschwunden sind ihre Häuser, verschwunden ihr Hafen, in dem sich frachtreiche Schiffe schaukelten. Sie hat nichts zurückgelassen von all ihrem bunten Leben als eine einzige Kirche, die auf einer weiten und öden Ebene in grenzenloser Einsamkeit daliegt. Ihren Mauern droht der Einsturz, in sumpfigem Boden wurzeln ihre Fundamente, ihre Schönheit — denn sie ist die schönste von allen altchristlichen Basiliken, die wir besitzen, — ist mit einem Trauerschleier umhüllt, und ihre Mosaikbilder scheinen zu klagen über die trostlose Stille, die sie umgibt. Dies ist der Ort, wo wir eine letzte Botschaft von unserem jungen Kaiser vernehmen. Ueber mächtigen, an den Mauern des innern Kirchenraumes aufgestellten altchristlichen Sarkophagen, die vom Tod und immer wieder vom Tode reden, spricht eine Inschrift an einer der Wände von Kaiser Ottos vierzigtägiger Bußübung. Diesen Triumph der Welt zu verkündigen, hat sich die stolze Kirche nicht nehmen lassen. In späteren Tagen erst ist es geschehen, aber der Geist, der aus der Steintafel redet, war zu Ottos Zeiten so mächtig, wie er es heute noch ist. Einem Siegesruf gleich klingen die Worte: „Otto III., römischer Kaiser der Deutschen, hat wegen begangener Verbrechen, der strengeren Regel des heiligen Romuald gehorsam, mit nackten Füßen von der Stadt Rom bis zum Berge Garganus den Weg zurückgelegt, diese Basilika und Kloster zu Classe vierzig Tage büßend bewohnt und



hier durch das Weihgeschenk eines cilicischen Teppichs und freiwillige Kasteiungen seine Sünden sühnend ein hehres Beispiel der Demut gegeben und als ein Kaiser sich, diesen Tempel und seine Buße berühmt gemacht. Im Jahre 1000 nach Christus."

Mit banger Sorge hatte die Menschheit auf den Beginn des neuen Jahrtausends gewartet, das nach drohenden Prophezeiungen den Untergang der Welt mit Sicherheit bringen sollte. Für Otto hat jene Zeit in Wahrheit den Untergang seiner Welt bedeutet. Alles Große, das er geträumt, gewollt, geplant hatte, war ihm in Trümmer gegangen, und das neue Jahrtausend war eben erst ein Jahr alt geworden, als er das frühzeitig müde Haupt zur ewigen Ruhe neigte, sehnsuchtsvoll nach seiner vergötterten Hauptstadt Rom hinüberblickend, die sein Fuß nicht wieder hatte betreten dürfen.



IX

Canossa.

Die Buße Heinrichs IV.

Canossa: Die Fahrt. — Die Burgruine. — Die Krypta.

Zwei Mächte hatten sich auf den Trümmern des römischen Reiches niedergelassen, Papsttum und Kaisertum, beide mit gleichem Ziel. Dies Ziel aber hieß: Beherrschung der Welt. Nebeneinander konnten beide nur so lange friedlich bestehen, als die Päpste hilfsbedürftig, bedrängt, arm an weltlicher Macht waren, als die Herrscher imponierende Kraft oder nachgiebige Demut zeigten. Sobald die Kirche wuchs an weltlichen Besitzungen, sobald ein bedeutender, energischer Papst erschien, um diesen Ansprüchen mit allen Mitteln Geltung zu verschaffen, mußte sich das Nebeneinander in ein Gegeneinander, mußte sich Frieden in Krieg verwandeln. Dieser Tag des Krieges erschien, als Gregor VII. den päpstlichen Thron bestieg; nun zog die Kirche aus in den Kampf. Bisherige Zwistigkeiten gewannen den Eindruck von Vorpostengefechten vor dieser großen Schlacht, in der das furchtbarste, schwerste Geschoß der geistlichen Rüstkammer, der Bannstrahl des Donnerers auf Petri Stuhl, gegen Deutschland und seinen Herrscher geschleudert wurde. Der Eindruck dieses ersten Bannfluches gegen einen deutschen König war so groß,



die Benutzung der politischen Verhältnisse von seiten des Papstes war so klug, daß er einen der größten Siege für die Kirche damals erfocht. Heinrich IV. mußte sich beugen, er mußte seinen Gang nach Canossa machen. Die Burg auf einem Vorberge des Apennin wurde in jenen Stunden zum Schauplatz einer Demütigung, wie das Mittelalter keine zweite gesehen hat. Ihr Name hat einen Klang von unvergänglicher Trauer für Deutschland gewonnen. —

Auch ich habe nun meinen Gang nach Canossa gemacht. Es war der häßlichste, unfreundlichste von allen Tagen meiner Wanderfahrten. Als ich in der Frühe des Septembermorgens von Bologna nach Reggio fuhr, von wo der Weg apenninwärts angetreten werden muß, lebte noch eine schwache Hoffnung auf einen guten Tag in meiner Seele. Die Sonne schaute zwischen langen, flachen Wolkenstreifen hervor und bemalte sie mit Gold und Silber so reich, daß dort im Osten ein See von überirdischer Schönheit am Horizonte zu glänzen schien. Auch über mir sah der geliebte blaue Himmel zwischen geballtem Nebelgrau noch auf die erwachende Erde nieder und schien ihr allerlei Helles und Freundliches zu versprechen. Vor dem Bergzug aber, der links von der Bahn in verdämmernder Ferne sich erhob, stand eine feste, dunkelgraue Wand und ließ die Spitzen, Häupter und Einbuchtungen an ihm nur undeutlich erkennen. Trotzdem unternahm ich die Fahrt ihm entgegen. Auch in Reggio war es noch trocken, wenngleich der von Regen schwere Morgennebel höher und höher am Himmel emporklomm, und als ich mir nach allerlei Mühen einen Wagen verschafft hatte, wirbelten die raschen Räder noch willkommenen Staub von der glatten, wohlgehaltenen Landstraße auf. Also vorwärts nach Canossa!

Es war eine lange, weite, einförmige Fahrt über flaches, fruchtbares Land. Einförmig wenigstens dem Anscheine nach. Bei genauerem Zusehen aber bot sich dem Auge doch mancherlei Wechsel, manch anziehendes Bild. Zuerst ging es eine geraume Zeit immer geradeaus, an einem schmalen Kanale hin, der die Landstraße rechts begrenzte und von endlosen Pappel- und Schilfreihen umsäumt war. Gleich der Straße selbst lag er höher als das benachbarte, bebaute Land, und kleine eiserne Schleusen im eindämmenden Erdwall gestatteten die Bewässerung der grünenden Flächen zu Füßen. So gewann dieser bescheidene Kanal eine erhöhte Bedeutung als Ernährer und Lebenspender, als mächtiger Bundesgenosse der italienischen Sonne, um dem schweren Boden hundertfältige Frucht abzugewinnen. Als er endete, nahmen breite Hecken seine Stelle ein, bald als Bekrönung der seitlichen, trotz des Herbstes noch blumenreichen Böschungen eines Hohlwegs, bald sie selbst auf ebenem Boden so dicht und hoch, daß sie die Straße schützend einschlossen zwischen ein paar buntfarbigen, fruchtreichen Wänden. Wilde, leuchtende Herbstfrüchte gab es an ihnen in Hülle und Fülle. Die gelbroten Hagebutten schimmerten überall an halbentlaubten Rosensträuchern, die schwarzen Beeren des Liguster blitzten in dunklem Glanz, die roten Trauben der Berberitzen hingen anmutig nieder, und neben den hellgrauen, federähnlichen Samendolden der Waldrebe leuchteten auch noch neue, jüngst erst erschlossene Blüten dieser malerischen Schlingpflanze in reinem Weiß. Und wenn das Auge sich müde gesehen hatte an diesem Farbenspiel, dann erfreute sich der Blick immer aufs neue an der südlichen Fruchtbarkeit der weiten Flächen auf beiden Seiten des Weges, an den traubenschweren, durch herbstliche Last



zur mütterlichen Erde niedergezogenen Weingehängen, die sich allüberall in lieblichem Bogen hinüberspannten von Baum zu Baum. Als Diener dieser kostbaren, von verborgenen Gluten erfüllten Frucht waren alle die Bäume gepflanzt, aber sie drapierten sich stolz wie Könige mit dem prächtig niederwallenden Mantel, der ihnen um die Schultern gelegt worden war, und in der tiefen Stille des weithin sichtbaren Landes schien ein hohes Lied von Fruchtbarkeit, von Erd- und Sonnensegen dahinzuklingen über die begnadeten Flächen.

Schön wäre die Fahrt gewesen im Sonnenschein. Denn jetzt legte sich das ebene Land auch schon in leichte Hügelfalten, so daß man von bescheidener Höhe hinunterblicken konnte in sanfte, flache Täler. Und allmählich, ganz allmählich rückten auch die Berge näher und näher, der geschlossene Höhenzug des Apennin löste sich in Einzelgestalten auf, schob ruinen- und burgentragende Vorposten ins flache Land hinein und baute grüngraue Kulissen malerisch hintereinander auf. Aber ein trübe verhüllender Schleier lag jetzt über dem allen. Langsam, vorsichtig scheinbar hatte der Regen zu fallen begonnen, zuerst mit vereinzelten Tropfen einsetzend und wieder nachlassend, um dann stärker, dichter und gleichmäßiger zu werden. Ich mußte das Verdeck des Wagens aufschlagen lassen, und die leise Musik des Tropfenfalls mischte sich in das Rollen der Räder. Mit immer wachsender Begierde suchte ich durch den feuchten Schleier die Burghöhe von Canossa zu erspähen, doch immer wieder verneinte der Kutscher meine Fragen. „Jener Berg mit dem alten, ruinenhaften Turme darauf?“ — »No Signore«. — „Aber jene Höhe mit der stattlichen Burg?“ — »No Signore«. — „Und Canossa ist noch immer nicht zu sehen?“ — »No

Signore«, klang es wieder und wieder, bis die Berge sich nach einer Wendung der Straße auseinander schoben, der Rosselenker seinen Peitschenstiel umwandte und, in die regengraue Ferne deutend, nun endlich den ersehnten Namen sprach: „Canossa!“ Da stand sie vor mir, die Stätte weltgeschichtlicher Büßung, stolz, fest und drohend in einem Einschnitte der Berge. Schon durch die Form absonderlich, mit der sich ihr Felsen hier am verdüsterten Himmel abzeichnete. Es war, als hätte man einer Pyramide ihre Spitze genommen und einen Würfel an deren Stelle auf den Stumpf gesetzt. Steil gingen schon die Pyramidenseiten hinan, senkrecht aber, für Menschenfuß unersteiglich scheinbar, setzte sich dann der oberste, höchste Felsenklotz darauf, — eine von der Natur geschaffene Burg, die nur geringe Nachhilfe gebraucht hatte, um für die Zeiten des Mittelalters als uneinnehmbar zu gelten, eine steinerne Drohung ins weite Land hinaus, ein Symbol unzerbrechlicher, felsharter Macht.

Nun Häuser, vereinzelte Menschen unter großen Regenschirmen, der Name einer Herberge in schwarzen Buchstaben auf gelber Wand: Der Ort San Polo, wo die Wagenfahrt endete. Eine Stunde noch habe ich dort vergeblich auf das Nachlassen des Regens gewartet, dann habe ich mich in Gottes Namen auf den Weg gemacht, als ich mich müde gesehen hatte an der Geschäftigkeit eines kleinen Buben, der als Kellner barfuß hin und wider lief, und an der Gefräßigkeit unzähliger Fliegen, die auf den Fettflecken des einzigen Tischtuches wahre Orgien feierten. Schöner war's doch noch draußen unter dem freien Himmel, wenn auch der Regen unablässig auf meinen Schirm niederrieselte. Fünf verschiedene Wege gibt es von Reggio nach Canossa; für die Kutscher und Pferde ist der



nach San Polo am bequemsten, und so hatte auch ich ihn wählen müssen. Der Wanderer aber hat von dort bis zur Burg noch gut fünf Kilometer zurückzulegen, zu Anfang ziemlich eben fort mit dem Ausblick ins breite, kiesreiche, nur von einzelnen Wasserrinnen durchzogene Flußbett der Enza, dann bergauf und immer steiler hinan, bis der Weg zuletzt in weitem Bogen den obersten, wie von Zyklopenhänden aufgemauerten Felsenwürfel umzieht und, in den heute noch stehenden Mauerring eintretend, an den Resten einer Zugbrücke, eines kleinen Turmes und einer Zisterne vorüber den gegenwärtigen Eingang der Schloßruinen erreicht. Nach unten hin sichtbar steht nur noch ein kleiner Teil von ihnen aufrecht und er stammt nicht aus den Tagen der beiden Hauptpersonen in dem großen geschichtlichen Drama, das hier oben sich abgespielt hat. Von seinem Schauplatze war bis vor verhältnismäßig kurzer Zeit überhaupt nichts mehr zu sehen. Aber darum war er nicht ganz verschwunden. Im Erdenschoß begraben, hat ein Stück von ihm die Jahrhunderte überdauert, und im Laufe der letzten dreißig Jahre hat man es wieder freigemacht für Licht und Luft. Genau acht Jahrhunderte, nachdem Heinrich IV. dort in der Burg von Canossa vor dem Papste Gregor VII. als Büßer gestanden hatte, sind kundige Männer gekommen und haben den Anfang dazu gemacht, jene welthistorische Stätte von Schutt und Trümmern zu befreien. Es ist das Verdienst des italienischen Alpenvereins, Ausgrabungen auf Canossas Felsen begonnen zu haben; die italienische Regierung hat sie fortgeführt, wenn auch noch nicht ganz vollendet. Und als dritter im Bunde hat sich ihnen ein sorgsamer Forscher gesellt, der Professor Angelo Ferretti zu Reggio, der auch die Geschichte der berühmten Burg vom Staube der

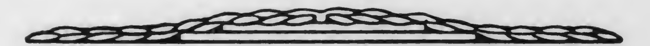
Vergangenheit gereinigt hat. So reden heute die aus dem Erdengrabe hervorgezogenen Reste des alten Schlosses gleichzeitig mit neu entfalteten Blättern alter Pergamente.

Seit dem Jahre 950 etwa hat eine Burg auf dem weißleuchtenden Kalkfelsen von Canossa gestanden. Wahrscheinlich aus langobardischem, also germanischem Geschlechte war der Vater ihres Erbauers. Den deutschen Siegfriedsnamen trug er aus Toskana in die Gegend von Reggio, sein Sohn Azzo nutzte den reichen, hier vom Vater gesammelten Besitz, um als Burgherr sich festzusetzen in diesem Lande. Gleich seinen nächsten Nachkommen war er den deutschen Kaisern ein Freund. Er war es, der Otto I. herbeirief, ihm die Hand der nach Canossa geflüchteten Adelheid antrug und ihm so zum Anspruch auf Italiens Krone verhalf. Auch Azzos Sohn und Großsohn, Tedaldo und Bonifacio, standen auf deutscher Seite. Bonifacio wußte Konrad II., dem Salier, mehrfach wichtige Dienste zu leisten, und als Heinrich III. nach Konrads Tode über die Alpen kam, da präsentierte ihm der zum Markgrafen emporgestiegene, schon einem Souverän an Reichtum gleiche Herr von Canossa ein Erzeugnis dieser Burg in einem silbernen Fasse auf silbernem Wagen. Aber Bonifacios allzu großer Besitz — ihm gehörten wahrscheinlich bereits die Städte und Territorien von Reggio, Modena, Ferrara, Brescia, Mantua, Parma nebst dem Herzogtume Toskana — weckte des Kaisers Argwohn, Entfremdung trat an die Stelle des Vertrauens, und so war bei Bonifacios gewaltsamem Tode der Boden vorbereitet für die Saat der Feindschaft. Und schon lebte, damals noch ein sechsjähriges Kind, die große Vorkämpferin des Papsttums in seinem Streite



mit dem deutschen Kaiser, Bonifacios Tochter Mathilde, »la gran Donna d'Italia.« Klug, energisch, vielfach gebildet, voll unbegrenzter Hingabe an die katholische Kirche, ist sie, herangewachsen, eine amazonenhafte Kämpferin für den Papst geworden und hat mit dem Vermächtnis ihres reichen Länderbesitzes an die Kirche ihren Namen unsterblich gemacht, zugleich aber einen jahrhundertelang unsterblich lodernden Streit entflammt. Auch in der Tragödie von Canossa, in der beispiellosen Demütigung eines deutschen Königs und nachmaligen Kaisers vor einem römischen Papste, hat sie eine Rolle gespielt, wenngleich hier mehr vermittelnd als kriegerisch. Ein paar Jahre tobte der Kampf zwischen Heinrich IV. und Gregor VII., und Mathilde, seit dem Tode ihrer Mutter selbständige Herrin eines mächtigen Besitzes, war in ihm auch persönlich dem Papste zur Seite, dem sie so bedingungslos anhing, daß ihre Feinde Gerüchte von einem Liebesverhältnis der Dreißigjährigen mit dem sechzigjährigen Mann in die Welt setzen konnten. Auch zu dem nach Augsburg einberufenen Reichstage, wo unter des Papstes Vorsitz der Streit Heinrichs mit den gegen ihn rebellierenden deutschen Fürsten entschieden werden sollte, machte Mathilde sich mit Gregor gemeinsam auf den Weg. Doch kamen sie nur bis Vercelli, wo das Gerücht sie erschreckte, daß Heinrich nahe mit einem großen Heer. In Sorge um Gregors Leben gedachte Mathilde ihrer festen, uneinnehmbaren Felsenburg; zu seinem Schutze brachte sie den Papst nach Canossa.

Das Gerücht hatte die Wahrheit gesagt, aber nur zur Hälfte. Heinrich kam, doch er kam wie ein länderloser, waffenloser, aus der Heimat flüchtiger Fürst. Kein Heer war ihm zur Seite, kein Gefolge, kein Schutz. Seine Ge-



mahlin Berta nur und sein junger Sohn Konrad waren mit ihm und ein einziger Begleiter unvornehmer Abstammung. So zogen sie über die Alpen nach Italien, wo Heinrich zu finden hoffte, was ihm, der in Deutschland von fast allen verlassen war, als letzte Rettung aus unerhörter Not erschien: Die Lösung von dem auf ihm lastenden Banne des Papstes, mit dessen Verkündigung die Völker des Gehorsams gegen ihn waren entbunden worden. Der Himmel aber schien mit dem Kirchenfürsten im Bunde. Ein Winter von grausamer Härte lastete im Jahre 1077 auf Italien so gut wie auf Deutschland; alle Flüsse waren auch im Süden gefroren, der im Oktober gefallene Schnee schmolz erst unter der Aprilsonne hinweg. Da die Veroneser Klause durch ein paar italienische Große für ihn gesperrt war, mußte Heinrich den weiteren Weg über die westlichen Alpen wählen. Seinen Namen verheimlichend, kam er unter unsäglichen Mühen auf die Höhe des Gebirges und hinab in das winterlich kalte Welschland, nach Turin, Piacenza, Reggio, Canossa — der Ort seiner Schmach war erreicht. Was half ihm die jubelnde Begrüßung seiner Anhänger, deren Zahl in Italien noch größer war als in Deutschland? Was er zu tun gesonnen war, mußte ihm auch die Herzen dieser Getreuen rauben. Und wie eine Vorhut von Büßenden war ihm, dem größten aller Büßer, bereits eine Schar von deutschen exkommunizierten Bischöfen voran geeilt, die das gleiche beim Papste suchten wie er selbst. Ihre Demütigung vor Gregor war das Vorspiel der königlichen Buße vor dem Papst, einer Buße, wie die Welt sie weder vorher, noch nachher jemals gesehen hat. In Säcke gekleidet erflehten die Bischöfe des Papstes Verzeihung. Einsperrung in enge Zellen bei spärlicher Nahrung war die



Strafe, die sie dulden mußten, dann wurden sie entlassen gegen das Versprechen, in keiner Weise mehr mit Heinrich zu verkehren.

Und nun kam er selbst! Nicht mehr allein, sondern von einer Anzahl ihm zugeströmter Anhänger umgeben, wie sich auch um den Papst auf der Burg ein Hofstaat von Fürsten und hohen Geistlichen geschart hatte, doch aber als widerwillig demütig Büßender. Wahrscheinlich wohnte Heinrich zuerst im Dorfe Canossa, das unterhalb der Schloßruinen heute noch besteht, und bat von dort aus Mathilde — sie war ihm durch eine zweite Vermählung ihrer Mutter mit Gottfried von Lothringen verwandt — um ihre Vermittlung beim Papste, der hart wie ein Fels auf dem Burgfelsen thronte. Nun gab es Verhandlungen hin und wider. Völlig scheiterten zunächst Mathildens und anderer Großer Bemühungen, Gregor zu versöhnen, und als er dann seine Bedingungen stellte, waren sie so ungeheuerlich, daß Heinrich sie anzunehmen nicht imstande war. Endlich wurden die Formalitäten der Buße festgesetzt, und nun erblickte Canossa das traurige Schauspiel, dessen Erinnerung noch an seinem Felsen haften wird, wenn auch einmal die letzten Steine der einstmaligen Burg von ihm verschwunden sein werden. Mit einem dreifachen Mauerkranze, der jetzt nicht mehr zu erkennen ist, soll sie damals umgeben gewesen sein; zwischen den zweiten und dritten von ihnen soll Heinrich IV. geführt worden sein, um dort, von allen fürstlichen Abzeichen entblößt, nur mit einem Sacke bekleidet, in der Kälte jenes schneereichen Winters drei Tage lang vom Morgen bis zum Abend zu stehen und auf des Papstes Gnade vergeblich zu harren. Verzweifelnd stürzte der königliche Büßer am vierten Tage in die kleine, dort erbaute Kirche San

Niccolà, flehte den Abt von Clugny um seine Vermittlung an und warf sich vor Mathilde hilfesuchend auf die Knie, weil sie von jenem Abt als die einzige war bezeichnet worden, die imstande sei, des Papstes harten Sinn zu beugen. Ihr ist es denn auch gelungen, den Schluß der großen Bußaktion in Szene zu setzen, wobei nach einer Schilderung der Papst in feierlichem Ornate, die Mitra auf dem Haupte, vor der Tür der Schloßkirche von Canossa gesessen hat, während Heinrich, nackt bis zum Gürtel, von fünf gleichfalls halbnackten Bischöfen gefolgt, sich vor ihm niederwarf, „Verzeihung! Verzeihung!" rufend, um Lösung vom Banne flehte und zugleich beschwor, was man ihm vorgeschrieben hatte. Nun stimmte Papst Gregor zwei Bußpsalmen an und berührte bei jedem Verse die Schultern des Knienden mit einer Gerte, die ein Diakon ihm gereicht hatte. Dann erhob er sich, nahm die Mitra vom Haupte und flehte zu Gott, daß er den „mit den Ketten des Bannes gebundenen unglücklichen Diener" wieder aufnehme in seine Gnade. Und als hätte der Herr ihm seinen Willen verkündet, setzte er dann die Mitra wieder aufs Haupt und streckte nun endlich — endlich die Hand nach dem Büßenden aus, um ihn über die Schwelle und in die Kirche hineinzuführen, wo er ihm den Kuß des Friedens gab. Den Kuß des Friedens! Hat wohl jemals ein Monarch mit heißerem Groll im Herzen bei der Tafel gesessen, als Heinrich damals mit Mathilde und Gregor nach Schluß der kirchlichen Büßung! Schon kurz darauf soll dieser Groll Gestalt gewonnen haben in einem Versuche Heinrichs, den Papst gefangen zu nehmen, und auch die Stätte, die seine Schmach gesehen hatte, wurde seines Zornes Ziel. Aber ein Versuch, die Burg zu nehmen und zu zerstören, schlug fehl, die Kaiserlichen wurden be-



siegt und ihrer Fahne beraubt, und als ein Zeichen weiteren Triumphs hat dies erbeutete deutsche Feldzeichen lange Jahre hindurch in der Schloßkirche von Canossa gehangen.

Von dieser Kirche, dem eigentlichen Schauplatze der großen Szene zwischen Heinrich und Gregor, sind Reste wieder emporgestiegen aus dem Erdenschoß, und mit einem feierlich-schmerzlichen Gefühl habe ich sie betrachtet, während ich den Regen des Himmels darauf niederfallen sah. Der Eingang zur Burg, vor dem der königliche Büßer drei Tage lang wartend stand, soll an einer anderen Stelle gelegen haben als der heutige. Die vernichtende Zeit hat im Bunde mit Erdbeben, Unwetter und Menschenhänden den Burgfelsen scheinbar gerade dort um ein ansehnliches Stück verkleinert, und mit den alten Mauern zusammen ist auch ein Teil der Kirche hinabgestürzt in die Tiefe. Seit Azzos Tagen hatte sie, dem heiligen Apollonius geweiht, auf der Höhe gestanden, von Mathilde später mit einem Kloster verbunden, in dem Benediktinermönche hausten. Einen kleinen, vor dieser Kirche gelegenen Platz betrat hier der von unten Kommende zunächst; geradeaus bot sich ein Tor seinen Blicken, von zwei kleinen Türmen flankiert, deren Fundamente man heute wieder sieht und hinter denen Mathildens Palast sich ausdehnte. Die Kirche selbst lag dem Eintretenden zur Rechten, mindestens acht Stufen tiefer als der Platz davor. Die oberste von ihnen bildete gewissermaßen die Schwelle des Eingangs, vor der Gregor in düsterer Majestät über dem Büßenden thronte. Doch die Stufen sind verschwunden, auch von dem Portal der Kirche findet sich keine Spur. Wohl aber haben die Ausgrabungen des Jahres 1877 einen großen Teil des alten Kirchenbodens, vor allem auch die Krypta unter dem Chor wieder ans Licht gebracht. Er lag erhöht,

und von der Treppe, die zu ihm hinanführte, hat man Spuren gefunden, auch sind zwei weitere Treppen, die rechts und links von jener zur Krypta hinunterleiten, mit dieser zusammen aufgedeckt worden. Zwei Säulen hier in der Unterkirche sind erhalten geblieben, untereinander ungleich, von verschiedenem Durchmesser, die eine weiß — das anmutig gearbeitete Kapitäl dazu fand sich unter dem Schutt — die andere rot, beide aus Veroneser Marmor. Die Kirchenreste liegen auf der Südseite der Burg, die verschwundene Fassade des Gotteshauses war nach Westen gerichtet. Mit einem Stück des Felsens zusammen ist die ganze südliche Langmauer der Kirche in die Tiefe gestürzt, auch die Krypta hat nach dorthin gleich der einen zu ihr hinunterführenden Treppe die alte Gestalt verändert. Aber so viel auch zerstört und verschwunden ist, so viel die verschiedenen Burgherren im Laufe der Jahrhunderte an dem Schlosse gebaut und verändert haben, hier in den wieder ausgegrabenen Kirchentrümmern leben doch noch Zeugen jener Stunden fort, in denen Heinrich IV. und Gregor VII. einander zu Canossa gegenüberstanden. Eine gewaltige Vergangenheit schlummert in diesen Steinen, gewaltig in ihren Gegensätzen, in ihren Mächten, in ihren Leidenschaften, in ihrer Hingebung. Denn auch der Schatten der Markgräfin Mathilde, deren aus grenzenloser Verehrung heraus gemachte Schenkung die weltliche Machtstellung des Papstes erst wahrhaft begründete, schwebt hier vorüber und weckt die Erinnerung an ihr Grab in der Peterskirche zu Rom, wo die große Szene von Canossa in majorem ecclesiae gloriam sich in Marmor wiederholt.

So wenig neben den Kirchenresten die übrigen wiederaufgedeckten Trümmer von Gebäuden, Zisternen, Türmen und Mauern ein lebhaftes Interesse wecken können, so



wenig hat Canossas Burg trotz vieler wechselvoller Schicksale im Laufe der Jahrhunderte je wieder einen Tag von gleicher Größe gesehen wie den von Heinrichs Buße vor Gregor. Nicht lange danach hat aber doch in der Person Heinrichs V. wieder ein deutscher Kaiser dort oben gestanden und ist von dem Abte des Klosters feierlich empfangen worden. Als kaiserliches Lehen wurde Canossa nach Mathildens Tode an die vornehme Familie unbekannten Ursprungs verliehen, die seit jener Zeit nach der Burg sich nannte. Ein Zweig von ihr existiert noch heute in Verona; dort am Corso Cavour steht der Palazzo Canossa. Gleich dem Kaiser machte jedoch auch der Papst als Lehnsherr Anspruch auf den Ort und die Burg, die er u. a. an die Salinguerra von Ferrara verlieh. Das alte Schloß, das drei Jahrhunderte lang unversehrt gestanden hatte, ist im Jahre 1255 zu Grunde gegangen. Der damalige Besitzer Bonifacio da Canossa hatte die Umgegend und namentlich die Anhänger des Papstes als Raubritter belästigt. Der Papst machte die Bürger von Reggio für die Sicherheit der Straßen verantwortlich und belegte die Stadt mit dem Interdikt. Nun belagerten die Reggianer die Burg, zwangen die uneinnehmbare durch Hunger zur Uebergabe und zerstörten von Grund aus den erinnerungsreichen Bau; nur Kloster und Kirche blieben verschont. Hinterher ist die Burg, zum Teil wenigstens, wieder aufgebaut worden und hat unter wechselnden Besitzern — auch der Stadt Reggio hat sie zeitweise gehört — ein unberühmtes Dasein gefristet. Nur zweimal noch ist von zwei Großen der Kunst ein Glanz auf sie gefallen: Der Dichter Ludovico Ariosto ist im Jahre 1502—1503 Schloßhauptmann auf dem einsamen Felsen gewesen, und Michelangelo, der gewaltige, soll

nach einer — allerdings nicht ganz beglaubigten — Ueberlieferung aus dem Geschlechte der Canossa stammen. Zuletzt hat die Burg das Schicksal so vieler Schlösser geteilt und ist bis zum Jahre 1796 als Gefängnis benutzt worden; dann ist sie ganz in Schlummer versunken, bis 1877 für die Ruine der Tag der Auferstehung zum Lichte kam.

Berühmt ist die Aussicht von Canossas Fels. Auf die Grenze von Gebirge und Ebene gestellt, sieht und zeigt er die Schönheiten beider. Und wie man in den Ruinen ein kleines Museum für die Fundstücke der Ausgrabungen eingerichtet hat, so ist dieser Aussicht zu Ehren ein Belvedere dort oben erbaut worden, auf dem das Auge sich an hellen Tagen in ein wundervoll wechselndes Bild von Bergen, Tälern, Flußläufen, Burgen und in die weithin verblauende Ebene vertiefen soll. Ich aber habe von all der Schönheit nichts erblickt als einen traurigen Schatten. Regen, Dunst und Nebel, wohin das Auge sah. Schwere, weißgraue Wolken lasteten verhüllend auf allen Bergeshäuptern, umgaben sie mit schwermütigen Schleiern und ließen auch die stattliche, heute noch bewohnbar aufrecht stehende Nachbarburg von Rossena, die schon Mathildens Vater besaß, nur mühsam herüberschauen. Grau und finster verbarg sich die Ferne des Gebirges, grau und finster die weite Fläche des ebenen Landes. Zuerst war ich traurig, daß mir so viele Schönheit verborgen blieb. Dann aber siegte die Stimmung des Ortes. Lastend und schmerzlich bleibt sie für jeden Deutschen für alle Zeit. Ob Heinrichs Buße nur ein genialer Schachzug politischer Klugheit war, wie manche wollen, ob hilflose Schwäche den Herrscher auf die Knie niederdrückte vor einem überlegenen Gegner, in der Geschichte Deutschlands bedeutet jener Tag von Canossa in jedem Fall ein schwarzes,



schmachbedecktes Blatt. Nie wieder hat sich ein deutscher Herrscher vor dem Papste so tief gedemütigt, nie wieder hat sich die Kirche zu solchem Triumph erhoben. Und so war das feuchte, trübselige Nebelgrau um mich her für diesen Ort mit seinen schmerzlichen Erinnerungen zuletzt gerade das richtige Kleid. In einem Trauergewand erschien Canossa vor mir, und ich wünsche mir jetzt nicht mehr, es in hellerem Licht unter heiterem Himmel gesehen zu haben.





X

Lodi vecchio und Lodi nuovo.

Zerstörung des alten Lodi durch Mailand und Gründung des neuen durch Friedrich II.

Lodi vecchio: Der Ort: — San Bassiano. — Lodi nuovo: Piazza. — Municipio. — Dom. — Die Incoronata.

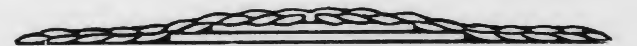
Nebel ringsum! Kalter, grauer, dichter Nebel, wohin ich sah. Die Lombardei lag in den Armen ihres herbstlichen Liebhabers. Denn er liebt sie, der Nebel; mit ausdauernder Treue liebt er diese weiten, freien Ebenen am Fuße der Alpen, im Süden so gut wie im Norden. Mit gleich dichtem Schleier umhüllt er im November die Münchener Frauentürme wie den stolzen Marmordom von Mailand und alles, was diese weitschauenden kirchlichen Wahrzeichen auf ihrem Gebiet überblicken können.

Der Münchener Herbstnebel war mir vertraut genug, aber seinen Mailänder Genossen hatte ich bisher nur vom Hörensagen gekannt. Jetzt war dem Mangel abgeholfen. Heimatlich, aber keineswegs anheimelnd fühlte ich mich berührt von diesem lombardischen Nebel, und ich merkte rasch, daß er ebenso dicht, ebenso geheimnisvoll und ebenso kalt war wie sein Bruder am Nordfuß des Gebirges. Ganz nahe drängte sein Gewoge sich heran bis an die Fenster des Bahnwagens, der mich in der Morgen-



frühe von Mailand nach Lodi führte, und es schien mir beinahe, als wenn er durch unsichtbare Spalten und Ritzen bis zu mir hereinschleiche und mich anhauche mit kühlem Gruß. Unbehagen ergriff mich bei dem Gedanken an die scheinbar unvermeidliche Fahrt, die mir auf offenem, ungeschütztem Einspänner bevorstand, wenn ich meinen Plan ausführen und nach der Stätte des alten Lodi gelangen wollte, dessen Zerstörung durch die Mailänder so bedeutungsvoll geworden ist für unsere deutsche Geschichte. Doch das neue Lodi half mir über diesen Kummer freundlich hinweg. Es blieb mir vorläufig unsichtbar; denn die Nebelwolken machten eine verschwimmende Gespensterstadt aus ihm. Aber dafür hatte mir's einen Beweis behaglichen Daseins zur Begrüßung gesandt. Beim Bahnhofe dieser kleinen Stadt fand ich, was ich im großen Mailand vergeblich gesucht hätte: ein bequemes, behagliches, ringsum dicht geschlossenes Kupee, das ich mir eilig sicherte für die Fahrt nach Lodi vecchio hinaus. Nun wurde mir der Weg in die Nebelwelt zum Genuß, und auf guter, glatter Landstraße dahinrollend, segnete ich das Andenken des Kaisers Friedrich Barbarossa, der dies Lodi Nuovo so gut und solide gegründet hatte, daß es mir solchen Luxus gewähren konnte.

Trotzdem war es eine wunderliche Fahrt, — in fremdem Land, auf fremder Straße, von der übrigen Welt scheinbar abgeschieden durch diese links und rechts, vorwärts und rückwärts mich rings umwebenden Nebelschwaden. Einem Ziel entgegen, das für mich bisher nur ein Name war und jetzt erst eine Gestalt gewinnen sollte. Eine Gestalt, ungewiß und undeutlich vermutlich, wie alle Gegenstände sie an diesem Tage zeigten, die gleich plötzlichen Erscheinungen mit überraschender Schnelligkeit



vor mir auftauchten und ebenso rasch wieder verschwanden. Die für einen Augenblick aufdämmernden Bäume schienen von einem Maler, der alle festen Formen und Linien verachtete, auf einen halb durchsichtigen Vorhang gemalt zu sein, der neben mir vorbei gezogen wurde. Eine Kuhherde verwandelte sich in sonderbare Geistertiere, und als ein menschlicher Geist erschien mir die von oben bis unten in ein schwarzes Kopftuch eingehüllte Gestalt einer Frau, die auf der einsamen Landstraße einen großen Korb mit roten, weißen und gelben Chrysanthemen vorübertrug. Ein Wasserlauf, eine Brücke, ein Passionsbild in gemauerter Nische, auf dem der nackte Christus im kalten Nebel zu frieren schien, während die Madonna mit roten und blauen Gewändern wohl verwahrt dasaß, eine große Ziegelei mit Häusern, aus fertigen Backsteinen aufgeschichtet, — das waren meine Stationen auf dem Wege nach Lodi vecchio. Und nun erschien der Ort, den ich suchte, enttäuschte mich aber mit seinem ersten Anblick aufs bitterste. Meine Seele hatte sich ein Bild gemacht von einer halb zerstörten, halb verfallenen mittelalterlichen Stadt mit efeuumwucherten Mauertrümmern, und mein Auge fand einen kümmerlichen, unschönen, stillosen Ort mit kleinen Häusern, kleinen Fenstern, kleinen Läden. An einem öden Platz eine Kirche, deren Fassade von so späten Tagen sprach, daß sie mit dem alten Lodi und seiner Zerstörung nicht das mindeste gemein haben konnte. Vergeblich, zwecklos erschien meine Fahrt. Zum Glück aber fiel mir etwas ein. Ich hatte gelesen, daß eine alte Kirche des Ortsheiligen San Bassiano noch erhalten sei, und fragte nach ihr. Der Kutscher nickte und wandte sein Pferd. Aber nicht im Orte selbst war dies Gotteshaus zu suchen. Es ging wieder aus ihm hinaus aufs



freie Feld, in tiefe, menschenleere, nebelerfüllte Einsamkeit. Und hier erwartete mich ein tiefer, mächtiger Eindruck. Aus der grauen, umschleierten Stille tauchte plötzlich eine Kirche vor mir auf, einsam, schön, ehrwürdig-alt und ergreifend in ihrer Verlassenheit auf der Fläche des Feldes. Ein paar ärmliche Hütten, die sich zur Seite herandrängten, verstärkten diesen Eindruck eher, als daß sie ihn minderten. An Sant' Apollinare in Classe bei Ravenna mußte ich denken, an das letzte Denkmal der blühenden Hafenstadt Classis. Aber die Stimmung dieses grauumhüllten Novembertages machte die Wirkung hier noch gewaltiger, hob diesen verlorenen Rest eines bedeutenden Gemeinwesens empor zu tragischer Größe.

Ich trat hinein in den kalten, gänzlich menschenleeren Raum. Und indem ich langsam dahinging unter seinen Gewölben, wurde mir das traurige und folgenreiche Schicksal von Lodi vecchio zu erschütternder Gegenwart. Der Untergang dieser kühn emporstrebenden Nebenbuhlerin des herrschbegierigen Mailand, der zum Ausgangspunkt wurde für die langen, furchtbaren Kämpfe zwischen den Hohenstaufenkaisern und den lombardischen Städten. Denn eine neue Macht war erstanden auf Italiens Boden. Das Volk war langsam aufgewacht, hatte in den wachsenden Städten feste Mittel- und Sammelpunkte gefunden, hatte sich besonnen auf seine Kraft. Aber bevor diese Kraft sich auf gesunde, nationale Ziele richtete, ging ein Chaos von Blut und Feuer vorher. Italiener kämpfte gegen Italiener, Stadt gegen Stadt. Vor der großen zagte die kleine; die große wurde von der größeren bedroht und vernichtet. Eifersucht auf Besitz und Gewinn war der alleinherrschende Trieb. In dieser Not aber gedachten die Unterdrückten, Geschädigten der kaiserlichen

oder königlichen Macht und richteten ihre Blicke auf den Herrn und Helfer jenseits der Alpen. So hatten bereits auf dem Reichstage zu Würzburg im Jahr 1152 Gesandte aus Apulien die Hilfe Deutschlands gegen tyrannische Bedrückung erfleht, doch erst auf dem Tage von Konstanz im folgenden Jahre warfen ein paar Bürger von Lodi jenen Feuerbrand in die Seele Friedrich Barbarossas, der die heißen Flammen eines viele Jahrzehnte hindurch immer wieder auflodernden Krieges entzünden sollte. Zufällig waren diese beiden Bürger, Alberardo Alamanno und Omobono mit Namen, nach Konstanz gekommen, wo sie mit Staunen und Bewunderung sahen, wie streng und sicher Friedrich dort Gerechtigkeit übte. Das gab auch ihnen Hoffnung, sie möchten hier Hilfe finden für ihre Vaterstadt. Ein plötzlicher Entschluß trieb sie in eine Kirche hinein, wo sie ein paar große Kreuze nahmen, um sich mit diesen heiligen Zeichen vor dem König und den übrigen Fürsten auf die Knie zu werfen. Alberardo sprach für beide und richtete an den Herrscher eindringlich-traurige Worte. „Heiligster König!" rief er, „wir armen Bürger aus Lodi klagen vor Gott, vor Euch und Euerem ganzen Hofe über die Mailänder, weil sie uns und unsere Mitbürger vertrieben, Männer wie Weiber ausgeplündert, viele getötet und unsere Stadt gänzlich zerstört haben. Sie hindern jede neue Vereinigung mit Gewalt, zwingen uns, einzeln und einsam zu wohnen, und verlegen, Spott dem Unrechte zugesellend, unseren früher so wichtigen Markt auf ein freies Feld, wo niemand wohnt oder kauft." In diese Worte war alles zusammengefaßt, was den Lodensern seit mehr als vierzig Jahren schmerzvoll das Herz belastete: Die Zerstörung ihrer Heimatstadt, von den Mailändern im Jahr 1111 schon verübt; die



Eifersucht dieser herrsch- und geldsüchtigen Nachbarn auf den durch glückliche Lage schön aufgeblühten Markt und ihre beständigen Bemühungen, einer neuen Blüte zu wehren; die fortlaufenden Quälereien, denen die aus ihren alten Wohnsitzen vertriebenen, in der Nähe neu angesiedelten Einwohner Lodi's unterworfen waren. Vielleicht erzählten die beiden Bürger auch etwas aus der älteren Geschichte ihrer schon ehrwürdigen Stadt: vom Konsul Gnäus Pompejus Strabo, der sie besonders begünstigt, und dem zu Ehren man sie Laus Pompeja genannt hatte, vom Kampfe Karls des Großen in ihrer Nähe und von den Begünstigungen, die sie durch die späteren Karolinger erfahren hatte. Und sicher werden sie berichtet haben, wie der Streit mit Mailand sich zuerst um ein geistliches Recht, um die Bischofswahl, gedreht hatte, um sich später, wie so oft, auf das weltliche Gebiet hinüberzuspielen und in erster Linie stets dem Markte von Lodi zu gelten, der den Mailändern ein Dorn im Auge war, und den sie bisher mit aller Mühe nicht ganz hatten lahmlegen können. Denn die — Mailands beständige Bevormundung in ihrer notdürftig wieder hergerichteten Stadt scheuenden — Bürger hatten sich vielfach in einer Vorstadt, im Borgo Piacentino niedergelassen, hatten hier dem Ortsheiligen eine Kathedrale gebaut, hatten den Bischofssitz hierher verlegt und ihren Markt an diesem Platze neu eröffnet. Bis die stolzen Bedrücker die armen Vertriebenen auch von hier verwiesen und den Markt nun wirklich aufs freie Feld verlegten.

Der König hörte die Klagen und versprach den Bittenden Hilfe. Mit einem drohenden Schreiben wurde Schwider von Aspremont nach Mailand gesandt, doch erfuhr auch er den Stolz der Uebermütigen. Die Konsuln der Stadt zerrissen vor seinen Augen das königliche Schreiben, warfen

es zu Boden und traten es mit Füßen. Er selbst entkam nur mit Mühe. So hatte Friedrich Grund genug auch zu persönlichem Zorn. Aber sein erster Zug nach Italien galt noch bedeutenderen Dingen: Dem Reichstag auf den ronkalischen Feldern, wo die Lodenser ihre Klagen erneuerten, der Einnahme von Tortona, der Königs- und Kaiserkrönung in Pavia und Rom. Und als er dann wieder jenseits der Alpen im fernen Deutschland war, da versuchten die Mailänder ihrer trotz aller Bedrückungen wieder emporstrebenden Nachbarstadt auch den letzten ärmlichen Rest von Selbständigkeit zu rauben. Sie verlangten einen unbedingten Huldigungs- und Zustimmungseid zu allen von ihnen, den Mächtigen, getroffenen Maßregeln. Die Lodenser weigerten sich, verhandelten, suchten wenigstens ihre dem Kaiser beschworene Treue durch eine dem Eide zugefügte Formel zu wahren. Alles umsonst! Und als sie es nun ablehnten, den bedingungslosen Eid zu leisten, da brach Mailands eifersüchtige Wut ungehemmt über sie herein. Die Bewohner von Lodi wurden vertrieben, ihre Häuser verbrannt, ihre Mauern niedergerissen. Ihr Besitz wurde geraubt, ihre Saaten, ihre Weinberge wurden zerstört und verwüstet. Zum zweitenmal im Laufe desselben Jahrhunderts betraf sie durch Mailand Verbannung und Vernichtung. Anno 1158 geschah diese zweite Zerstörung.

Es war mir ein ergreifendes Gefühl, all jenes Unheils zu gedenken in der lastenden Stille dieser verwaisten Kirche, die hier auf einsamem Feld als letztes Denkmal einer untergegangenen Stadt verlassen emporstieg. Denn das war sie wirklich, und eine alte, im Chor eingemauerte Steintafel bezeugte ausdrücklich, daß diese Kathedrale des alten Lodi allein jener zweiten grausamen Zerstörung



entgangen sei. Sie war es, obwohl ihre Bauformen — schon die Fassade mit ihrer Mischung von romanischen und gotischen Formen hatte mir das gesagt — zum Teil auf eine spätere Zeit hinwiesen. Aber das war nur ein rührender Beweis für die Anhänglichkeit des Volkes an das altverehrte Gotteshaus, dem es auch nach der Zerstörung der zugehörigen Stadt die Treue so sehr bewahrte, daß es ihm eine mehrfache Wiederherstellung und Verschönerung zuteil werden ließ. Ein Beweis, um so rührender, als auf die Veranlassung Friedrich Barbarossas die Gebeine des früheren Bischofs Bassianus, dem diese Kirche geweiht gewesen war, im Jahr 1163 schon in die Kathedrale des neu gegründeten Lodi waren übertragen worden. Aber im Herzen hatten sich die Einwohner mit dieser Uebertragung des Heiligen nicht einverstanden erklärt, und so mag die andauernde Sorgfalt, die sie der alten Stätte frommer Verehrung zuwandten, als ein Protest gegen diese Maßregel des deutschen Kaisers gelten. Denn dauernd ist sie gepflegt, hergestellt und erhalten worden, und noch im 15. Jahrhundert hat man ihr Inneres mit einem Freskenschmuck versehen, der alle Bauteile von oben bis unten farbenfreudig leuchtend überzieht und diesen vereinsamten Kirchenhallen eine künstlerische Wirkung von seltener Einheitlichkeit verleiht. Rot und Weiß waren die Grundfarben des Materials, aus dem die Kirche bestand; weißer Sandstein, maßvoll verwendet, fügte sich zu dem roten, beherrschenden Backstein. Diese beiden Grundfarben griff der Maler der Fresken auf und fügte als dritte das Grün hinzu. Nun schimmert im Innern auf allen Seiten der schöne Einklang von Weiß, Rot und Grün. Rot mit weißen Sandsteinkapitälen steigen die Säulen hinan, um oben in der Höhe weiße



Gewölbeflächen mit grünen und roten Sternen und Rosen zu tragen. Und überall sonst wiederholen sich diese drei Farben, fügen sich zu einem bunten, aber heiter-feierlichen Eindruck zusammen. Im Chor und über ihm kommt noch anderes hinzu, was die Blicke fesselt. Die byzantinisch-ernsten Malereien in der großen Chornische hinter dem Hauptaltar, die bei der Ausmalung im 15. Jahrhundert wohl nur erneuert worden sind, weisen in die ältesten Tage der Kirche zurück, oben in den vier Dreiecken des Kreuzgewölbes über dem Chor aber sieht man merkwürdige Fresken, weltliche Bilder neben den heiligen. Mitten unter den biblischen Gestalten erscheinen hier plötzlich Bürgers- oder Bauersleute des Mittelalters, Männer, die mit ochsenbespannten Wagen zur Arbeit fahren. Je zwei der Bilder sind untereinander gleich; zwei von den Wagen sind mit Baumstämmen beladen, die beiden anderen haben die heute noch übliche Form von großen, auf Rädern ruhenden Körben, in denen man Erde, Steine, Kalk zu befördern pflegt. Vielleicht bedeuten diese merkwürdig weltlichen Bilder oberhalb der heiligsten Stelle der Kirche eine Anerkennung und Belohnung für jene, die zu ihrer Wiederherstellung halfen, für Männer, die freiwillige Arbeit leisteten, um die frühere Ruhestätte San Bassianos vor Verfall zu schützen und neu zu verschönern.

Indem ich stand und jenes fernen Tages gedachte, als hier auf dieser Stelle das geängstigte Volk von Lodi vecchio sich zusammendrängte und zu seinem Heiligen vergeblich um Hilfe rief, indem ich die Malereien beschaute und ihr freundliches Farbenspiel auf mich wirken ließ, da war mir's plötzlich, als wenn ihre Leuchtkraft sich unerwartet verstärkte, als wenn sie mit jedem Augenblick heller und freundlicher schimmerten. Und es war kein Traum, keine



Täuschung. Nur kam das Leuchten nicht von innen heraus, wie es mir schien; erhöhte, wachsende Helle drang durch die Fenster ein und weckte hier innen alles, was im Dämmerlichte geschlummert hatte. Ein froher Gedanke trieb mich zum Portal, — ja, die Hoffnung hatte mich nicht betrogen, die alte Sonne hatte wieder einmal ihre kraftvolle Güte bewährt, hatte den kalten Nebel mit warmen Händen zerrissen. In Fetzen hing er noch in der Luft, aber der blaue Herbsthimmel schaute bereits dazwischen her, und als ich nun zum neuen Lodi vom alten hinüberfuhr, da verwehten die heller werdenden Dünste mehr und mehr. Die Sonne zündete farbige Lichter auf allen Seiten an, verwandelte die letzten Blätter auf den Bäumen in leuchtendes Gold und hüllte die heutige Trägerin von Lodis altem Namen in ein heiteres, freundliches Festgewand. Ihr Licht umspielte die vor mir auftauchenden Häuser der behäbig und wohlhabend erscheinenden Stadt, umflutete den alten, hohen, runden Ziegelturm, der als einziger Rest vom ehemaligen Kastell noch aufrecht steht, verklärte mit ihrem Schein das Antlitz des Gründers von Lodi nuovo, des Hohenstaufenkaisers Friedrich Barbarossa! Ja, hier war er leibhaftig zu sehen, wenn auch nur in Stein, unser Sagenkaiser, der im Kyffhäuser schläft. Am vornehmsten Platze der Stadt, an dessen einer Seite sich ihre beiden wichtigsten Bauten, die Kathedrale und das Rathaus, eng aneinander drängen, hat man ihm ein Denkmal errichtet. Am Palazzo del Municipio hat man eine Büste des Kaisers aufgestellt, wie man ihm gegenüber den Konsul Gnäus Pompejus Strabo, den Wohltäter des alten Lodi, auf gleiche Weise dankbar verewigt hat. Eine lateinische Inschrift unter der hier angebrachten Büste Barbarossas aber meldet rühmend, daß Friedrich der Rotbart das aus der Asche des Krieges erstandene Lodi auf höher gelegenem Ort unter glücklicheren Auspizien wieder aufgerichtet und mit Bürgern besiedelt habe. Darum habe der Senat und das Volk von Lodi dem Wiederhersteller von altem Glanz und alter Würde dies marmorne Denk- und Ehrenzeichen im Jahre 1615 errichtet. Im wahren Sinne muß Friedrich I. als Gründer vom neuen Lodi gelten. Die aus der zerstörten Stadt vertriebenen Einwohner hatten sich hier und dort in der Umgegend angesiedelt, wo sie ungeschützt vor den andauernden Bedrückungen durch die Mailänder hausten. Vor allem hatten sie einen von der Adda halb umflossenen, auch durch Sümpfe beschirmten Hügel, der von ihrem verlorenen Wohnsitz ein paar Kilometer entfernt war, für eine neue Ansiedlung ins Auge gefaßt. In dieser Absicht wurden sie durch Barbarossa, der zum zweiten Male nach Italien gezogen war, auf das hilfreichste unterstützt. Am 5. August des Jahres 1158 besuchte der Kaiser persönlich den Ort, fand ihn stark und gesund und zum Handel geeignet, bestimmte die Endpunkte der Stadt und begabte die neu zu gründende mit reichen Privilegien, mit dem Rechte vor allem, den einzigen Hafen am ganzen Laufe der Adda zu besitzen. Unter dem Schutze des Kaisers begann man mit glühendem Eifer zu graben, zu bauen, zu befestigen. Kaum drei Jahre vergingen, und schon erhoben sich die Stadtmauern, die Kathedrale, schöne öffentliche und private Gebäude, und bald war Barbarossas Gründung so wohl gediehen, daß er häufig und gern im neuen Lodi verweilen konnte. Seine Bürger durften an der Zerstörung der alten Feindin Mailand grausamen Anteil nehmen; in Lodi mußten sich die Konsuln der besiegten Stadt vor dem Kaiser demütigen, hierher verlegte Barbarossa





nun den Mittelpunkt seiner kriegerischen Operationen in der Lombardei. Dann freilich kamen andere Zeiten. Treu ist ihm Lodi nicht immer gewesen. Das durch die Not unterdrückte nationale Gefühl ist auch hier erwacht und hat Lodi nuovo zum Anschluß an den großen Bund lombardischer Städte getrieben; bei Legnano und Cortenuova hat es gegen Friedrich I. und seinen Enkel gekämpft. Aber die Dankbarkeit gegen den Stadtbegründer ist darum doch nicht ganz erloschen. Wie man sein Bildnis in das Stadtsiegel aufgenommen hat, so hat man dem Schöpfer eines blühenden Gemeinwesens jene Büste noch in einem späten Jahrhundert gesetzt.

Hübsch und blühend steht Lodi da mit luftigen, reinlichen Straßen, mit stattlichen, palastähnlichen Häusern, mit schönen, fast großstädtischen Promenaden unter stattlichen Kastanienalleen am ehemaligen Festungsgraben entlang. Ein ansehnlicher, viereckiger Marktplatz vereinigt die wichtigsten Gebäude. Hier steht vor allem das ehrwürdigste von ihnen, die 1163 geweihte, später freilich umgestaltete Kathedrale, die aus dem alten Lodi auch noch ein Andenken bewahrt. In die Wangen der zum erhöhten Chor hinanführenden Treppen sind ein paar alte Reliefs eingemauert, die aus der früheren, ihres Heiligen beraubten Kathedrale stammen. Das eine zeigt die Apostel um Christus zum Abendmahl vereinigt, das andere einen Bischof, dem ein Engel zur Seite steht. Es sind kunstgeschichtlich interessante Skulpturen, an deren hölzernen, steifen Gestalten die Hände seltsamerweise das einzig Studierte und Belebte sind. Die starren Augen in den gleichförmigen Köpfen aber haben den Untergang des alten Lodi mitangesehen.

Manch anderes merkwürdige und schöne Bauwerk noch



ist im neuen Lodi zu sehen. Doch sie alle werden verdunkelt von dem köstlichsten Kleinod dieser Stadt, von der Kirche Incoronata. Nur ein paarmal noch hat mich im kunstreichen Italien der Zauber der Kunst so ganz überwältigt wie an dieser Stelle. Man mag im einzelnen Größeres und Schöneres sehen, aber eine solche Harmonie von Formen, Farbe, Gold und Licht, wie hier in dem überall von Farbenzauber überfluteten, arkadengezierten Rundbau wird man nur an ganz wenigen, besonders begnadeten Plätzen zum zweiten Male finden. Stolz erfaßte mich, als ich in dieser strahlenden Halle stand, Stolz auf die Gründung Friedrich Barbarossas. Jahrhunderte nach ihm ist diese Kirche entstanden, in den blühendsten Tagen reicher Wiedergeburt der Künste; die Möglichkeit solcher Schöpfung aber hat seine Hand gegeben. Barbarossa hat segnend den Baum gepflanzt, an dem dieses einzige Kunstwerk die schönste, leuchtendste Blüte bedeutet.





XI

Die ronkalischen Felder.

Deutsche Heeresversammlungen und Reichstage.

Roncaglia: Die Fahrt. — Der Ort. — Brücke über den Nure.

Die ronkalischen Felder! Bei diesem Namen ist sie plötzlich wieder da, die hohe, nüchterne, weißgetünchte Schulstube, aus deren großen Fenstern wir Sekundaner so sehnsuchtsvoll in den blauen Himmel hinausblicken. Da sind sie wieder, die harten Bänke mit ihren schwarzen, tintenbefleckten Pulten, in die schon unzählige Vorgänger die Namen ihrer ersten Lieben eingeschnitzt haben. Da ist auch das braune Katheder und auf ihm unser Geschichtsprofessor mit seinem nervösen, klugen Gesichte. Heute spricht er von den ronkalischen Feldern. Von irgend einem Kaiser, der dort eine Heerschau und einen Reichstag abgehalten hat, — vielleicht von Barbarossa und jenem Tage, dem die Neugründung von Lodi voranging. Wir meinen, die deutschen Fahnen wehen zu sehen und aus den Scharen von Kriegern und Rittern ein leises Waffenklirren zu hören. Die ronkalischen Felder! Wir verbinden keinen festen Begriff mit diesen Worten. Was hilft es, wenn uns die Stelle auf der Landkarte gezeigt wird? Aus ihren Zeichen quillt keine lebendige Anschauung her-

vor. Aber den Worten haftet doch ein unbestimmter Klang von Größe an. Die alte, versunkene Kaiserherrlichkeit lebt in ihnen fort und ersteht bei ihrem Tone für Minuten wieder. Und zugleich lockt etwas anderes in diesen Worten: Das Weite, Freie des grünenden Feldes, das offen daliegt vor der Himmelssonne, ein ersehnter Tummelplatz für losgelassene Jugend. Wir hören den Professor von den ronkalischen Feldern sprechen und werfen wieder einen der häufigen Blicke hinaus durch die Scheiben der Fenster, denken an die großen Wiesen vor der Stadt und erinnern uns mit einem Heimwehgefühl, wie wir noch vor ein paar Jahren da draußen die Drachen steigen lassen durften im Herbstwinde.

Von dieser frohen, verlangenden Jugendliebe für das Große, Weite und Freie ist immer etwas in meiner Seele wieder aufgewacht, wenn ich in späteren Jahren von den ronkalischen Feldern reden hörte. Lange bevor ich wußte, daß es irgendwo in Italien heute noch einen Ort Roncaglia gäbe. Und als ich es erfuhr, da faßte mich die Lust, auch ihn mit Augen zu sehen wie so manche andere, von deutscher Geschichte geheiligte Stätte. Nun ist es geschehen — mit Enttäuschung und Freude zugleich. Zuerst aber kam die Freude. Nicht über die Gegend freilich, durch die ich von Piacenza aus fahren mußte, um nach Roncaglia zu gelangen. Da sie zur großen, oberitalienischen Tiefebene gehört, so wußte ich im voraus, was ich von ihr zu erwarten hatte. Nur auf der Höhe des Jahres, wenn das Land hier unter den Strahlen einer mächtigen Sonne überquillt von Fruchtbarkeit, herrscht eine Schönheit besonderer Art in dem üppigen Grün dieser Landschaft. Zu allen anderen Zeiten ist sie einförmig und von geringem Reiz mit ihren immer gleichen Reihen von



Pappeln, Weiden und Maulbeerbäumen, ihren zahllosen Kanälen, Kanälchen und Wasserrinnen zur Tränkung der Pflanzen, ihren ausgebreiteten, meist viereckig begrenzten Flächen von Wiese und Saat. Aber es war Frühling, als ich nach Roncaglia fuhr! Nach langem, düsterem, deutschem Winter, nach kalten, tagelang niederprasselnden Regengüssen, die den Flüchtling aus dem Norden im gelobten Süden empfangen und erschreckt hatten, der erste italienische Frühlingstag! Ein reiner, vom Wasserdunst noch ein wenig bleicher Himmel, eine helle, mehr und mehr wärmende Sonne, eine sanft verschwimmende Ferne und eine strahlend beleuchtete Nähe. Frühling, — noch nicht jener volle, sieghafte, der jeden kahlen Zweig mit grünen Kränzen umwindet und Blüten aus tausend reichen Schalen ausschüttet über die Welt. Ein leiser, vorsichtiger Frühling im Kleinen, den das Auge suchen mußte, um sich dann doppelt seiner zu freuen. Mit feinem Farbenschimmer verriet er sich in den Zweigen der hohen Pappeln, die gleich aufgepflanzten Riesenbesen in geraden Linien dastanden mit ihren schlanken, schwarz und weiß abschattierten, meist beinahe kahlen Stämmen und ihren knospengleich zusammengeschlossenen Kronen. In ihren Reisern war ein zartes Leuchten von Braun, Rot und Gelb — von einem Gelb, das im Sonnenlichte den Glanz von mattem, altem Golde gewann. Die grüne Saat schien ihre Halme dem warmen Glanz entgegenzustrecken; von zerfaserten weißen Wolken in der Höhe fielen langsam wandernde, zerfaserte Schatten darauf nieder, und Lerchenjubel klang von oben herab. Unzählige bescheidene Blüten hatten sich eilig erschlossen, um nichts vom ersten Frühlingslichte zu verlieren; weiße, gelbe und blaue woben Teppichmuster in das Grün der Wiesen. Die blauen am

häufigsten, die man bei uns Männertreu nennt, weil sie so leicht vergehen. Ueberall ein Sichregen und Empordrängen, ein Verlangen und Genießen. Eifrige Bienen bei neuer Ernte, ein paar gelbe Schmetterlinge, die Glück bringen sollen, wenn man sie als erste des Jahres erblickt, über den jungen Blüten. Frühling, — sogar in den gekappten Stämmen der knorrigen Weiden, an denen die Schnittflächen der abgeschnittenen Zweige mit gelbem und rötlichem Schein erwachendes Leben fröhlich verrieten.

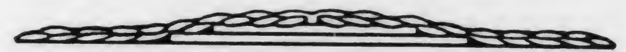
Durch diesen Verheißungstag des Frühlings ging der Weg nach Roncaglia. Eine charakterlose Landstraße gleich tausend anderen, auf der eine rauchende, rollende Dampfstrambahn an die Stelle der waffenblitzenden Züge von Rittern und Reisigen getreten ist. An ein paar verlassenen, verfallenen Befestigungen von Piacenza geht der Weg vorüber; ein großer Friedhof löst sie ab, die Ospizi civili der Stadt folgen als letzte Gebäude. Heiligenbilder schauen von ihren Wänden herab; ein absonderliches darunter, auf dem ein Hund mit einem Brot im Maule vor einem Heiligen dasitzt. Nun folgt freie Natur, offene Weite. Zur Abwechslung ein paar bescheidene Häusergruppen als kleine Stationen der Trambahn, bei denen die Namen — Fornace, Croce Grossa — das Hübschheste sind. Dann läßt mein Kutscher den Wagen halten, lädt mich mit einer Handbewegung zum Aussteigen ein und spricht ohne eine Spur von Verständnis für die historische Größe des Namens das Wort Roncaglia aus. Bei dem Anblick, der sich mir zeigt, verstehe ich seinen geringen Respekt vor dem Orte, zu dem sich ein verrückter Inglese — dafür hält er mich offenbar — ohne jeden ersichtlichen Anlaß hinausfahren läßt. Nein, die Bekanntschaft mit Roncaglia be-



lohnt nicht für den Weg. Unter allen historisch bedeutenden Orten ist mir kein einziger vorgekommen, der so bettelarm gewesen wäre an historischen Erinnerungen wie dieses kleine Roncaglia. Kein Denkmal, keine Denktafel, kein ehrwürdiges Bauwerk verkündet seinen einstigen Ruhm. Ein paar Häuser, gelb und rötlich nach italienischer Sitte bemalt, sind unregelmäßig und locker auf die beiden Seiten der Landstraße hingestreut, die Kirche mit einem angrenzenden Friedhof steht ein wenig seitwärts, gleichsam abgewandt von dem Orte, dem sie nicht ihr Portal, sondern die eine hellgelb getünchte Langseite zuwendet. Auch diese Kirche ist keine Behüterin von historischen Erinnerungen, von Denkmälern oder Denkzeichen vergangener Tage, wie es die Gotteshäuser sonst so häufig sind. Sie reicht mit ihrer nüchternen Barockfassade, mit ihrem vierseitig offenen, von einem verfallenen Halbkugelhelm gekrönten Glockenturm über das 16. Jahrhundert nicht zurück; ihre Formen beweisen das, und eine halbverwischte Inschrift über dem Haupteingang, die das Jahr 1535 und den Apostel Bartholomäus als Patron der Kirche nennt, bestätigt es. Ein paar noch viel jüngere Daten über zwei Nebeneingängen berichten von Wiederherstellungen des kleinen Gotteshauses im Laufe des letzten Jahrhunderts. Im Inneren ist es eine bescheidene Dorfkirche mit allerlei buntem, frommem Flitterputz: ein Kranz von Papierblumen umgibt ein billiges Madonnenbild über dem Altar, ein aufgehangener Baldachin schwebt oben darüber, Vorhänge vor den Fenstern geben durch ihre tiefrote Farbe dem Licht einen warmen, freundlichen Ton. Bänke, Bilder, Kerzen, ein paar Grabtafeln aus kurz erst vergangener Zeit — das ist alles. In diesen Mauern wohnt kein Echo der großen Vergangenheit.



So bin ich denn wieder hinausgegangen und habe draußen weiter nach ihr gesucht. Aber sie war auch nicht in dem kleinen, schmutzigen Barbierladen an der einzigen Straße von Roncaglia, nicht in der hellgelben Hütte, die den stolzen Titel einer königlichen Postanstalt zur Schau trug, nicht in all den anderen Schöpfungen einer ärmlichen Gegenwart. An einer Stelle nur zeigte sich mir ein Bauwerk von malerischem und ehrwürdigerem Ansehen, wenn es auch in die Tage der deutschen Kaiser kaum zurückreichte. Ganz nahe an Roncaglia geht ein bescheidener Fluß, der Nure, vorüber. Und ihn überschreitet die Landstraße auf einer alten, schönen Brücke aus Ziegelmauerwerk. Drei Bögen bilden sie, von denen der mittelste der höchste ist, und so legt sich die Straße wie ein sanft ansteigender und wieder abfallender Hügel über den Fluß. Um dieser Steigung willen ist auch die Straßenbahn der Brücke fern geblieben; auf moderner Eisenkonstruktion überschreitet sie daneben das grünliche Wasser, das ein graues Kiesbett nur zum Teil mit Heiterkeit und Leben füllt. Von der Höhe dieser Brücke aus erblickte ich das Einzige, was einen Zug von Größe in die Landschaft von Roncaglia brachte. Fern, fern im Westen dämmerte der Höhenzug des Appennin vor dem weißlichen Horizont in ahnungsvollen Schattenflächen auf, eine Verheißung der Natur von Macht und Schönheit. Ein leiser Abglanz davon fiel auch auf das öde Roncaglia, und als ich nun an die entgegengesetzte Brüstung der Brücke trat, sah ich die einfache Landschaft mit anderen Augen. Vor mir ausgebreitet, ein wenig nach links hin, lag die stolze historische Stätte der ronkalischen Felder, und beim träumenden Hinschauen auf ihr stilles Grün kam über mich das tiefe Gefühl eines großen Gegensatzes. Er kann stärker, tra-



gischer wirken als unverändert erhalten gebliebene Vergangenheit. Ein die Jahrhunderte überdauerndes Denkmal von Menschenhand hat auch im Verfall noch immer einen Zug von Leben und Frische. Wo aber gar nichts von Menschenwerk übrig geblieben ist, wo an der Stätte von großen Ereignissen die grünende Erde triumphiert über die Spuren ihrer Bewohner, deren Füße kommen und gehen und keinen Eindruck zurücklassen, da lauert die große Tragik der Vergänglichkeit. Auf der Brücke dort packte sie mein Herz, — und ich bereute nicht mehr, nach Roncaglia gefahren zu sein.

Ja, diese grünenden, von Baumreihen und Hecken durchschnittenen Flächen waren die ronkalischen Felder. Den höchsten Glanz irdischer Majestät haben sie wieder und wieder geschaut, seit es für die deutschen Herrscher vom elften Jahrhundert an Sitte geworden war, hier große Heerschau und wichtige Reichstage zu halten, wenn sie die Fluren Italiens, von kühnen Plänen und stolzen Hoffnungen erfüllt, betreten hatten. Dann machten sie Halt an dieser Stelle, die vom Po und vom Nure zusammen gleich einer Art Wasserburg auf drei Seiten umschlossen wird. Gleich nachdem er an Piacenza vorbeigeströmt ist, wendet sich der Po von seiner Hauptrichtung ab, die vom Westen zum Osten geht, und fließt in energischer Krümmung nach Norden, um nach ansehnlichem Lauf sich zu besinnen und vorerst ebenso energisch nach Süden zurück, dann erst wieder östlich zu strömen. So umschließt er mit gewaltiger Schleife eine weitgedehnte Fläche; wo er aber den Lauf nach Osten hin wieder aufnimmt, mündet in ihn der vom Süden kommende kleinere Nure, der jenes Gebiet als ein zweiter Beschützer mit ihm zusammen umfängt. So fanden hier die deutschen Heerführer nahe

bei einer größeren Stadt einen auf drei Seiten vom Wasser umgebenen Platz, der sich für ein festes Lager vortrefflich eignete. Mehrere Jahrhunderte lang hat er für die Truppenmusterungen gedient; wichtige Reichstage und gesetzgebende Versammlungen knüpften sich an das kriegerische Schauspiel, und bestimmte, feierliche Bräuche verliehen dem Ort eine besondere Weihe. An einem hohen Pfahle wurde hier inmitten des Lagers der königliche Schild befestigt, und ein Herold forderte die oberen, unmittelbaren Lehnsträger auf, in der nächsten Nacht bei dem Könige Wache zu halten, wie es Recht und Sitte gebiete. Die also Aufgerufenen aber gaben die an sie gerichtete Forderung wieder weiter an die unteren Lehnsträger, und wer diesen feierlichen, zweimal wiederholten Auftrag leichtfertig oder böswillig mißachtete, wurde mit dem Tode bestraft. Alles war darauf berechnet, die Person des Herrschers hier mit höchstem Glanze zu umgeben und im Besitze der höchsten Macht erscheinen zu lassen. Er selbst aber waltete seines Amtes auf den ronkalischen Feldern nicht nur als Heerführer, sondern auch als ein Friedensstifter und Richter im Streit, wobei die Vertretungen italienischer Städte häufig klagend und hilfesuchend auftraten. So gab es unter Friedrich Barbarossa im Herbste des Jahres 1154 hier einen großen Reichstag, auf dem Bürger von Lodi, Como und Pavia gegen das mächtige, herrschsüchtige Mailand klagend ihre Stimmen erhoben. Auch Mailands Abgeordnete waren erschienen, um ihre Stadt gegen solche Vorwürfe zu verteidigen; aber sie bekundeten zugleich ihren bösen Geist, indem sie den König mit einem Angebote von viertausend Mark zu bestechen versuchten, daß er Mailands Herrschaft über Lodi und Como bestätigen sollte. In strenger Majestät



richtete und entschied Friedrich Barbarossa in diesen Klagen und Streitigkeiten, das eigene Ansehen auch durch Todesurteile wahrend. Eine strenge und heilige Pflicht sollte die Teilnahme an der vom Herrscher ausgeschriebenen Heerfahrt sein, und gerade auf diesem Reichstage des Jahres 1154 fällte Barbarossa das Todesurteil über verschiedene Laien, die sich ihr entzogen hatten. Die Bischöfe Ulrich von Halberstadt und Hartwich von Bremen traf der gleiche blutige Spruch, und nur ihre geistliche Würde schützte sie vor dem Aeußersten. Doch verloren sie den Besitz ihrer weltlichen Güter auf Lebenszeit.

Von allen Reichstagen, die bei Roncaglia gehalten wurden, ist keiner bekannter und berühmter geworden als der, den Kaiser Friedrich I. bei seinem zweiten Zuge nach Italien 1158 hierher berief. Ein großes Lager, das einer eilig aufgebauten, ausgedehnten Stadt glich, dehnte sich über die grünen Flächen aus. Eine Hauptstraße führte vom einen Eingang zum anderen hindurch, doch teilte der Po das Ganze in zwei einander ähnliche Hauptteile. Die Deutschen waren auf der einen Seite des Flusses gelagert, die Truppen italienischer Herkunft auf der anderen. Eine Brücke — vermutlich eine Schiffsbrücke, ähnlich der noch heute bei Piacenza über den Strom führenden, — verband beide Ufer. In der Mitte des Lagers erhob sich Barbarossas prachtvolles Gezelt, „einem Tempel nicht unähnlich", wie es in einem Berichte heißt. Fernab von diesem glänzenden Mittelpunkte des Lagers befand sich eine Art Vorstadt für den üblichen Troß eines großen Heeres, für das fahrende Volk, für die Gaukler und Spaßmacher, dann auch für die Handelsleute, die Verdienst bei den Soldaten suchten.

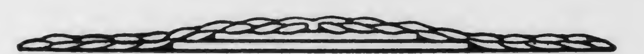
Der Kaiser in Person eröffnete von einer erhabenen

Stelle aus den Reichstag mit einer feierlichen Rede, in der eine Reform des bestehenden Rechtes als die Aufgabe dieser großen Versammlung dargelegt wurde. „Ich ziehe," sagte der Herrscher, „eine Regierung, wo einem jeden sein Recht und seine Freiheit unangetastet verbleibt, bei weitem einer solchen vor, wo sich der König ungestraft alles erlauben darf und dadurch seinen erhabenen Beruf in eine willkürliche Tyrannei verwandelt." Er betonte, das bürgerliche Recht sei trefflich ausgebildet, das öffentliche dagegen zeige sich verdunkelt und bedürfe einer neuen Feststellung. Man müsse hier gemeinsam prüfen, was ehrbar, gerecht, möglich, nötig, nützlich, dem Ort und der Zeit angemessen sei. Vier der berühmtesten Rechtsgelehrten ihrer Zeit waren berufen worden und wurden an die Spitze derer gestellt, die das öffentliche Recht neu regeln sollten. Es waren Bulganus, Martinus Josias, Jakobus Hugolinus und Hugo de Porta Ravennate, sämtlich Italiener und von der Hochschule zu Bologna. Gemeinsam mit achtundzwanzig Beiräten aus vierzehn lombardischen Städten schufen sie die neuen, von Barbarossa gewollten Gesetze, die dann von allen Fürsten, Prälaten, Grafen, Aebten, städtischen Abgeordneten usw. feierlich beschworen wurden und als „die ronkalischen Beschlüsse" lange Zeit hindurch eine große Rolle gespielt haben. Ihr Hauptzweck war die Neuordnung der Rechtspflege im Sinne des Feudalsystems, und sie gaben den Hoheitsrechten des Kaisers eine festere Grundlage, indem ausdrücklich verkündet wurde, daß in dem römischen Reiche deutscher Nation das römische Imperium sich ohne weiteres fortsetze. Die Rechtsgelehrten, die solchen Spruch fällten, sind von ihren Landsleuten vielfach als Feinde ihres Vaterlandes angegriffen worden, für den Kaiser aber

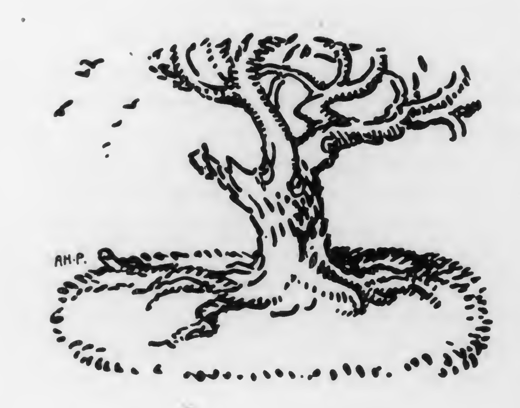


bedeuteten die ronkalischen Beschlüsse eine mächtige Waffe, namentlich in dem großen Kampfe mit dem Papst um die Mathildischen Güter, die Barbarossa dem Herzog Welf von Bayern, einem Neffen vom zweiten Gemahl der Markgräfin Mathilde, als Lehn gegeben hatte und die er später dem welfischen Hause abkaufte. Ein großer, neuer Glanz umgab seit jenem Reichstage von Roncaglia des Herrschers Haupt, aber auch eine neue, furchtbare Gefahr wurde dort für ihn und seine Nachfolger heraufbeschworen. Indem alle Rechte, die den römischen Imperatoren zugestanden hatten, durch feierlichen Beschluß auf den römischen Kaiser deutscher Nation übertragen wurden, verwandelte sich für die aufblühenden städtischen Gemeinschaften der Helfer und Richter in einen gefürchteten Oberherrn und Unterdrücker. Eine der Städte — Lodi — hatte ihn herbeigerufen, aber wenn sie damit für sich selbst auch augenblicklich eine Auferstehung aus Trümmern und Asche herbeigeführt hatte, so fühlte sie bald gleich allen anderen den Druck bisher noch kaum empfundener Ketten. Dieser Druck, diese gemeinsame Not aber weckte gemeinsames Empfinden; das italienische Nationalgefühl erstarkte unter ihm und erzeugte den Zusammenschluß der durch die gleichen Interessen Verbundenen. Auf Umwegen führte so der berühmte Reichstag des Jahres 1158 zur Gründung des großen lombardischen Städtebundes, an dem Barbarossa's Macht bei Legnano scheitern sollte.

Jenes Reichstages und mancher anderen seiner Art gedenkend, sah ich lange hin auf das grüne Gefilde, das im Sonnenscheine so still und friedlich vor mir dalag. Heute hält hier kein deutscher Herrscher mehr seine Heeresversammlung ab, heute läßt er hier keine neuen Gesetze



verkünden; eine friedliche Waffenbrüderschaft nur verbindet Italien mit Deutschland. Aber an die Stelle der kriegerischen Eroberungsfahrten ist ein Eroberungszug anderer Art getreten. Das erfuhr ich aus unmittelbarster Anschauung dort auf der Brücke über den Nure. Ein Pfiff, ein Rollen, — ein Zug der Dampftrambahn glitt auf der Eisenbahnbrücke unter mir vorüber. Auf der Maschine aber las ich den Namen einer Fabrik in Kassel. So kämpfen wir in dem neuen, unblutigen Wettkampfe moderner Industrie mit unseren Freunden im Süden.





XII

Legnano. — Cortenuova. — Rom.

Niederlage und Sieg der Hohenstaufen.

Legnano: Siegesdenkmal. — Hauptkirche. — Friedhof. — Cortenuova: Ort und Kirche. — Rom: Tabularium.

Legnano und Cortenuova, — die größte Niederlage und der größte Sieg der Hohenstaufen in ihren Kämpfen mit der Lombardei. Kaiser Friedrich Barbarossa der Ueberwundene von Legnano, Kaiser Friedrich II. der Sieger von Cortenuova. Für Italien aber bedeutet Legnano mehr als einen einzelnen Sieg. Eine erste Kraftprobe nationaler Einheit wurde an jenem Tage von den verbündeten lombardischen Städten abgelegt und mit ihr die Bürgschaft für eine hoffnungsvolle Zukunft geschaffen. Legnano heißt für den Italiener gesammelte Stärke, vereinter Widerstand, Unterordnung unter den nationalen Gedanken. In dem zerrissenen, zerspaltenen, aus tausend Wunden blutenden Lande wurde jener Tag zu einer Quelle neuer Kraft. Er gab den Beweis, daß Einigkeit stark macht, und darum ist er nach Jahrhunderten bis heute unvergessen geblieben, wird als der Tag verherrlicht, an dem die „schönste, heiligste, denkwürdigste" aller italienischen Schlachten geschlagen wurde. Für uns erscheint er in trüberem Lichte, wir können aber unparteiisch den Stolz der Italiener auf ihn verstehen. Ruhen doch auch die Wurzeln unserer Macht in demselben Grunde, aus dem damals am 29. Mai des Jahres 1176 der Sieg unserer Gegner keimte. Einigkeit, Opfermut und Vaterlandsliebe hatten den Boden fruchtbar gemacht. Ihre Mutter aber war gemeinsame Not gewesen. Die Zerstörung Mailands im Jahre 1162 hatte den lombardischen Städten gezeigt, mit welcher bis zur Grausamkeit gesteigerten Energie Barbarossa sein Ziel verfolgte. Viele der erstarkenden Kommunen, an sich eine neue Macht im politischen Leben Italiens, hatten sich gegen den Kaiser aneinandergeschlossen. In feierlicher Zusammenkunft hatten sie den lombardischen Städtebund gegründet. Statt eines Gegners fand Barbarossa nun deren zwei: den Papst und den Bund. Alessandria hatte ihm trotzen können, Mailand war wieder auferstanden aus Trümmern und Asche. Deutschland verweigerte nachdrückliche und ausreichende Hilfe, Heinrich der Löwe versagte dem Kaiser seine Gefolgschaft.

So fand ihn der Tag von Legnano. Zwischen dieser Stadt und dem Ticino hatten die Mailänder, zu denen die Bürger von Piacenza, Verona, Brescia, Novara, Vercelli und anderen Orten gestoßen waren, ihr Lager aufgeschlagen. Gern hätte Barbarossa die Schlacht vermieden; aber Lombarden, die auf Kundschaft ausgeschickt worden waren, gerieten in ein Gefecht mit einer deutschen Abteilung, und ihr mußte das ganze kaiserliche Heer zu Hilfe kommen. So wurde aus dem Gefechte die Entscheidungsschlacht. Zuerst neigte sich der Sieg auf die Seite der Kaiserlichen, aber die von wütendem Rachedurst ganz erfüllten Mailänder entrissen ihn den scheinbar



Triumphierenden wieder. Zwei furchtbare Reiterabteilungen hatten sich bei ihnen gebildet aus Männern voll Todesverachtung. Da war die Kompagnie des Carroccio, des Fahnenwagens, den sie mit ihrem Leben zu verteidigen geschworen hatte; da war die Kompagnie des Todes, die das Gelübde abgelegt hatte, zu siegen oder zu sterben. Die stürzten sich nun in rasender Wut auf den Feind, warfen die kaiserliche Standarte nieder, machten jeden Widerstand vergeblich und eroberten das kaiserliche Lager mit all seinen Schätzen. Barbarossa selbst, vom Pferde geglitten und in der Menge verschwunden, galt für gefallen. Vom Blute gefärbt, mit Leichen beladen, wälzte der Ticino seine Fluten dahin.

Die Schlacht von Legnano war eine Frühlingsschlacht. Im Mai wurde sie geschlagen und bedeutete den Frühling Italiens. Mich aber führte ein heller Novembernachmittag zu ihrer Stätte. Aus der weiten Fläche, die ich von Mailand aus nach Nordwesten hin durchfuhr, erhoben sich einzelne Pappeln im herbstlichen Farbenglanze wie gelbleuchtende Fackeln, die für das Leichenbegängnis der Natur angezündet worden waren. An den Maulbeerbäumen, deren lange, sich kreuzende Reihen fruchtbare Rechtecke einschlossen, mischte sich als ein erlöschendes Zeugnis vergangenen Lebens noch erkennbares Grün in das herbstliche Gelb. Kleine Wasserflächen zu den Seiten der Bahn hielten der sterbenden Natur einen matten Spiegel vor, in dem das farbige Bild sich in wehmütig verschwimmenden Tönen abmalte. Ueberall war jene melancholische Buntheit, in die der Tod hineinklingt.

Mit einer Botschaft von ihm empfing auch Legnano mich. So gehörte sich's vielleicht für einen Ort, wo so viel Blut geflossen ist. Jedenfalls war ein großer Friedhof

das erste, was ich erblickte, und er war scheinbar kriegerisch gerüstet. Er drohte mit einem seltsam festungsähnlichen Eingang, den zwei zinnenbewehrte Türme bewachten. Der Ort höchsten Friedens schien hier noch vom Kriege zu sprechen. Bei der Stadt selbst aber veränderte sich das Bild. Legnano liegt im mailänder Industriebezirk und ist einer seiner tätig schaffenden Orte. Den Bahnhof umlagern und umschließen Fabriken mit hohen, glatten Mauern, mit hohen, glatten Schornsteinen und mit glatten, vorhanglosen Fenstern. Brausend, stampfend, fauchend begrüßen diese Fabriken den Ankommenden. Es ist ein Stückchen ganz moderner Welt, in das er sich versetzt sieht. Aber dann kommt eine Ueberraschung. Nur ein paar hundert Schritte vom Bahnhof, noch vor der eigentlichen Stadt erhebt sich eins der merkwürdigsten und beredtesten Denkmäler, die ich kenne. Aus einem freien, achteckigen Platze, den Gartenmauern mit herüberschauendem Grün oder niedrige, bescheidene Häuser einschließen, wächst es mit beherrschender Kraft empor. Ein von allen Seiten her gleichmäßig ansteigender, gepflasterter Hügel bildet die Mitte des Platzes. Von einem schweren, mit Wappen und Waffen gezierten, schmiedeeisernen Gitter umschlossen, baut sich auf dieser Erhöhung eine mit Ziegeln gepflasterte, breite, flache und abgestumpfte Pyramide auf, die nun erst das eigentliche Denkmal trägt. Die Hügelform kehrt aber auch bei ihm noch einmal wieder. Ueber einem niedrigen Sockel wölbt sich naturalistisch ein Hügel auf als Grundlage für den großen, grauen, polierten Granitwürfel, auf dem die Hauptfigur des Ganzen steht. Das ist ein Ritter mit Kettenpanzer und -helm und einem großen, länglichen Schild in der linken, gesenkten Hand. Um so straffer, leidenschaftlicher ist seine Rechte mit ge-



zücktem Schwert erhoben, und wie dieser Kämpe dasteht, seinen rechten Fuß auf einen Stein gestemmt, ist er ein lebendiges, vielleicht ein wenig theatralisches, aber ungeheuer ausdrucksvolles Bild gesammelter, drohender Leidenschaft und Kraft. Doppelt ausdrucksvoll, weil er auf keiner Seite einen irdischen Hintergrund findet. Er steht so hoch zu seiner niedrigen Umgebung, daß er sich immer nur vor der freien Luft abzeichnet. Ob Wolken den Himmel verhüllen, ob er in reiner Sommerbläue strahlt, ob er sich nächtlich schwarz mit funkelnden Sternen wölbt, immer scheint sich das Schwert dieses Ritters in ihn hineinzubohren. Er ist der verkörperte Kampfes- und Rachedrang der lombardischen Städte.

Der übrige Figurenschmuck verschwindet gegenüber dieser sprechenden, bewegten Gestalt. Auf der einen Seite des oberen Würfels erblickt man den von Ochsen gezogenen Carroccio mit der kreuzgeschmückten Fahne, wie er sich langsam den Hügel hinunter bewegt, eine geisterähnliche Reitergestalt hält neben ihm. Auf der entgegengesetzten Fläche zeigt sich eine Szene aus der Schlacht; zu einem Verwundeten beugt sich ein anderer Krieger hinab. Die nach dem Stadteingang zugekehrte Seite des Würfels trägt über darunter liegenden Palmenzweigen die Namen von zweimal zwölf Städten des lombardischen Bundes, dazwischen die Inschrift: „Wo am 29. Mai 1176 der Bund von wenigen Städten die communale Freiheit an der Majestät des Kaiserreichs rächte, da errichtete Italien dies Denkmal zu ewigem Gedächtnis am 29. Juni 1900." Ueber siebenhundert Jahre sind vergangen zwischen dem Tage der Schlacht und der Aufstellung dieses Denkmals! Es gibt keinen besseren Beweis dafür, wie mächtig jener Sieg in den Seelen der Italiener nachgewirkt hat.

Der Ort Legnano, über den ein paar Kirchtürme und viele schlanke Fabrikschornsteine hinauswuchsen, zeigte mir nur geringe Reize: Die Häuser niedrig, vielfach einstöckig, die Straßen holperig, zum Teil unsauber. Aber in ihnen rührte sich gewerbliches Leben, auf dem Hauptplatze war ein Jahrmarkt, auf dem Pflaster lagen ausgebreitete Waren. An diesem Platze fand ich die Hauptkirche der Stadt, nach ihrer Inschrift dem Divo Magno Patrono gewidmet. Die unfertig aussehende Renaissanceziegelfassade ließ das Innere nicht ahnen. Dem Eintretenden aber enthüllte sich ein edler Kuppelbau im Stil des Bramante mit schöner, mystischer Wirkung des Lichtes, das durch runde, farbig verglaste oder gelb verhangene Fenster in gedämpften Tönen hereinkam. Um so mehr gedämpft, weil schon die frühe Dämmerung des Novembertages nahte und hier im schwach beleuchteten Gebäude bereits aus allen Winkeln hervorkroch. So konnte mein Blick die liebliche Hüterin des Heiligtums, eine sanfte Madonna von Luini, die über dem Hauptaltar thronte, nur noch in verschwimmenden Umrissen erkennen. Ein paar Kerzen in der Taufkapelle links vom Eingang versuchten vergeblich, die wachsende Dämmerung zu stören. Eine Taufe war eben vorüber, das Kind wurde hinausgetragen. Das junge Leben verließ die Kirche, der Tod blieb in ihr zurück. Denn in ihrer Mitte stand ein hoher, schwarz umhangener Katafalk, und mir schien es, als wenn von diesem düsteren Prunkstück aus das Dunkel in den Raum hinanstiege wie ein wachsendes Meer. Es war ein symbolischer Sieg des Todes über das Leben, und so füllte sich die Hauptkirche Legnanos mehr und mehr mit jener Stimmung, die der durch Blutvergießen berühmte Name des Ortes in der Seele geweckt hatte.



Als ich dann zum Bahnhof zurückschlenderte, war der Tag auch hier außen bereits im Sterben. Gleich einer großen, blaßrötlichen Scheibe versank die Sonne vor mir in matterhellter Ferne sanft in herbstliche Nebel, gerade hinter dem Denkmal, das an die Schlacht von Legnano gemahnte. Den Ritter mit seinem erhobenen Schwert umlohte die ferne Scheibe wie mit einem erlöschenden Heiligenschein und ließ ihn gleich einer abendlichen Erscheinung über der Erde schweben. Dann aber besiegten andere Flammen die weichende himmlische Helle. Aus den Fabriken brachen Ströme von elektrischem Licht hervor, funkensprühend sausten elektrische Züge auf der Bahn vorüber. Und nun taten sich die Tore der Fabriken auf, und in langen Zügen schritten Arbeiter und Arbeiterinnen über die Straßen. Wo die Heere des Mittelalters gekämpft hatten, da dröhnte der Boden unter den Füßen dieser neuen Heere.

Die Schlacht von Legnano war eine Frühlingsschlacht, und ich sah es im Herbste; die von Cortenuova war eine Herbstschlacht, und ich sah es im Frühling. Im zagenden, ersten, dem Winter noch nahe verwandten Frühling. Von der Station Romano aus, die zwischen Brescia und Mailand liegt und mit dem grauen, dem Bahnhof nahen Kastell das Mittelalter lebendig werden läßt, ging die Fahrt nach Nordosten, etwa fünf Kilometer weit. Cortenuova ist ein so stiller, kleiner, wenig bekannter Ort, daß es mich Mühe gekostet hatte, herauszufinden, wo er überhaupt lag. Nun aber sah ich ihn vor mir. Zwischen immergrünen Bäumen ragte ein Kirchengiebel hoch, figurengeschmückt empor und blickte weithin über das flache Land. Jene Bäume zeigten so ziemlich das einzige Grün ringsum. Auf der Schattenseite lag noch an den Graben-

rainen der langsam tauende Schnee, keine Blume wagte sich hervor, und nur in den Zweigen der Weiden webte ein leiser, verheißungsvoller grüner Schein. Hinter einem weißlich-blauen Schleier standen im Norden, halb nur erkennbar, die zur Kette gereihten Felsen der Alpen. Ihre Gipfel trugen den vollen Schneebelag des Winters; einige von den Bergen sahen aus wie große, graue Sarkophage, die mit Leichentüchern bedeckt waren. Von solchem Hintergrunde hob sich im Frühlingslichte Cortenuova ab, wo einundsechzig Jahre nach Legnano die zweite der großen Entscheidungsschlachten zwischen Hohenstaufen und Lombarden geschlagen wurde.

Der Ort selbst begrüßte mich freundlich mit einem grünen, kleinen, wohlgepflegten Park, der mit dem Sommersitz eines Bergamasker Grafen zugleich jene Bäume umschloß, die mein Auge von weitem erfreut hatten. An einer Ecke des Parkes erhob sich eine kleine Kapelle und bezeugte die kirchliche Gesinnung von Cortenuova, die durch eine zweite, größere Kapelle im Orte selbst bald abermals bestätigt wurde. Sie ist der unbefleckten Jungfrau gewidmet, doch zeigten sich die Bilder anderer Heiligen neben dem ihren. Sankt Rochus wurde durch eine Inschrift um seine Fürsprache gebeten, und über dem Reiterbildnis eines namenlosen Ritters in blauer Rüstung und mit roter Fahne waren die Worte zu lesen: „Ab omni bello defende nos, — Beschütze uns vor allem Krieg!" Wahrscheinlich waren ganz andere Kämpfe gemeint als die Hohenstaufenschlachten; denn die Kapelle war im Jahr 1855 erst errichtet worden. Aber doch machte dieser Hilferuf gegen den Krieg an der Stätte der großen, weltgeschichtlichen Schlacht einen besonderen Eindruck, und vielleicht hat jenes blutige Schauspiel die Bürger von Corte-



nuova noch für viele Jahrhunderte mit einem tiefen Grauen vor den Schrecken des Krieges erfüllt. Dies kurze Stoßgebet an der Kapellenwand war aber auch im ganzen Orte das einzige, was irgendwie auf den blutigen Tag von Cortenuova zu deuten war. Ich habe nichts weiter entdeckt, was an ihn erinnern konnte, und der Geistliche, der mir vielleicht Auskunft gegeben hätte, war über Land gefahren. So besah ich mir nur die hohe, für den Ort außerordentlich reiche Kirchenfassade in antikisierendem Stil, die Figur des Schutzpatrons, der oben auf dem Giebel zwischen zwei posaunenblasenden Engeln stand, und eine schöne, neuere Grabkapelle der Grafen Colleoni auf dem Friedhof, den eine geschmackvolle Mauer mit gotischen, vergitterten Oeffnungen umgibt. Auch die Bauart von manchen alten Häusern im Orte war merkwürdig. Mit ihren wechselnden, horizontalen Streifen von flachen Ziegeln und schräggestellten, länglich-runden Kieseln erinnerte sie ein wenig an das opus reticulatum römischer Bauten und gab den Häusern einen sehr altertümlichen Charakter. Das war aber auch alles, was Cortenuova mir an Sehenswürdigkeiten zu bieten hatte.

Daß kein Denkmal dort von der großen Schlacht erzählte, war nur natürlich. Pflegen doch die Besiegten an der Stätte der Niederlage keine Denkmäler zu errichten. Und eine furchtbare Niederlage bedeutete dieser Tag für die Lombarden. Von vornherein war die Lage hier umgekehrt wie bei Legnano. Kaiser Friedrich II., Barbarossas Enkel, wünschte den entscheidenden Kampf, die Verbündeten suchten ihm auszuweichen. Für den Kaiser handelte sich's darum, einem unsicheren Zustand ein Ende zu machen, den sein Kanzler Peter von Vinea mit den Worten gekennzeichnet hat: „Unser Schifflein treibt zwischen Scylla

und Charybdis, zwischen den Listen der Kardinäle und der Lombarden." Wenigstens nach einer Seite hin sich frei zu machen, war des Kaisers Wunsch. Dazu bot sich ihm Gelegenheit im November des Jahres 1237. Von bösem Herbstwetter müde, waren die Lombarden gleich den Kaiserlichen auf dem Weg in die Winterquartiere. Sie hatten in der Nähe des Flusses Oglio ein festes Lager bezogen und beobachteten von hier die Bewegungen der Gegner. Das falsche Gerücht vom Abmarsch der Kaiserlichen verlockte sie, das Lager zu verlassen, um sich dann am Morgen des 27. November plötzlich rings von Feinden umzingelt zu sehen. In der Gegend von Cortenuova stießen die beiden Heere aufeinander, von denen jedes wohl 16—20 000 Mann zählte. Bis zum frühen Spätherbstabend wurde unter gewaltigen Regengüssen gekämpft. Zuerst hielten die Lombarden tapfer Stand und brachten sogar die Sarazenenabteilung des kaiserlichen Heeres ins Weichen. Dann aber drang der Kaiser, begleitet von seinem ritterlichen Sohn Enzio, von dem furchtbaren Ezzelino da Romano und anderen Edlen, mit sieghafter Gewalt vor. Bald flohen die meisten der Feinde, nur die kleine Schar der Forti, der Starken, Schrecklichen, die den Fahnenwagen beschützten, leistete noch todesmutigen Widerstand. Auch die hereinbrechende Nacht fand sie unbesiegt. Im tiefen Dunkel versuchten sie, wenigstens den Fahnenwagen, das heilige Feldzeichen, zu retten. Aber unbeweglich stand er, tief in den aufgeweichten Boden versunken. Da zerschlugen sie den Wagen, den sie nicht mit sich führen konnten. Seine Trümmer, das goldene Kreuz von der Spitze des auf ihm errichteten Mastbaumes, das ganze Lager und sämtliches Kriegszeug fiel den Kaiserlichen in die Hände. Tausende von erschlagenen Lombarden



bedeckten das Schlachtfeld von Cortenuova, Tausende wurden gefangen.

Den Fahnenwagen aber, die stolzeste Beute, das Palladium der besiegten Städte, ließ Kaiser Friedrich wieder zusammensetzen und ließ ihn bei seinem Einzug in das Winterquartier Cremona, von einem weißen Elefanten gezogen, im Triumph aufführen, wobei der gefangene Podestà von Mailand, Pietro Tiepolo, mit Ketten an den Mastbaum gefesselt war. Dann ließ Friedrich den Carroccio „als Zeichen seiner Huld für die Stadt, die er ehren wollte", nach Rom bringen. Auf dem Kapitol wurde nun in einem mittleren Hofe, der das claustrum Camellariae hieß, der Fahnenwagen aufgestellt, und Friedrich ließ auf das von antiken Säulen getragene Marmorgebälk des Unterbaues eine Inschrift in lateinischen Versen eingraben. Solange die Hohenstaufen herrschten, erzählte dieses Denkzeichen dort von ihrer Macht. Ihr Sturz bedeutete auch den seinen. Es wurde niedergerissen, zerstört. Für Jahrhunderte blieben seine Trümmer verloren; im Jahre 1727 erst fand man das Marmorgebälk mit seinen Versen wieder auf. Als kümmerlichen, versteckten Rest jenes Denkmals kann man es heute noch im Tabularium auf dem kapitolinischen Hügel betrachten. Wer aus den uralten Gewölben des ehrwürdigen römischen Staatsarchivs zum kapitolinischen Turme mit seinem einzig schönen Ausblick auf das alte und neue Rom hinansteigt, gelangt beim ersten Treppenabsatz in einen von trübem Halbdunkel erfüllten Raum. Durch eine Oeffnung in der Decke nur kommt spärliches Licht herab und leiht einigen antiken und mittelalterlichen Denkmälern, die hier gesammelt sind, ein halbes, gespensterhaftes Leben. Unter den Gebälkstücken, Säulenstumpfen, Inschriften findet

sich auch der gebliebene Rest vom Fahnenwagendenkmal Kaiser Friedrichs II. Es ist ein langer, in die Wand eingemauerter Marmorstreifen, den oben ein einfaches Gesims verziert. Schaut man lange darauf hin, dann werden Schriftzeichen im Dämmerlichte lebendig, und mühsam entziffert man wenigstens einen Teil der auf drei sehr lange Zeilen ohne Kennzeichnung der einzelnen Verse verteilten Inschrift. Ihr stolzes Rühmen kriegerischer Triumphe ist nun zum leisen, kaum vernehmlichen Flüstern geworden. Verborgen, mißachtet, führt sie hier im düsteren Winkel ein klägliches Dasein. Ich muß gestehen, daß mir das widerwillig bewahrte, sorgsam versteckte deutsche Siegeszeichen in Rom einen weit wehmütigeren Eindruck hinterlassen hat, als das offen im Tageslichte dastehende Siegesdenkmal der Italiener zu Legnano. In ihm wohnen Kraft und Hoffnung, wenn auch die Hoffnung eines fremden Volkes. Unter dem finsteren Gewölbe des Tabulariums aber hausen betrübte Geister, die von vergeblichem Ringen, von gescheiterten Plänen, von unnütz vergossenem Blute zu uns Deutschen reden und raunen.





XIII

Venedig.

Pippin und Barbarossa.

Venedig: Kanal Orfano. — Gemälde im Dogenpalast. — Klöster della Carità und San Nicolo del Lido. — Fondaco dei Tedeschi.

Wir kamen von dem armenischen Kloster auf dem kleinen Eiland San Lazzaro zurück, und unsere schwarze Gondel schwamm, durch Tritt und Ruderschlag des Gondoliere stoßweise gleichmäßig bewegt, über das Wasser der Lagune von Venedig. San Lazzaro mit seinen Zypressen, seinen breit hingelagerten Klostergebäuden, seinem schlanken, zwiebelgekrönten Kirchturme war hinter uns geblieben, eine andere bescheidene Insel wuchs rechts von uns aus den Wassern empor, zur Linken aber zeigte sich die wohlbekannte Silhouette von San Giorgio Maggiore. Dunkel und scharf stand sie vor dem leuchtenden Abendhimmel, über den die scheidende Sonne vor ihrem Sinken einmal noch allen Glanz ausgeschüttet hatte. Die venetianischen Alpen waren sichtbar geworden in dieser Beleuchtung und als dunkelblauer, duftiger, zackiger Wall zogen sie sich am Horizont entlang, — ein stolzer Hintergrund für Venedigs Paläste, für die Kuppeln von San Marco. Die Lichter der Stadt blitzten am Ufer schon auf, aber

sie kämpften vorerst noch einen ohnmächtigen Kampf mit den Wundergluten des Himmels, die vom Wasser aufgenommen und in spielender Bewegung zugleich wiederholt und verändert wurden. Zu nachtschwarzen Flächen, die wie flüssiges Glas dahinzuströmen schienen, gesellten sich blaulodernde Streifen; gelbe und goldene Wellen glitten feierlich darüber hin, und nahe bei der Gondel wogte langsam eine tief-braunrote Flut in großen Atemzügen auf und nieder, als wenn wir eben durch einen See von Blut hindurchführen.

Merkwürdig ergriff mich diese Farbe gerade an diesem Platze. Denn ich gedachte des Namens, der an ihm haftet, an dieser Wasserstraße zwischen der kleinen Insel San Servolo und San Giorgio Maggiore. Man heißt sie den Kanal Orfano, den Waisenkanal, weil er eines Tages rot gewesen sein soll von wirklichem, hier vergossenem Menschenblute. Vom Blut unzähliger fränkischer und sächsischer Krieger, deren Kinder an jenem Tage zu Waisen wurden. Im Jahr 810 war das, in den Tagen Pippins, der als ein Sohn von Karl dem Großen eigentlich Karlmann hieß und König von Italien wurde; bei seiner Krönung in Rom wandelte man auch seinen Namen. Es ist interessant, wie sich an die halb geschichtlichen, halb sagenhaften Taten dieses Sohnes von unserm großen Kaiser der Ursprung des eigentlichen, heutigen Venedigs knüpft.

Vertriebene Bewohner des festen Landes hatten sich aus zerstörten Wohnsitzen geflüchtet und sich auf einzelnen Inseln hier festgesetzt. Jedoch immer aufs neue waren sie wieder bedrängt und weiter getrieben worden. Zuletzt hatten sich Matemauco oder Malamocco zum Regierungssitz ihrer jungen Republik gemacht, aber nicht den so ge-



nannten Ort auf dem Lido von heute. Das ist schon ein Kind von dem alten Malamocco, das auf einer kleinen, besonderen Insel lag. Zu Anfang des 12. Jahrhunderts ist es durch furchtbare Stürme und Erdbeben zerstört worden; das Meer ist über die Insel hinweggegangen, und man weiß heute nicht mehr, wo dies Malamocco gestanden hat. Aber damals war es der wichtigste Ort auf den Inseln hier, — damit natürlich auch der erste Angriffspunkt für Pippin, der vergeblich um ein Bündnis mit den Bewohnern des Inselreiches geworben hatte. Bei seinem Herankommen mit einer starken Flotte beschlossen die Bedrohten, das alte Malamocco aufzugeben und sich auf den Inseln von Rivo alto oder Rialto zu verteidigen, die auch bereits bewohnt, aber bis dahin von geringerer Bedeutung waren. So fand Pippin, der Chioggia und Pellestrina zerstört hatte, Malamocco verlassen; er nahm es ohne Widerstand ein. Dann ließ er, wie man sagt, einen großen Damm aus Faschinen und Steinen erbauen, um so den Schiffen einen festen Weg zu gesellen und mit auf ihm nach den rialtinischen Inseln hinüber zu gelangen. Die Rosse der Franken aber sollen sich gefürchtet haben auf dem unsicheren Boden, sollen gestrauchelt und gestürzt und zum Teil ins Wasser gefallen sein. Das war für die Geflüchteten der geeignete Augenblick, mit ihren Schiffen heranzukommen und aus der Verwirrung des fränkischen Heeres Nutzen zu ziehen. Eine List ihres Anführers, eines Bürgers von Heraclea namens Viktor, soll dann diese Verwirrung noch ins Ungemessene gesteigert und einen großen Sieg herbeigeführt haben. Viktor hat, wie es heißt, auf Grund seiner Kenntnisse der Meeresverhältnisse die Schiffe der Franken vor dem Eintreten der Ebbe in seichtes Wasser gelockt, wo sie dann beim



Sinken der Flut auf den Sand gesetzt und unbeweglich gemacht wurden, während sich die Schiffe der Gegner mit geringerem Tiefgang ihre Bewegungsfähigkeit bewahrten. Jetzt fielen sie mit Pfeilen, Wurfgeschossen, Feuerbränden über die ohnmächtig festgelegten Fahrzeuge der Franken her und richteten das furchtbare Blutbad an, von dem die Wasserstraße hier noch heute den Namen trägt. So steht es wenigstens in den italienischen Geschichtsbüchern, in den deutschen liest man von einem Siege Pippins über das Inselreich. Vielleicht haben ausnahmsweise einmal beide recht. Malamocco, der Hauptpunkt der alten Republik, ist von Pippin eingenommen und zerstört worden, auf den rialtinischen Inseln aber haben sich Malamoccos ehemalige Bewohner siegreich behauptet. Und so hat Karls des Großen Sohn, wenn auch nur als Feind und Bedroher, seinen Anteil daran gehabt, daß hier das neue, jetzige Venedig entstand. Nach jener Katastrophe nahmen die rialtinischen Inseln gemeinsam den Namen Venezia an, und vier Jahre darauf schon begann man unter dem Dogen Partecipazio, der auch die Uebersiedlung nach Rialto veranlaßt hatte, den Bau des Dogenpalastes, dem sechzehn Jahre später die Gründung der wunderbaren Kirche des heiligen Markus folgte. Damit war der Mittelpunkt für das Venedig von heute geschaffen worden, für diese märchenhaft einzige Stadt, die dort im Abendlichte vor uns lag. Im Dogenpalast aber, dessen Entstehung mit jenen Ereignissen so eng verknüpft war, hat man in späteren Zeiten, als er von Künstlerhand in ein Ruhmesmuseum der meer- und landbeherrschenden Republik umgeschaffen wurde, auch ein paar Bilder aus ihrer Werdezeit eingefügt. Freilich hat man es dort mit historischer Wahrheit nicht immer allzu genau genommen.

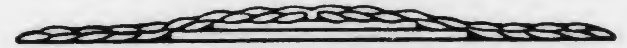


Man hat in prunkvollen Gemälden manches gelogen und gefabelt in majorem gloriam Venedigs und seiner Verbündeten. Auch den Sieg über Pippin hat man dort abgemalt. Ihn mag man zugeben, aber einen anderen bedeutsamen Abschnitt von deutscher Geschichte sieht man dort nur als italienische Legende. Doch man darf den Venetianern darüber vielleicht nicht böse sein; auf ihren Bildern hatten sie stets die schönsten, leuchtendsten Farben, — warum sollten sie nicht auch die Geschichte ihrer Stadt in ähnlichem Farbenglanz ausmalen?

Am anderen Morgen gingen wir in den Dogenpalast, um deutsche Geschichte in italienischer Uebersetzung zu studieren. Durch die Reihe der Säle hin mit ihrem reichen, vornehmen Leuchten von Gold und Farben, an spiegelndem Marmor und an den stillen, dunkeln Flächen von braunem Gestühl und Getäfel vorüber schritten wir in die Sala dello Scrutinio. Andrea Vicentino, einer der vielbeschäftigten Verkündiger von Venedigs Ruhm in Farben, hat hier die Geschichte der Belagerung durch Pippin in zwei Gemälden erzählt. Aber die Bilder aus fernen Tagen haben keinen guten Platz erhalten; an der Fensterwand sind sie angebracht worden, und das hereinströmende Licht nimmt dem Auge die Fähigkeit, sie genau zu betrachten. Soviel nur vermochten wir zu erkennen, daß von einem Siege Pippins auf ihnen keine Rede war; das blutige Morden der Seeschlacht im Kanal Orfano war auf dem einen von ihnen dargestellt, auf dem anderen die vergebliche Belagerung der Insel Rivo alto durch den Sohn Karls des Großen. Venedigs Macht und Venedigs Ruhm darzustellen, war die wichtigste Aufgabe für die Schöpfer der historischen Gemälde im Dogenpalast.

Wie sehr sie es war, zeigte sich noch weit nachdrück-

licher in einem großen, prunkvollen Gemäldezyklus in der Sala del Maggior Consiglio. Mir waren diese Bilder weit interessanter als die aus den fernen Zeiten Pippins; denn sie lenkten meine Gedanken auf Legnano zurück, das ich vor kurzem erst besucht hatte, und das die traurige Vorbedingung für die Demütigung Friedrich Barbarossas vor dem — zeitweise — mit Venedig verbündeten Papst Alexander III. war. Die Lagunenstadt bildete den glänzenden Schauplatz dieser Demütigung. Die Venetianer sind immer ausgezeichnete Kaufleute gewesen, auch in der Politik. Sie haben stets ihre Bündnisse dort gesucht, wo der größte Vorteil für sie zu erwarten war. Mit Barbarossa waren sie zunächst gut Freund und ließen sich mit Vergnügen weitgehende Privilegien von ihm bestätigen. Dann aber, als die ronkalischen Gesetze Friedrichs Macht ins Unbequeme und Gefährliche auch für Venedig zu steigern drohten, fiel es eilig ab von verbriefter Freundschaft. Nun fing es in seinen Segeln den günstigen Wind auf, der vom Throne des mit Barbarossa verfeindeten Papstes herwehte, machte sich zum Mittelpunkt aller gegen den Kaiser gerichteten Bestrebungen und hatte gut Acht auf die kaiserfeindliche Bewegung in den oberitalienischen Städten. Dem von den Städten Verona, Vicenza und Padua geschlossenen veroneser Bündnis trat es bei, das dann später im großen lombardischen Städtebunde aufging. Nur war auch hier den Stammesgenossen gegenüber keine Treue bei Venedig zu suchen. Es brach den Vertrag, indem es ihm zuwider ein Bündnis mit dem kaiserlichen Abgesandten, dem Erzbischof Christian von Mainz, zur Belagerung des feindlichen Ancona schloß. Eine Annäherung an Barbarossa hatte damit wieder stattgefunden, ohne daß Venedig zugleich mit dem Papst



Alexander III. gebrochen hätte, der den Lombardenbund unter den mächtigen Schutz der Kirche gestellt hatte. Mehr und mehr übernahm Venedig nun die Rolle des klugen Vermittlers, und als Barbarossa durch die furchtbare Niederlage von Legnano zum Friedensschlusse mit dem Papste gezwungen wurde, da brachten langwierige Verhandlungen es dahin, daß Venedig als Ort für den Versöhnungskongreß ausersehen wurde. Frieden mit den Normannen, Waffenstillstand mit den Lombarden und kniefällige Demütigung vor dem Papste waren die schweren Bedingungen, die Barbarossa hier zu erfüllen hatte.

Dieser Friedenskongreß zu Venedig und seine Vorgeschichte sind in zwölf großen Bildern dargestellt worden, die den Saal des Großen Rates im Dogenpalast schmücken. Es ist ein gemalter Triumphzug des Papsttums im Bunde mit Venedig, wobei die historische Wahrheit vielfach einer schön gefärbten, ins Märchenhafte hinüberspielenden Ueberlieferung Platz gemacht hat. Gleich das erste Bild ist eine gemalte Legende. Denn eine Legende ist es, daß der Papst als hilfloser Flüchtling in Mönchstracht nach Venedig gekommen sei, daß er im Kloster della Carità Zuflucht gesucht und sich dort erst nach vorsichtigem Zögern zu erkennen gegeben habe. In Wahrheit ist er am 23. März des Jahres 1177 mit allem Pomp seiner Würde in das Kloster San Nicolo del Lido eingezogen, hat dort übernachtet und ist am nächsten Tage vom Dogen Sebastiano Ziani, vom Patriarchen Venedigs, von Adel und Geistlichkeit in feierlichem Zuge begrüßt und in festlich geschmückten Gondeln zur Markuskirche geleitet worden, wo er einer ungeheuren Menschenmenge den apostolischen Segen erteilte. Die festliche Huldigung für den Papst ist auch auf dem Bilde zu sehen, aber dessen Hintergrund

bewahrt zugleich das Andenken an die legendenhafte Flucht in das Kloster della Carità. Mit seiner gotisch verschnörkelten Front erhebt sich dieses Gebäude hinter dem feierlichen Begrüßungsmoment und einer lebhaft bewegten Volksmenge, die auch die Dächer der benachbarten Häuser besetzt hält. So erblicken wir hier die jetzt verschwundene Gestalt eines Gebäudes, das in seiner veränderten Form jeden Besucher Venedigs an sich zieht, — aus dem Kloster della Carità hat man die jetzige Accademia di Belle Arti gemacht, wo Tizians Maria zum leuchtenden, von Engelsgestalten erfüllten Himmel emporschwebt, und wo ewige Schönheit in Hunderten von anderen Erscheinungsformen lebt und wirkt.

Von unvergänglicher Schönheit ist in den Repräsentationsbildern des Dogenpalastes wenig zu spüren, aber die ganze Macht und der volle Glanz der stolzen Republik spiegelt sich in ihnen wieder. In die Umgebung und in das Kostüm ihrer Zeit haben die Maler des 15. und 16. Jahrhunderts die Ereignisse des zwölften verlegt; in prunkenden Renaissancetrachten erblickt man die Menschen einer früheren Epoche. Und wie die Bühne häufig menschlich-persönliche Motive an die Stelle der politischen Erwägung treten läßt, so haben die Maler — ihre Zahl ist ungefähr so groß wie die der zwölf Bilder — auch den bedeutsamen politischen Akt in ein Familiendrama umgedichtet. Zuerst freilich kommt nur Politik an die Reihe. Gesandte werden vom Papst und vom Dogen gemeinsam zum Kaiser Friedrich Barbarossa nach Pavia geschickt, um ihn zur Einstellung der Feindseligkeiten zu veranlassen. Man sieht sie vor den beiden Mächtigen in feierlicher Abschiedsaudienz, um sie dann später — auf einem Zwischenbilde übermittelt Papst Alexander dem



Dogen eine geweihte Kerze — in bittender Haltung vor dem stolz thronenden Kaiser in Pavia wiederzufinden. Aber sie werben vergeblich um Frieden, und nun entbrennt der Krieg. Der Papst in eigener Person überreicht dem Dogen Ziani das Schlachtschwert, er segnet auf einem weiteren Bilde die zur Abfahrt bereite Flotte der Venetianer. Eine Seeschlacht folgt, von Domenico Tintoretto gemalt. Ein Gedränge von prächtigen Schiffen erfüllt eine Meeresbucht, an deren hügeligem Ufer zur Linken eine kleine Kirche steht. Auf dem mittelsten Schiff erblickt man den Dogen, vor dem eine Jünglingsgestalt auf den Knien liegt. Das Familiendrama nimmt hier seinen Anfang, und sein Hintergrund ist erfunden gleich ihm. Der kniende Jüngling ist Otto, der Sohn des Kaisers, und seine Gefangennahme in der Seeschlacht bei Salvore an der istrischen Küste veranlaßt nach dieser Darstellung den mächtigen Herrscher endlich zum Friedensschlusse. Auf zwei weiteren Bildern sieht man, wie der Doge den gefangenen Kaisersohn dem Papste vorstellt, und wie dieser ihm gestattet, als Friedensvermittler zu seinem Vater zu ziehen. So klingt es menschlich und rührend in den politischen Wirrwarr hinein, aber ach! — die Seeschlacht von Salvore, die zu dem allen Anlaß gab, ist nach den Forschungen unserer Geschichtsschreiber niemals geschlagen, und Prinz Otto ist niemals gefangen genommen worden. Sie ist eine ruhmvolle Fabel in den Annalen venetianischer Geschichte. Mag Tintoretto sie auch noch einmal gemalt haben auf einem zweiten, jetzt im kunsthistorischen Museum zu Wien befindlichen Gemälde, mag eine lateinische Inschrift an der kleinen Kirche von Salvore heute noch von ihr berichten, die Forscher haben sie aus der Geschichte gestrichen. Kein angstvoller, gerührter Vater hat sich zum

Friedensschlusse von Venedig bereit finden lassen, sondern ein kluger, grollender Politiker, dessen Partei noch im letzten Augenblick vor Beginn des Kongresses den Versuch unternahm, ihm Venedig in die Hände zu liefern und ihn so aufs neue zum Herrn der Situation zu machen.

Der Versuch scheiterte, und Friedrich mußte seinen von der Politik vorgeschriebenen Fußfall vor dem Papste tun. Auf dem glänzenden Hintergrunde von Markuskirche und Piazzetta, wo er in Wirklichkeit vor sich ging, hat Federigo Zuccaro ihn abgemalt, aber in den geschichtlichen Vorgang hat sich auch hier Legende hineingemischt. Uebereifrige kirchliche Berichterstatter haben sie erfunden, haben behauptet, Papst Alexander hätte dem vor ihm knienden Kaiser den Fuß auf den Nacken gesetzt und auf dessen protestierenden Ausruf: „Non tibi, sed Petro" die Antwort gegeben: „Et mihi, et Petro!" Nein, diese Worte sind nicht gesprochen worden, soweit hat sich Barbarossa nicht gedemütigt. Es war genug und übergenug, daß er sich vor dem Papste niederwarf, ihm nach hergebrachter Sitte die Füße küßte und später ihm den Steigbügel hielt, als er von der Markuskirche zu seiner Gondel zurückritt. Im Dogenpalast aber muß man das beschämende Schauspiel mit ansehen, wie Barbarossa unter dem Fuß Alexanders am Boden liegt. Hier ist der Höhepunkt in dem großen Drama. Was folgt, ist von geringerem Interesse. Nur daß Venedig nicht versäumt hat, auch in dieser Bilderfolge an einen der glänzendsten Staatsakte der weithin herrschenden Republik zu erinnern, an ihre alljährlich am Himmelfahrtstage stattfindende symbolische Vermählung mit dem Meere. Tatsächlich ist diese alte Sitte nach dem Kongresse von Venedig erneuert und glänzender als zuvor gefeiert worden. In der Kirche



San Giovanni in Laterano zu Rom hat Alexander dem Dogen unter anderen Geschenken — man sieht das auf einem der Bilder — auch einen Ring zur Feier dieser stolzen Vermählung verliehen. Der Doge ist auf dem strahlenden Bucentoro, dessen vergoldete Trümmer in den Museumsräumen des Arsenals von Venedig bewahrt werden, dann hinausgefahren bis zur Hafenmündung beim Lido und hat jenen Ring, den der Patriarch zuvor noch weihte, ins Meer geworfen mit den Worten: „Meer, wir ehelichen dich zum Zeichen unserer wahrhaften und ewigen Herrschaft."

Der Bucentoro ist in Trümmer zerfallen, die Beherrscherin der Meere ist entthront. Nur ihre Schönheit ist ihr geblieben, mit der sie lockt und lockt, und ihres einstigen Ruhmes glänzende Denkmäler stehen heute noch aufrecht unter dem Lichte von Sonne und Mond. Aber der Boden weicht unter ihnen, sie wanken und beben, und schon ist Venedigs altes Wahrzeichen, der schlanke, stadtüberragende Campanile, in sich zusammengebrochen. Ueberall sieht man gegenwärtig einen angstvollen und beängstigenden Kampf gegen langsam herankriechende Zerstörung. Im Dogenpalaste liegen Balken und Eisenteile in den prunkvollen Sälen als Waffen und Hilfsmittel gegen drohenden Verfall; die großen Oelgemälde sind zum Teil von den Wänden herabgenommen worden, weil die Feuchtigkeit hinter ihnen verderblich an den Mauern hinanstieg, und sie stehen frei in den Sälen, bis man ihnen wieder eine sichere Stätte bereitet hat. Andere Paläste wanken gleich diesem herrlichsten von allen und bedrohen die Bewohner mit Einsturz. Und einer ist unter ihnen, der auch aufs engste verknüpft ist mit deutscher Geschichte. Der alte Fondaco dei Tedeschi, das ehrwürdige Kaufhaus der Deutschen, hat kürzlich geräumt werden müssen, und mehr als eine halbe Million ist von der italienischen Regierung ausgesetzt worden, um den Bau vor Vernichtung zu bewahren, — ein Opfer, das in diesem Falle wohl mehr den historischen Erinnerungen gebracht wird, als dem künstlerischen Werte des Gebäudes. Denn an sich zeichnet der massige Palazzo am Canal grande, wo er in enger Nachbarschaft mit der Rialtobrücke dasteht, sich keineswegs durch besondere Schönheit aus. Das nach einem großen Brande vom Jahre 1505 neu errichtete Gebäude kann sich höchstens an Wucht, keineswegs an Adel der Erscheinung mit anderen venetianischen Palästen messen. Aber jahrhundertelang ist es für die deutsch-venetianischen Handelsbeziehungen der Mittelpunkt und somit ein wichtiger Kulturträger gewesen. In der Gegenwart hat es das Hauptpostamt Venedigs beherbergt, und gar mancher Deutsche hat sich hier Grüße aus der Heimat geholt, ohne zu ahnen, wie viele seiner Vorfahren Obdach und Verdienst in diesem Gebäude gefunden haben. Ein stilles Wirken vom Norden zum Süden und wieder zurück hat sich an diese Stätte geknüpft — möge der Fondaco dei Tedeschi vor Vernichtung bewahrt bleiben und sich noch lange spiegeln in den leichten Wellen des Canal grande!





XIV

Palermo.

Aus der Hohenstaufenzeit in Sizilien.

Palermo: Deutschordenskirche della Magione. — Kaisergräber im Dom. — Cappella Palatina und Stanza Ruggero im Palast.

Vom Norden zum Süden! Aus der märchenhaften Inselstadt an der Adria nach der vielumworbenen Zauberinsel, deren Küsten von drei Meeren umspült werden. Von dem Orte tiefster Demütigung der Hohenstaufen zu der Stätte, wo sich ihre Macht für eine gewisse Zeit am festesten, glänzendsten und friedlichsten offenbarte. Sizilien! Der schneebedeckte, feuerspeiende Aetna, die feierlich-großen Tempel der griechischen Kolonisten, die phantastischen, wasserdurchrauschten Schlösser der Araber, die von Mosaikbildern mystisch durchleuchteten Dome der Normannen mit einem Male deutsch! Aus der Hand einer Frau, der letzten Erbin des Normannenreiches, empfing Heinrich VI., der Sohn Barbarossas, dies bunte Wunderland als Morgengabe, wie sich dereinst Otto I. mit Adelheids Hand zugleich die Krone von Italien gewonnen hatte. Nun verlegte sich plötzlich der Schwerpunkt unserer Herrschaft weit nach Süden hin; ein besonderes, durch den Kirchenstaat vom Norden Italiens

getrenntes Reich entstand, Apuliens weite Flächen, Calabriens Bergeinsamkeiten bildeten fremdartige Teile von ihm, und in Palermo und Messina thronten deutsche Kaiser. Aber dies Reich im Süden hat schöner geblüht als der stets umkämpfte Norden; dort ist wirklich für eine Weile der Kaisertraum zu schöner Wahrheit geworden, dort hat unsere Herrschaft bis heute sichtbare, bedeutsame Spuren hinterlassen. In Palermos Dom findet sich die heiligste Denkstätte deutscher Geschichte auf italienischem Boden. Aber auch neben ihr gibt es andere, kleinere, die das Andenken unseres Volkes auf Siziliens Boden lebendig erhalten, die neben seiner Herrschergewalt sein stilles Wirken und Mitarbeiten an der Kultur verkünden.

Einer solchen Denkstätte bescheidener Art galt mein erster Gang in Palermo, bevor ich den feierlichsten Augenblick zugleich stolzer und wehmutsvoller Erinnerung im Dom erlebte.

An einem schönen Frühlingsmorgen hatte ich mich auf den Weg gemacht und war eine Zeitlang vergeblich umhergewandert. Hier aber war ich am Ziele. Die weiße Marmorplatte dort an der Mauer benannte mir die gesuchte Stätte: Piazza della Magione. Und über den weiten, sonnigen, staubigen Platz hinweg sah ich auf die Kirche, um derentwillen ich gekommen war, die Chiesa della Magione. Ein sonderbarer Name für eine Kirche und ein sonderbares Bauwerk. Mit gelben Mauern, hochaufgetürmt und von wirrer Form, als wären ein paar verschiedene Gebäude durch einen Erdstoß oder sonst eine geheime Gewalt planlos ineinander geschoben worden, stand es mauerumfriedet, scheinbar ohne Eingang mit seiner einen Langseite dem Platze zugekehrt. Hätten mir nicht eine kreuzgekrönte Giebelmauer und die zur nächsten



Seitenstraße gewandte Chorapsis mit ineinander verschlungenen gotischen Bogen den kirchlichen Charakter verraten, so hätte die hoch über alle anderen Bauteile emporwachsende Chorpartie wohl mehr an das Bühnenhaus eines Theaters als an eine Kirche gemahnt. Malerisch aber war sie doch, diese bauliche Wirrnis. Das Gelb der Wände leuchtete hell vor dem blauen sizilianischen Frühlingshimmel, und einige Pfefferbäume, deren feingefiederte Blätter denen der Trauerweide gleich zur Erde niederstrebten, stellten ihr zartes Grün vor den gelben Glanz der Mauern.

Lange suchte ich vergeblich den Eingang. Ein halbdunkler, von Moderduft erfüllter Gang zur Seite der Apsis tat sich mir endlich auf, doch auch er führte noch nicht in die Kirche, sondern in den verfallenen, verödeten Kreuzgang eines ihr angegliederten Klosters. Tiefe, feuchte Dämmerung herrschte auch hier. Die Fensteröffnungen zum Klosterhofe waren bis hoch hinan vermauert und nur die obersten Bogenspitzen frei geblieben, um ein spärliches Licht hereinzulassen, das noch gedämpft wurde von den Blättern einer dichten, im Sonnenschein des Hofes wuchernden Zitronenpflanzung. Unheimliche Gestalten weckte dies matte Licht, in das die Flamme eines ewigen Lämpchens von einer der Wände müde hereinzitterte, an den Mauern des Ganges auf. Die Flächen waren einstmals bemalt gewesen, aber viele Jahrhunderte waren über die Bilder dahingegangen und hatten sich bemüht, sie auszulöschen. Hier war nur ein Kopf übrig geblieben ohne Leib, dort eine Hand ohne Arm, hier ein Heiligenschein, der kein Gesicht mehr umgab, dort ein Rumpf, der sein Haupt verloren hatte. So schwebten die verstümmelten Gestalten in der trüben Dämmerung und er-

zählten leise Geschichten von Vergangenheit, Vergänglichkeit und Zerstörung alles Menschenwerkes.

Aus dem geisterhaften Zwielicht ging es noch einmal ins Freie, in einen lichtüberschütteten Hof, an dem der wirkliche Kircheneingang in sonderbarster Gestalt sich endlich zeigte. Eine Huldigung für das alte Großgriechenland am unpassendsten Platz! Eine schwere, dorische Tempelfront stilwidrig hingepflanzt vor die gotische Kirche! Rasch durchschritt ich den geschmacklosen Bau und sah mich nun in Wahrheit in der kühlen Stille der ehrwürdigen Magione. Auf den üblichen Rohrstühlen der südlichen Kirchen kauerten einzelne Frauen- und Kindergestalten, offenbar mehr aus Langeweile als um der Andacht willen; indolent, halb schlafend saßen sie regungslos und störten das feierliche Schweigen des Ortes nicht. Auf die gotische, graubemalte Architektur der Kirche, die über hochgestelzten Spitzbogen eine flache, braune Balkendecke trug, warf ich nur einen flüchtigen Blick. Sie war es nicht, was mich hierher gelockt hatte, auch nicht der eigenartige, an die Kathedrale Palermos und an den Dom von Monreale gemahnende Grundriß des Gebäudes. Meine Augen waren zu Boden gerichtet, und als ich im rechten Seitenschiff in die Nähe des Chores gekommen war, blieb ich gefesselt stehen. Hier war, was ich suchte: drei Grabsteine, eingelassen in das Pflaster, einer von ihnen mit einem Wappen darauf, die beiden anderen mit liegenden Gestalten. Auf steinernen Kissen ruhten die steinernen Männer, halb eingehüllt in lange steinerne Mäntel — durch Tracht, Kreuz und Schwert gekennzeichnet als Ritter vom Deutschen Orden. Hier hat er eine Heimat gehabt ungefähr drei Jahrhunderte lang in der fernen Hauptstadt der südlichen Insel, unsere Sprache ist hier erklungen



für lange Zeit, durch die Hallen des Kreuzganges und über das Pflaster der Kirche sind deutsche Gestalten einhergeschritten, umklirrt vom Tone der deutschen Schwerter.

Der heiligen Dreieinigkeit war die Kirche ursprünglich geweiht und nach ihr Santa Trinità benannt. Um 1161 hatte Großkanzler Matteo Ayello aus Salerno sie gegründet und ein gleichzeitig gestiftetes Kloster den Cisterciensermönchen übergeben. Aber Heinrich VI. vertrieb sie daraus, weil sie die Partei des Normannen Tankred ergriffen hatten, und gab dem damals neu gegründeten Deutschen Orden Kirche und Kloster. Heinrich VI.! Hier in der frommen Stille des Gotteshauses erklang mir zum erstenmal der Name des ersten Hohenstaufenherrschers in Sizilien, der blutbefleckte Name eines grausamen und gewaltsamen Fürsten. Gewalttat an den bisherigen Bewohnern der kirchlichen Stiftung war es auch hier, was ihn kennzeichnete. Im Jahr 1197 war die Uebergabe der Kirche an die Ritter vom Deutschen Orden erfolgt, und vergeblich erwirkte Riccardo Ayello, der Sohn des Kirchengründers, einen Befehl vom Papst Innocenz III., die vertriebenen Mönche in ihr Besitzrecht wieder einzusetzen. Die Deutschen blieben Herren vom Jahr 1197 bis 1491, und nach ihnen erhielt die Stiftung den Namen mansio Teutonicorum, was in der Sprache der Italiener sich in la Magione dei Tedeschi verwandelte. In der also umgetauften Kirche fanden die Ritter ihre letzte Ruhestatt, und auf den Grabsteinen zu meinen Füßen, deren Jahreszahlen ins 15. Jahrhundert wiesen, sah ich die vereinzelten, späteren Zeugen einer langen Wirksamkeit im fremden Lande.

Aufschauend erblickte ich ein anderes, eigenartiges Bild. In einer der Seitenkapellen stand ein schöner Sarkophag

aus weißem Marmor, und vor ihm saßen zwei alte Geistliche in schwarzen Gewändern, wohl auf Beichtkinder wartend, die nicht kommen wollten. Zu dem starken Gegensatze von schwarz und weiß — auch die Augen der beiden funkelten in dunkelster Glut — gesellte sich durch ein rotes Taschentuch, das der eine von ihnen in der Hand hielt, noch eine dritte Farbe: schwarz, weiß und rot. Ich mußte lächeln; die Farben unseres neuen Deutschen Reiches hier an der Stätte eines alten deutschen Besitzes. Mein Lächeln aber mochte den beiden als Einladung zu einem Gespräch gelten; sie standen auf, kamen zu mir her und erklärten mir mit der ganzen höflichen Liebenswürdigkeit, die ich gerade in Sizilien so oft gefunden habe, die Grabsteine, die ich schon studiert hatte. Dann aber wußten sie mir noch etwas Neues zu zeigen. Sie führten mich in den dämmerigen Kreuzgang zurück, riefen einen Mann, der alten Staub mit einem Besen vom Boden hinwegkehren mußte, und zeigten mir einen vierten, hier eingelassenen Grabstein. Er war nicht groß und von quadratischer Gestalt, mit einer Krone und einem Wappenschilde schräg darunter verziert. Von der Inschrift habe ich bei trübe flackernder Kerze nur die Worte Guilielmus Baleami und die Jahreszahl 1453 entziffern können, von den Erklärungen der Geistlichen habe ich um ihres sizilianischen Dialektes willen nicht viel verstanden, und so weiß ich nicht genau zu melden, welcher Deutsche dort seine letzte Ruhestätte gefunden hat.

Von den Gräbern der Vergessenen in der Magione bin ich zu denen der großen Unvergessenen gegangen: zu den deutschen Kaisergräbern im Dom von Palermo. Der blaue Himmel funkelte über mir, als ich aus dem kühlen Gange wieder hinaustrat, und ein strahlender Tag schien



sein Licht mit vollen Händen auszuschütten über die Erde. Heiterkeit und Lebensfreudigkeit umleuchteten mich auf dem Wege von Toten zu Toten. In den engen Gassen, die ich zuerst passierte, wehte die weiße Wäsche an den Schnüren von Haus zu Haus so blendend und lustig, schimmerten bunte, gesonnte Tücher so freudig, als wenn wieder ein Triumphator seinen Einzug halten sollte in die oft eroberte Stadt. Dann kam ich auf die uralte, große, gerade Hauptstraße, die ungefähr von Osten nach Westen führt und in modern-italienischer Heldenverehrung selbstredend Corso Vittorio Emanuele heißt, während ich sie gern im stillen mit dem ehrwürdigeren, arabischen Namen Cassaro benannte. Beim königlichen Palast und der Porta Nuova endete sie, und kurz vorher zeigte sich mir zur Rechten der phantastisch-malerische Dom, dessen Steine die goldbraune Tempelfarbe von Girgenti und Pästum haben, während in den Grundklang seiner gotischen Formensprache fremdartig neue Töne sich mischen, die weither von Süden über das Meer geklungen sind. In weitem Kranze bewachten weiße, barocke Marmorfiguren von Heiligen den Dom, in ihrer Mitte die heilige Rosalia, die mächtigste Beschützerin des katholischen Palermo. Immergrüne Gesträuche fügten ihre sanfteren Farben zu dem leuchtenden Marmorweiß, und sie flossen mit dem Goldbraun der Quadern, mit dem tiefen, feierlichen Blau des Himmels zu einem schönen Einklang zusammen.

Als ich aus diesem warmen Farbenspiel heraus die Kathedrale selbst betrat, überlief mich ein Schauer. Aber es war nicht die Kühle des großen Raumes, die mich frösteln machte; die unsägliche Nüchternheit war es, die Fernando Fuga, der geschmacklose Verderber des im Aeußeren heute noch so schönen Bauwerks, dem Inneren



wohl für alle Zeiten aufgeprägt hat. Die schablonenhafte Langweiligkeit dieser Pfeiler, Bogen und Ornamente wirkte so stimmungstötend, daß mir für Augenblicke das warme Gefühl in der Brust erkalten wollte, mit dem das Herz dem ersten Eindruck der deutschen Kaisergräber entgegengeschlagen hatte. Doch die Ernüchterung dauerte nur kurze Zeit. Ich hatte mir einen Rohrstuhl herbeigeholt und mich den beiden zu einem Raume zusammengezogenen Kapellen gegenüber gesetzt, in denen die toten Kaiser schlafen. Ich saß und schaute. Und während ich es tat, schienen die mächtigen Sarkophage noch mehr zu wachsen, schienen eine dumpfe, gewaltige Sprache zu gewinnen und mir von großen Taten und großen Tragödien zu erzählen, vor denen das nüchterne Lallen des ganzen übrigen Raumes verhallte wie ein Hauch.

Dann erst bin ich aufgestanden, habe mir das kunstvoll geschmiedete Gitter vor der Doppelkapelle aufschließen lassen und bin ganz nahe herangetreten zu den Sarkophagen der Toten. Ein paar Werke sind unter ihnen von seltener, merkwürdiger Kraft, riesenhafte Steinsärge für ein Reckengeschlecht, aus dunkelrotem Porphyr gemeißelt in einfachen, aber ungeheuer ausdrucksvollen Formen. Von sechs Porphyrsäulen getragen, erhebt sich über jedem ein tempeldachähnlicher Baldachin, leicht und frei im Vergleich zu den massig-gewaltigen Behausungen der Toten. Und nun las ich die erste der Inschriften auf der weißen Marmortafel im grauen Stein des Unterbaues für den Sarkophag:

Memoriae
Henrici VI Imperatoris Et
Regis Siciliae
Decessit Messanae
Mense Septembri Anno MCXCVII.



Dem Andenken Kaiser Heinrichs VI., — auch hier zuerst wieder dieser Name, der für den Sizilianer den Inbegriff des Bösen, Grausamen, Verderblichen bedeutet. Und indem ich den Riesensarg lange Zeit betrachtete, gewann auch für mich die rote Farbe des Porphyrs an diesem Platz eine traurige, symbolische Bedeutung. Die Farbe des Blutes! Wahrlich, für die Begründung seiner Herrschaft in Sizilien war sie Heinrichs Wappenfarbe. In anderer Umgebung zeigt sein Bild auch andere Züge, aber hier auf diesem von ihm mit Blut befleckten Boden klingt es wie Heuchelei und Lüge, wenn das von ihm gesungene Minnelied in der Seele laut wird, das mit den Worten beginnt:

Ich grüße mit Gesange die Süße,
Die ich nicht lassen will und nicht mag;
Daß ich von Munde zu Munde sie grüße,
Ach leider, das ist mancher Tag!

Nein, hier sang der Kaiser in einem anderen Tone, Lieder von Tod, Verderben und Untergang. Mit der Hand von König Rogers Tochter Konstanze, der letzten legitimen Tochter des Normannenhauses, das die schöne Insel rasch erobert hatte und rasch wieder verlor, war Heinrich zu rechtmäßigem Anspruch auf den Besitz von Sizilien gelangt. Und er war der Mann, sein Recht geltend zu machen. Aber außer Konstanze war noch ein anderer Sproß der bisherigen Herrscher am Leben, der illegitime Sohn von König Rogers ältestem Sohne, Tankred, Graf von Lecce. An ihn hielt sich die normannische Partei in Sizilien, zu der auch die Cisterciensermönche der Magione gehörten, ihn wählte sie zum Herrscher und ließ ihn im Jahr 1190 in Palermo krönen. Doch ein hartes Schicksal,

das mit grausamer Sense die Söhne des Normannenhauses niedermähte, gönnte ihm nur einen vierjährigen Königstraum. Seinen ältesten Sohn Roger nahm es vor ihm hinweg, der Vater starb ihm nach, durch den Verlust im Lebensmark getroffen. Als Heinrich VI. Anstalten traf, Sizilien durch die Tat für sich in Anspruch zu nehmen, und am 30. November 1194 in das rasch zu ihm übergegangene Palermo einzog, da lebten von der illegitimen Herrscherlinie nur noch Tankreds Witwe Sibylla und vier jüngere Kinder, ein minderjähriger, trotzdem bereits zum König gekrönter Sohn Wilhelm, und ihre drei Töchter Alteria, Konstanze und Madonia. Ueber diese letzten Reste des einstmals so glänzenden Geschlechtes begann Heinrich nun mit List und Grausamkeit ein furchtbares Blutgericht. Sibylla hatte sich in die feste Burg Calatabellota geflüchtet und begann von dort aus mit dem Kaiser zu unterhandeln, da sie sich von der Hauptstadt verlassen sah, ließ auch ihren Sohn Wilhelm die Königskrone demütig zu des Kaisers Füßen niederlegen, der ihm dafür die Grafschaft Lecce und das Fürstentum Tarent feierlich zusprach. Nun aber brach er dies Kaiserwort. Eine angebliche Verschwörung der Normannen gab den klug ersonnenen Vorwand, um gegen Tankreds Nachkommen und alle seine Anhänger aufs grausamste zu wüten. Der junge König Wilhelm, der dem Kaiser die gefährliche Krone freiwillig zurückgegeben hatte, wurde geblendet; man sagt, er sei bei Chiavenna in der Nacht seiner Blindheit als Eremit gestorben. Sibylla wurde mit ihren Töchtern eingekerkert und später in das Kloster Hohenburg im Elsaß gebracht, wo sie lange Zeit als Gefangene lebten. Die Richtstätte Palermos aber färbte sich immer aufs neue rot vom Blute derer, die dem alten Herrscherstamme die Treue bewahrt



hatten. Das alles mußte Konstanze, des Kaisers Gemahlin, mit erleben und anschauen. Tankred war der Sohn ihres Bruders gewesen, seine Kinder waren Blut von ihrem Blute, die Hingerichteten waren vom Stamm der Normannen gleich ihr; das Normannenblut aber wurde vergossen von dem Manne, der sie als Weib in seine Arme schloß! Wenn sie Gefühl hatte für diese furchtbare Verkettung, dann war sie die Niobe des Normannenhauses.

Und da stand ich nun auch vor ihrem Sarkophage. Unmittelbar hinter dem ihres kaiserlichen Gatten erhob er sich, in ähnlichen Formen aus Porphyr gestaltet, aber durch lichte, mit Gold und farbigen Steinen ausgelegte Baldachinsäulen in eine hellere, freundlichere Umgebung versetzt. Ihr Vater, König Roger, gleich ihr zur Seite, von einem ähnlich schimmernden Baldachin überdacht, aber in einem nur aus Porphyrplatten einfach zusammengesetzten Sarkophage von weit geringerer Kunst. Wie er die Tochter dem Hohenstaufengeschlechte gegeben hatte, so waren ihm die Totenhäuser für sich selbst und die Seinen von dem neuen Herrschergeschlechte genommen worden. König Roger hatte jene kunstvoll gemeißelten Porphyrsarkophage schaffen und im Dome von Cefalù aufstellen lassen, um ihrer Bewohner zu warten. Kaiser Friedrich II. aber ließ die noch unbenützten nach Palermo bringen und bestimmte sie zur Ruhestätte der deutschen Kaiser; man sagt, seinerzeit sei die Fähigkeit, so mächtige Werke aus dem harten Stein zu schaffen, bereits verloren gewesen. Eine rücksichtslose Tat bezeichnet hier also auch seine Herrschaft, aber welches Licht geht neben solch kleinem Schatten aus von seiner mächtigen Gestalt und leuchtet zu uns her durch die Jahrhunderte! Mit scheuer, bewundernder Ehrfurcht trat ich zu seinem Sarkophage, der dem des blutbefleckten

Vaters außerordentlich ähnlich ist, aber Empfindungen von ganz anderer Art auslöst in einer deutschen Brust, und dessen Porphyrfarbe an diesem Ort nur den kaiserlichen Purpur versinnbildlicht. Hier also ruht er, der größte Herrscher des Hohenstaufengeschlechtes, der größte vielleicht von all unsern deutschen Kaisern. Genial hinausblickend über seine Zeit, wies er kommenden Jahrhunderten ihre Wege, gab den Italienern ihre bis dahin mißachtete Volkssprache als Literatursprache, gab seinen Untertanen ein neues, vollkommeneres Gesetzbuch, brach die Uebermacht des Papstes — gehaßt und geächtet darum bis heute — und streute den Samen humaner Ideen aus, den spätere Zeiten zum Segen seines Volkes reifen ließen. Im Dom zu Palermo war er als Kind gekrönt worden, in denselben Dom brachte man mit feierlichem Leichenzuge weither aus Apulien seinen toten Leib, um ihn hier zu bestatten. Die Inschrift am Sarkophag aber faßt sein großes Leben in die wenigen Worte:

Hic Situs Est
Jlle Magni Nominis Jmperator Et Rex Siciliae
Friedericus II. Obiit Florentini Jn Apulia
Jdibus Decembris Anno MCCL

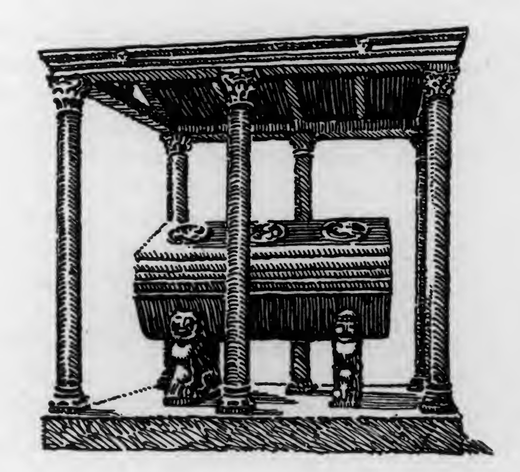
Ein paar andere Sarkophage stehen noch mit in diesem erinnerungsreichen Mausoleum, bemerkenswert nur einer davon, weil er die Leiche von Friedrichs Gemahlin Konstanze von Arragon enthält. Für sie hat man keinen Porphyrsarg mehr gehabt, ein antiker Sarkophag mit den Bildern einer bewegten Löwenjagd hat ihren Leib aufnehmen müssen. Spätere Menschen haben dann mit diesen kaiserlichen Toten allerlei pietätlosen Unfug getrieben: man hat zu dem Kaiser Friedrich noch zwei weitere Tote



in denselben Sarkophag gelegt, man hat die mächtigen Toten selbst in ihrer Ruhe gestört und Stücke von ihren Beigaben aus den Särgen gezerrt. Nun zeigt man im Domschatz ein Stück von Kaiser Heinrichs Bestattungsgewande, zeigt auch eine schöne, haubenähnliche Krone mit langen, sich nach unten verbreiternden Ohrgehängen, die man Friedrichs Gemahlin Konstanze genommen hat. Und um das pietätlose Tun zugleich noch prosaischer zu machen, verwahrt man die kostbarsten Stücke in — einem eisernen Geldschrank von Becker in Hildesheim.

Bald aber vergißt man den störenden Mißklang in der Erinnerung an das Große, das man hier geschaut und gefühlt hat. Friedrichs II. mächtige Herrschergestalt vor allem bleibt merkwürdig lebendig in dieser Stadt, wo seine Jugend sich abspielte, und gern sucht man Spuren seines Daseins auch in dem ganz verfallenen Schlosse La Favàra vor der Stadt und in dem alten Königspalaste, der dem Dome benachbart ist. Gar vieles haben hier freilich die Späteren verändert, haben gebaut, niedergerissen, erweitert und so die Spuren des Alten zumeist ganz verwischt. Aber zwei Stätten gibt es doch noch, die sich kaum verwandelt haben seit Friedrichs Tagen. In der herrlichen Schloßkapelle, der Cappella Palatina, die vom Normannenkönig Roger II. gebaut worden ist, hat auch er gebetet und zu den Heiligengestalten emporgeschaut, die im geheimnisvollen Schimmer des Mosaiks auf goldenem Grund an allen Wänden und Wölbungen schweben. Und in der Stanza di Ruggero hat Friedrich sicher als Kind schon gespielt. Dies fürstliche Privatgemach mit seinen von Marmor schimmernden Wänden und seiner von Mosaiken leuchtenden Wölbung, das alle Wandlungen und Stürme so vieler Jahrhunderte

überdauert hat, ist mir immer weit merkwürdiger gewesen als die Tempel und Kirchen, denen der Glaube seinen starken Schutz verliehen hat. Im stillen Genießen des wundervoll-mystischen Farbenspiels in diesem Gemach, im Anschauen der Jäger, Kentauren, Hirsche, Panther und Pfauen, die dort oben unter stilisierten Bäumen und bunten Ornamenten ihr Wesen treiben, meint man, alle die vielen Herrschergeschlechter vorüberschreiten zu sehen, die hier eingezogen sind zu meist nur flüchtigem Besitz. Am festesten aber haftet Friedrichs Gestalt in der Seele, und man freut sich, am Adler in der Höhe, der vom Schnittpunkte des Kreuzgewölbes niederschaut, ein Zeichen dafür zu finden, daß auch die Hohenstaufenkaiser hier gewirkt, gebaut und ihr Wappenzeichen zurückgelassen haben im fernen, schönen Lande deutscher Sehnsucht.





XV

Messina.*

Heinrich VI., Konrad IV. und Friedrich II.

Messina: Inschrifttafel und Grabmal im Dom. — Am Leuchtturm.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt
Und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt. —

So arg war es nun freilich nicht, obwohl die Stelle des Meeres zu meinen Füßen lag, die Schiller in diesen mächtigen Versen gemalt hat. Vom Sieden, Brausen und Zischen war an diesem schönen sizilianischen Wintermorgen nichts zu spüren, und vergeblich horchte das Ohr auf „der Charybde Geheul". Doch was der Szenerie an Größe und Wildheit abging, ersetzte sie an Schönheit. Blaues Licht von unendlicher Klarheit strömte von oben hernieder, blaues, unablässig bewegtes Licht war in der Tiefe, blaue, zarte Schleier hingen in der Luft. Und in sanftem Umspinnen verwoben sie die Farbenflecke der Landschaft ineinander, machten dies von der Natur geschaffene, riesenhafte Mosaikbild, in dem die verschiedenen

* Dieser Aufsatz wurde vor der furchtbaren Erdbebenkatastrophe geschrieben, die Messina zerstörte. Der Verf.

Töne merkwürdig unvermittelt nebeneinander standen, zu einem Gemälde voll Weichheit und Harmonie. Auch die Fernen flossen gleich den Farben ineinander, durch den alles umschleiernden, feinen Duft ausgeglichen und versöhnt. Wie die scharf getrennten grünen, grauen, braunen und violetten Flecken auf der Küste von Kalabrien dem Auge fast nicht mehr zum Bewußtsein kamen, so schienen auch die vielfach gesondert hintereinander aufsteigenden Hügel, Berge und Felsen, zu deren Füßen Messina hell in der Sonne schimmerte, sich in der einigenden Luft zu einem festen, schützenden Bergzuge zusammen zu schließen. Ein frischer Wind kam vom Norden, setzte den blauen Wellen weiße Schaumkronen auf und jagte sie gegen die Breitseite des Schiffes, das die Meerenge überkreuzte. Doch war es kein Toben, Drohen und Heulen, es war nur ein lustiges Spiel aus alter Gewohnheit, um die Kräfte zu üben. Dann tat sich der große, von sichelförmiger Landzunge mit seltener Schutzkraft umfaßte Hafen auf, und sogleich milderte sich die Bewegung der Wogen. Der Dampfer, durch darauf geschobene Eisenbahnwagen beschwert, verfolgte mit stolzer Sicherheit seinen Weg, und je mehr er sich der Küste näherte, um so mehr sonderte sich der weiße, leuchtende Streifen, der bisher Messina bedeutet hatte, in Häuser, Kirchen, Befestigungen, Paläste. Und zuletzt erkannte das Auge sogar die den Hafen beherrschende Figur des weißen Meergottes Neptun, der heute noch nicht aufgehört hat, über die Seestadt zu regieren, wenn auch seine Tempel gefallen sind. Wie seit vielen Jahrhunderten badete sich's im Lichte, das alte Zankle, das nach der Sichelform der schirmenden Landzunge so genannt wurde, bis Messenier aus dem Peloponnes hierher übersiedelten und ihm den Namen gaben,



der bis heute noch dauert: Messina, das helle, hügelangebaute, so reich an Erinnerungen und so arm an Denkmälern der Vergangenheit.

Denn die Erde, auf der es ruht, verbirgt unheimliche, schlummernde Gewalten, und oft haben die Riesen in der Tiefe die Menschenwohnungen abzuschütteln versucht, die sie bedrücken mit steinerner Last. Tempel sind niedergesunken in den Staub, Fürstenpaläste sind ihnen gefolgt, Kirchengewölbe sind eingestürzt und haben im Fall die Heiligenbilder zertrümmert, denen zu Ehren sie waren errichtet worden. Spärliche Reste nur sind vom alten Messina geblieben, mühsam findet der suchende Blick sie heraus. Aber trotzdem lohnt sich das Suchen. Ein paar Stellen gibt es noch heute, wo die Vergangenheit wieder lebendig wird, wo auch die deutsche Geschichte ferner Tage zu der Gegenwart redet.

Die wichtigste von allen Denkstätten Messinas ist für immer der Dom. Auch er ist entstellt und geschädigt, sein alter, von König Roger II. vollendeter Normannenbau ist in späteren Tagen so sehr überkleistert worden, daß man die Grundformen schwer nur entziffert. Es war mir zu Anfang unmöglich, in seinem Inneren zu irgend welcher Stimmung zu kommen beim Anblick der geschmacklosen Werke schönheitsfremder Erzbischöfe aus der Barockzeit. Ehrwürdig-Altes aber schlummerte doch noch unter Tünche und Stuck. Die hohen, grauen Granitsäulen mit den vergoldeten Kapitälen redeten als erste Zeugen vergangener Zeiten zu mir. Sie erzählten vom stolzen Tempel des Neptun, der sich mit ihrer Hilfe auf dem weitblickenden Vorgebirg erhob, das heute den aussichtsberühmten Faro trägt. Sie sprachen von den Tagen, als man sie hierherführte zu neuem Dienste zu Ehren des Christengottes, sie

berichteten von glanzvollen Festen, bei denen die Normannenfürsten an ihnen vorüberschritten, von anderen, wobei sie auf deutsche gekrönte Häupter niederblickten. Auf das Haupt Kaiser Heinrichs VI. vor allem, der hier in Messina sein blutbeflecktes Schwert in der Scheide barg und mit ungezählten Wohltaten um die Gunst eines für ihn so wichtigen Gemeinwesens warb. Und von ihm erzählt noch etwas anderes in diesem Dom. In einen Pfeiler des Hauptschiffes, der auch die Orgel trägt, ist eine Inschrifttafel aus dunkelgrauem Marmor eingelassen. Sie ist möglicherweise durch die Zerstörungskraft eines Erdbebens zerbrochen gewesen, und ihre Stücke sind künstlich wieder zusammengesetzt worden; eines von ihnen fehlt heute noch auf der Seite, wo die Orgel sich an den Pfeiler fügt. Schwer nur ist die Schrift auf dem altersdunklen Stein zu entziffern, aber man weiß, daß diese zertrümmerte Tafel ein Denkmal von der Macht Messinas in den Tagen seines höchsten Glanzes und Einflusses bedeutet. Die von Heinrich VI., dem deutschen Kaiser, der sizilianischen Handelsstadt verliehenen Privilegien sind eingegraben in den Stein.

Märchenhaft fast erscheint es für heutige Begriffe von städtischer Selbständigkeit, welche Vorrechte die Herrscher des Mittelalters manchen Gemeinwesen einräumten, deren Beistand ihnen vonnöten war. Unter den also Begünstigten aber stand Messina mit obenan. Es war durch seine Lage der Schlüssel Siziliens, wie oben im Norden Verona die Pforte zum übrigen Italien war. Und in überlieferter Handelsgewohnheit verstand es den eigenen Vorteil geschickt zu wahren, huldigte willig den fremden Eroberern, wenn sich Gewinn an Macht oder Besitz daraus ergab.



Den über das Meer gekommenen Fürsten der Normannen half es die Herrschaft im reichen Sizilien begründen, und uralte Privilegien — sie führten vorgeblich schon auf den Kaiser Arkadius zurück — wurden ihm zum Dank in glänzendster Weise bestätigt und erweitert. Ein Freibrief Rogers vom Jahr 1129 gab ihm eine Stellung, die fast nach jeder Richtung ausnahmsweise war. Der Normannenherrscher machte Messina zur Hauptstadt des jungen Reiches und gab ihm den ersten Platz bei allen Landes- und Reichsversammlungen. Die Stadt wurde von jeder außerordentlichen Steuer befreit, Bergwerke und Gewässer blieben ihr überlassen. Ihre Bürger hatten Zutritt zu den höheren Aemtern und dem königlichen Rate, sie wurden zu keinem Seedienst gezwungen. Der König durfte niemals rohe Gewalt, sondern nur die Gesetze gegen die Bürger geltend machen und nichts anordnen, was gegen die Rechte und Freiheiten der Stadt verstieß. Vor dem aus Bürgern Messinas gebildeten höchsten Rate mußten auch alle königlichen Beamten erscheinen. Diese Privilegien und andere mehr von gleicher Bedeutung fand Kaiser Heinrich VI. vor, als er das durch Heirat erworbene Land in Besitz nahm. Und weil Messina sich klug vor ihm beugte, wie sich's vor seinen Vorgängern aus normannischem Geschlechte gebeugt hatte, so zähmte auch er hier mit ähnlicher Klugheit seine grausame Natur und überschüttete die huldigende Stadt mit gleichen und größeren Vorrechten als die bisherigen Herrscher. Wir besitzen heute noch Erlasse von ihm, die von Danksagungen überströmen für die getreuen Bürger Messinas und schönen Worten schönen Lohn gesellen. Er stellte die Stadt unmittelbar unter kaiserliche Gewalt und Gerichtsbarkeit, verlieh zugleich den Bürgern freies Handelsrecht im ganzen



Reiche, zu Wasser so gut wie zu Lande. Vom Kriegsdienst im kaiserlichen und königlichen Heere wurden sie befreit, die Lehnsinhaber allein ausgenommen, während benachbarte Gemeinden gezwungen wurden, an Stelle der Messinesen in den Krieg zu ziehen. Keiner von den Bürgern der also bevorzugten Stadt, ob er Lateiner, Grieche oder Jude war, hatte in dem Bezirk eines Adligen oder Geistlichen Abgaben zu zahlen, keiner konnte verhaftet werden, sobald er Bürgschaft stellte, wenn er nicht mit eines großen Verbrechens Blutschuld befleckt war. Der Kaiser gab der Stadt alljährlich einen Ortsbeamten oder Bajulus und ernannte drei Richter aus der Bürgerschaft, zwei Lateiner und einen Griechen, die schwören mußten, ihm getreu zu sein und gerecht zu richten. Gehalt erhielten sie vom Kaiser selbst.

Keine Handelsabgaben, kein Kriegsdienst, keine Verhaftung — es mußte sich damals gut leben lassen im schönen Messina. Und es war dazu leicht genug, dort Bürger zu werden; schon Roger hatte bestimmt, daß jeder ohne weiteres das Bürgerrecht erwarb, sofern er ein Jahr, einen Monat, eine Woche und einen Tag ungestört im alten Zankle gewohnt hatte. Jahrhunderte gingen hin, bevor solche Sonderstellung völlig endete, 1678 erst war die Blüte der Freiheit verwelkt. Der Grabstein dieser Freiheit aber ist jene Steintafel im Dom. Diese zerschlagene, zusammengesuchte, geflickte Tafel ist der letzte übriggebliebene Zeuge von einer städtischen Machtstellung, die fast ohnegleichen war. Uns Deutschen aber bedeutet sie noch etwas anderes: ein Denkmal für den Beginn der Hohenstaufenherrschaft über Sizilien. Mit Heinrich VI. trat Deutschland an die Stelle des Normannenreiches; für manches Jahr breitete nun der deutsche Adler



seine Flügel über das von der Sonne geliebte Land mit seiner abenteuerlichen, gemischten Bevölkerung, seinem Reichtum an Früchten und Wein, seinem schneegekrönten Feuerberge, der „Säule des Himmels". Die Kaisergräber im Dom zu Palermo, das Grab Konradins in der Kirche Santa Maria del Carmine zu Neapel bezeichnen das Ende staufischer Herrschaft in Italien, wie die Tafel mit den Privilegien im Dom zu Messina ihren Anfang bezeichnet, ein heute noch nicht verstummtes Zeugnis für die kurze Regierungszeit Heinrichs VI. Messina spricht von seinem Leben; Palermo von seinem Tode. Die Asche des viel gefürchteten und gehaßten Herrschers ruht ja dort neben der seines größeren Sohnes. Eigentlich hätte das von ihm bevorzugte Messina gerechteren Anspruch auf sie gehabt. Im königlichen Palaste dort ist er gestorben; rasch hat eine von der Jagd mit heimgebrachte Krankheit ihn gefällt. Gern sähe man diesen Palast noch aufrecht, in dem er und andere seines Geschlechtes gehaust haben, doch wird nur seine Stätte noch gezeigt, und in der Dogana, die seinen Platz eingenommen hat, muß die Schar der Zollbeamten die Schar der Höflinge vertreten. Berichte früherer Schriftsteller aber geben ein Bild von der gestürzten Kaiserburg, die mit drei festen Türmen auf das Meer hinaus und mit ebensovielen in das Land hinein drohte.

Hat Messina die Ehre dieses Grabes an Palermo abtreten müssen, so ist ihm ein anderes — zu seinem Verderben — zuteil geworden. Im Chor des Domes hoch an der Wand rechts vom Altar ist es zu sehen, das ärmlichste, kläglichste von allen Kaisergräbern, die heute noch Italien bewahrt. Gleich einem billigen, hölzernen Bühnenrequisit ragt es dort oben aus der Mauer hervor, ein

Sarkophag, den roter, goldgeränderter, wappengeschmückter, staubiger und verschossener Sammet überdeckt. Schwebend ist eine vergoldete Krone darüber aufgehangen, die durch einen säulengetragenen Baldachin geschützt wird, dessen flache Decke von untenher aussieht, als wenn sie mit mettlacher Fliesen ausgelegt wäre. Unwürdig, barock und flitterhaft wirkt dieses Grabmal, das allein auf italienischem Boden von dem kurzen Regieren Konrads IV. erzählt. Schattenhaft ist dort im Süden seine Gestalt vorübergeglitten; was dieser begabte, jung schon gestorbene Sohn des großen Friedrich II. getan und geleistet hat, liegt fast ausschließlich in seinem deutschen Erbreich. Auf dem fremden, gefährlichen Boden hat er nur kurze Zeit geweilt; im Buche seines Lebens gibt es aus dieser Epoche nicht mehr als zwei ruhmreiche Blätter, die von der Einnahme Kapuas und Neapels erzählen. Als er sich rüstete, Größeres zu vollbringen, kam der Tod und nahm ihn eilig hinweg. In Apulien bei Melfi und Venosa stand er im Frühjahr 1254 an der Spitze eines kraftvollen Heeres, das zwanzigtausend Mann zählte, dem auch sein Bruder Manfred, einer zwischen ihnen herrschenden, unheilvollen Spannung zum Trotz, auserlesene Streiter zugeführt hatte. Von dort schrieb Konrad, daß er im Begriff stehe, zum Schrecken seiner Feinde aufzubrechen, wenn nicht die göttliche Allmacht durch einen unerwarteten Unfall seine Fortschritte hemme. Das Gefühl einer Krankheit, die sich in Gestalt eines gefährlichen Fiebers im Herbste zuvor schon bei Neapel seiner bemächtigt hatte, mochte den ahnungsvollen Zusatz in seinem triumphierenden Berichte veranlaßt haben. Und diese Krankheit triumphierte nun über ihn.

„In den Anfängen seiner Triumphe" starb der König



am Vorabend des Himmelfahrtsfestes in dem kleinen Bergnest Lavello, das unweit Melfi auf das Tal des Flüßchens Rendina hinunterblickt. Schwere Schatten hatten im Bunde mit der Krankheit Konrads letzte Lebenstage umdüstert. Von den stets geschäftigen Feinden seines Hauses war das Gerücht verbreitet worden, er habe zwei nahe, kurz vor ihm selbst gestorbene Verwandte, seinen Neffen Friedrich und seinen Halbbruder Heinrich, mit Gift aus dem Wege geräumt. Der unlöschbare Haß der Kirche gegen die Staufen traf ihn mit solcher Anklage, wie denn bei seinem eigenen Tode Manfred von den gleichen im stillen geschäftigen Feinden beschuldigt wurde, seinen Bruder vergiftet zu haben.

Von Dunkel und Nacht umfangen lag Konrad im Sarge, den seine Freunde vom Festlande hinüberführten auf Siziliens Küste. Dort in der Stadt Messina, die seinen Vorfahren getreu gewesen war wie ihm selbst, bereitete man dem Frühgestorbenen eine prunkvolle Leichenfeier. In der Hauptkirche der Jungfrau Maria, zu der die Messinesen angeblich so nahe Beziehungen haben, daß ein eigenhändiger Brief von ihr dort als kostbare Reliquie verehrt wird, im prunkvollen Dom unter den grauen antiken Säulen errichtete man einen mächtigen Katafalk. Hochaufgebaut wuchs er stattlich empor, unzählige Kerzen aber umflammten den Ehrenbau für den gestorbenen Herrscher. Da geschah ein seltenes Unglück. An einer der Kerzen entzündeten sich die Draperien und Tücher, die Flammen krochen daran empor, wuchsen, breiteten sich aus, loderten höher und höher hinan, bis auch die hölzerne, flache Balkendecke des Domes erfaßt worden war und mit dem Katafalk zugleich einen riesenhaften, brennenden Scheiterhaufen bildete. Was

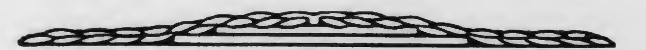
blieb, war eine dachlose, rauchende Kirchenhalle, war eine Handvoll Asche von dem vernichteten Körper des Herrschers. Mit pietätvoller Sorgfalt sammelte man diese Asche und barg sie in bleierner Truhe. Die fand einen Platz im wiederhergerichteten Dom, den Manfred mit neuer, der alten geschickt nachgebildeter Decke versah; die Truhe umgab man mit einer Umfassung aus schwarzem Stein und schmückte diese mit einem Reliefbild des Königs, das von Sancia Eredia soll gefertigt gewesen sein. Dann kamen in späteren Tagen die traurigen „Verschönerungen" über den Dom, und auch die alte, scheinbar würdige Ruhestätte Konrads fiel ihnen zum Opfer. Das jetzige, theatralische Ehrengrab trat an ihre Stelle, das den Sohn Kaiser Friedrichs durch die auf den Dombrand bezugnehmende Inschrift ehrte:

Konrad, ausgezeichnet als Herrscher durch Kriegsruhm
und Schönheit,
Für deine Asche gab dir Zankle die eig'ne zum Lohn.

Nun ruht hier die Asche des Herrschers, mit dem der Stamm der Hohenstaufen sich zum Sturze neigte, schräg gegenüber von der steinernen Tafel mit den Privilegien Heinrichs VI., die mit ihrer zeitlichen Beziehung auf die Besitzergreifung Siziliens den Weg des Geschlechtes zu stolzester Höhe bezeichnet. Diese beiden ernsten Denkmäler unserer Geschichte weihen für uns Messinas Dom. Aber zur deutschen Geschichte gesellt sich die deutsche Poesie. Mit klingenden, singenden Versen umtönt sie die Stadt am sizilischen Ufer, läßt Wellenrauschen und Wogenbranden erwachen und erzählt auch ihrerseits, ohne ihn zu nennen, von dem größten der Hohenstaufen. Schiller hat seine Zeit wieder auferweckt, als er den »Taucher« dichtete. Jene Zeit einer glänzenden, bunten, zugleich

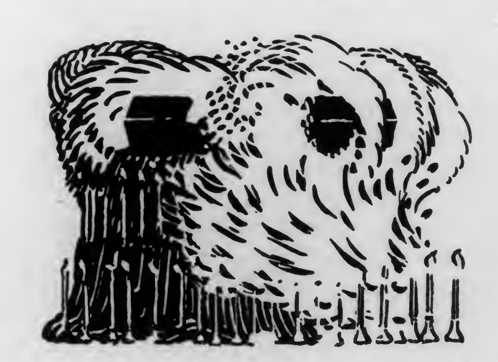


bedeutenden und heiteren Hofhaltung, in der es an Spielen, Scherzen, Abenteuern nicht fehlte. Ein gewagter, tragisch verlaufender Scherz des Kaisers war es auch, den Schiller besungen hat. Die Klippe, die schroff und steil hinaushängt in die unendliche See, hat er allerdings hinzuerfunden, es gibt eine solche nicht bei Messina. Der Platz des Kaisers bei jenem Taucherabenteuer war der Leuchtturm auf der sichelförmigen, den Hafen umfassenden Landzunge, nicht jener größere, bekanntere Faro auf dem Promontorio Peloro. Der Held der Geschichte aber war nicht der Edelknappe „sanft und keck", sondern ein Taucher von Beruf. Ein Mensch, der sich so gern im Wasser umhertrieb, daß ihm seine zornige Mutter soll angewünscht haben, er möge nur dort noch sein Vergnügen finden und auf dem Lande nicht mehr ausdauern können. Er hieß Nicola oder Cola Pesce und stammte aus Catania. Von seinen Erzählungen über die Wunder des Meeres in seinen Tiefen hörte Kaiser Friedrich II. und beschloß, den kühnen Taucher auf die Probe zu stellen. Beim Leuchtturm von Messina befand und befindet sich einer jener durch wechselnde Strömungen in der Meerenge hervorgerufenen Wirbel, die zusammen die Sage von der Charybdis erzeugt haben, seiner besonderen Gestalt nach il garófano, die Nelke genannt. In diesen Wirbel warf der Kaiser von des Leuchtturms Höhe einen silbernen Becher hinab, und Nicola brachte die kostbare Beute glücklich wieder ans Licht. Aber die Glieder bebten ihm vor Schrecken über furchtbare Dinge, die sich in den Wassertiefen seinen Blicken offenbart hatten, und er weigerte sich hartnäckig, das Wagnis ein zweitesmal zu bestehen. Erst als der Kaiser ihm eine verdoppelte Belohnung verhieß, überwand sein Wunsch, sie zu verdienen, seine Furcht.



Er stürzte sich abermals in den Wirbel, der ihn jetzt für immer verschlang. Der Mönch aber, der die Geschichte aufgezeichnet hat, setzte mißbilligend hinzu, „solcher Neugierigkeiten, Abergläubigkeilen, Wißbegierigkeiten, Verkehrtheiten und Mißbräuchlichkeiten" sei der Kaiser voll gewesen. Der Leuchtturm steht nicht mehr, der dies von Schiller in eine höhere Sphäre des Gefühls emporgehobene Abenteuer mit angeschaut hat; in den Tagen Kaiser Karls V. ist jener alte Turm niedergelegt und durch einen neuen ersetzt worden. Aber die Wogen des blauen Meeres umspülen dies Bauwerk heute wie das ehemals dort errichtete, die schöne Bergküste Kalabriens blickt zu ihm herüber, der Wirbel zeichnet seine seltsame Nelkenform in die Flut. Unablässig ist um den Turm her Bewegung und Regung, die Strömung treibt an ihm vorüber vom Norden zum Süden, vom Süden zum Norden, die Wellen drängen sich an seinen Fuß —

Es kommen, es kommen die Wasser all,
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder.





XVI

Tagliacozzo. — Avezzano. — Santa Maria della Vittoria. — Scurcola.

I.

Konradins Ende.

Die Niederlage.

Tagliacozzo: Der Ort. — Das Schlachtfeld. — Avezzano. — Santa Maria della Vittoria: Die Klosterruinen. — Scurcola: Santa Maria.

„Aus dem Stamme des Drachen ist ein giftiger Basilisk entsprossen. Schon verpestet er mit seinem Hauch Toscana. Durch raffinierte Lügen putzt er seinen Flitter auf; die einen sucht er durch Bitten, die anderen durch Geld vom Wege der Wahrheit abzulenken. Dies ist der unbesonnene Knabe Konradin, Enkel Friedrichs, einstmaligen Kaisers der Römer, des von Gott wie von seinem Vikar durch gerechtes Urteil Verworfenen."

Mit solchen Worten begrüßte Papst Clemens IV. den kühnen Hohenstaufensohn, der über die Alpen kam, um das Erbe seiner Väter in Italien in Anspruch zu nehmen. Mit ihm hatte die päpstliche Partei nicht im Ernste gerechnet; man hatte geglaubt, von den verhaßten

Hohenstaufen erlöst zu sein. Als nun doch die Kunde kam, daß Konradin sich rüste, seine Erbansprüche zu verfechten, da begrüßte man sie zuerst mit ungläubigem Lächeln, dann mit wachsender Unruhe, zuletzt mit lauter Angst und wilder Wut. Mit jener Wut, von der die Worte des Papstes ein so beredtes Zeugnis ablegen.

An denselben Papst aber schrieb ungefähr fünfviertel Jahre später der durch ihn herbeigerufene Karl von Anjou: „Die von allen Gläubigen längst ersehnte Freudenbotschaft bringe ich Euch, allermildester Vater, und der heiligen römischen Kirche, meiner Mutter, wie einen süßen Weihrauch in Demut dar und bitte Euch, Vater, eßt von dem erbeuteten Wild Eueres Sohnes." Das von Franzosenwaffen erbeutete Wild war der besiegte Konradin. Zwischen den beiden Schreiben liegt sein kurzer Traum von Herrschaft und Glück, liegt der furchtbare Sturz aus dem Licht in die Nacht. In drei scharf abgeteilte Akte — Niederlage, Gefangennahme, Hinrichtung — ist sie vom Schicksal geschieden worden. Auf dem Schlachtfelde von Tagliacozzo spielte der erste Akt.

Tagliacozzo, die kleine Bergstadt in den Abruzzen, ist eigentlich ohne Recht und Ursache dazu gekommen, daß einer der großen Wendetage der Geschichte nach ihr benannt wird. Sie hat in Wahrheit weder mit der Schlacht, noch mit dem Schlachtfeld etwas zu schaffen, auf dem Konradin von Karl von Anjou geschlagen wurde. Konradin ist von Tagliacozzo her in den Kampf gezogen, das ist alles. Von der Stätte dieses Kampfes ist der Ort noch etwa sechs Miglien entfernt. Das weiter östlich gelegene Scurcola hätte gerechteren Anspruch darauf, der Schlacht den Namen zu geben; denn ihm zu Füßen breitete des jungen Hohenstaufen Lager sich aus. Ortskundige Hi-



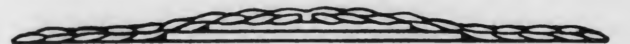
storiker sprechen denn auch vielfach bei uns von der Schlacht von Scurcola, während die Franzosen sie nach ihrem Lagerplatze bei Alba benennen. Trotzdem ist es vergebliche Mühe gewesen, Tagliacozzo um sein Gewohnheitsrecht zu bringen. Die Tradition ist stärker als Gegenbeweise, und einer der Großen — Dante in seiner »Hölle« — hat sie geheiligt. Er hat von Tagliacozzo gesungen, „wo gesiegt ohne Waffen der alte Alardo", hat mit diesem Verse zugleich einer zweiten Ueberlieferung das Daseinsrecht bekräftigt und jene blutige Schlacht mit einem Schimmer von Romantik umkleidet. Denn Alardo steht bei ihm an Stelle von Erardo für den französischen Namen Erard de Valéry, und in der Figur dieses alten Ritters erblicken die Franzosen eine Art von männlicher Jeanne d'Arc, einen unerwarteten Retter in großer Not. Er soll auf dem Heimweg aus dem heiligen Land am Abend vor der Schlacht in das Lager des angstvollen Karls von Anjou gekommen sein, er soll den Schlachtplan entworfen, die Treffen geordnet, vor allem die List ersonnen haben, die schließlich zum Siege der Franzosen führte. Darum spricht auch Dante von einem Sieg ohne Waffen.

Im heißen Hochsommer des Jahres 1268, am 10. August, war Konradin von Rom aufgebrochen, wo der Begrüßungsjubel einer wetterwenderischen Bevölkerung ihn laut umbraust hatte. Der nächste Weg nach seinen Erblanden wäre der über Ceprano gewesen, den zwei Jahre früher Manfred zu seinem Verderben gewählt hatte. Aber der Paß von Ceprano und die Verteidigungslinie bis Kapua hin waren durch das Heer Karls von Anjou so stark besetzt, daß ein Durchkommen hier unmöglich schien. So wandte Konradin sich östlich auf das Sabinergebirge zu, an dessen Eingang Tivoli mit seinen Wasser-

fällen ihn begrüßte. Seinem trefflichen Heere, das aus ungefähr zehntausend Deutschen, Italienern und Spaniern bestand, gaben die Römer weithin das Geleite. Mit ihm zog der Senator von Rom, der ihm verwandte Heinrich von Kastilien, mit ihm schlachtkundige Häupter der römischen Ghibellinen, mit ihm Friedrich von Oesterreich, sein Freund. Auf dem hier eingeschlagenen Wege, der alten Via Valeria, war es vielleicht möglich, den Gegner zu umgehen und eine Vereinigung mit den allezeit getreuen Sarazenen von Luceria zu erreichen, die den Aufstand gegen die Franzosen in jener Gegend entfesselt hatten, sobald Karl von Foggia aufgebrochen war. Auf öden Gebirgspfaden drangen Konradin und seine Genossen weiter und weiter ins Herz der Berge, bis Tagliacozzo und Scurcola erreicht waren, und sich die weite, von einem Felsenkranz umrahmte palentinische Hochebene vor ihnen auftat. Aber Karl war der Umgehung durch Eilmärsche zuvorgekommen — über den genauen Weg der beiden Heere streiten die Kriegsgelehrten — und stand am 22. August seinem jugendlichen Feinde gegenüber. Sein Heer war schwächer als das des Gegners, daher seine Hoffnung auf Sieg nur gering, seine Seele voller Sorgen; den zehntausend Mann, die für Konradin kämpfen wollten, konnte Karl nur etwa sechstausend gegenüberstellen. Es waren vornehmlich Franzosen, tapfere Südprovenzalen, doch hatte sich ihnen auch noch zusammengewürfeltes Gesindel angeschlossen, von dem eher Schaden als Nutzen zu erwarten war. Bei Alba, Scurcola gegenüber, an einer der Höhen jenseits der weiten palentinischen Ebene, hatte Karl sich gelagert. Unterhalb von Scurcola stand Konradins überlegene Macht, und Karl sah mit bangem Herzen dem kommen-



den Morgen entgegen. Dies war der Augenblick, in dem ihm durch das unvermutete, wundergleiche Kommen des alten Erard de Valéry Rat und Hilfe geworden sein soll. Der erfahrene Krieger soll mit scharfem Blick die Lage überschaut und klug zur List gegen die Uebermacht geraten haben. Nun vertraute Karl — so heißt es — ihm den Oberbefehl an, und der „alte Alardo" bildete drei Treffen, von denen das erste gegen ein kleines, die palentinische Ebene durchschneidendes Flüßchen Salto vorrücken und den jenseits des Wassers gelagerten Feind beschäftigen sollte, während das zweite die Bergabhänge unterhalb Alba, wo das französische Lager aufgeschlagen war, decken sollte. Dem dritten Treffen, dem achthundert erprobte, ritterliche Kämpfer zugewiesen wurden, war der entscheidende Schlag zugedacht. Es wurde hinter einem Bergvorsprung und Baumgrün in der Nähe des Oertchens Cappelle verborgen aufgestellt. In diesem Hinterhalte blieb auch Karl von Anjou selbst; mit seinen Waffen und seinen Abzeichen aber wurde ein ihm ähnlicher Krieger, der Marschall von Cousance, vorsichtig ausgerüstet, der das zweite Treffen befehligte. Die Zweiteilung des Heeres, wie sie scheinbar auf der französischen Seite bestand, geschah bei den Deutschen in Wahrheit. In zwei große Treffen hatte Konradin mit seinem Berater, dem Marschall Korff von Flügelingen, seine Streitmacht eingeteilt. Die Kastilier, Lombarden und Toskaner waren unter dem Befehl Heinrichs von Kastilien, des Grafen Galvano Lancia und des Grafen Gerardo Donoratico beim ersten, Konradin selbst mit seinem Marschall und mit seinem Freunde, Friedrich von Oesterreich, beim zweiten. Zwei Miglien ungefähr waren die beiden Lagerplätze voneinander entfernt.



Am Morgen des 23. August begann die Schlacht. Die Deutschen hatten tagszuvor die Furten im Salto, der vor ihrem Lager floß, ausgekundschaftet und überschritten ihn mühelos. Mit dem Schlachtrufe „König Konrad!" stürmten sie vor, und so gewaltig war ihr Andrang, daß Karls erstes Treffen durch Heinrich von Kastilien sogleich in die Flucht geschlagen wurde. Weithin verfolgten die Sieger die Fliehenden und besäten das Feld mit Leichen der Erschlagenen. Das zweite französische Treffen wagte nun einen selbständigen Angriff, doch ihm wurde ein gleiches Los wie dem ersten. Auch hier ein rasch erstürmter Sieg des deutschen Heeres. Der Marschall von Cousance in seiner Königsrüstung fiel, und mit dem Glauben, Karl von Anjou selbst getötet zu haben, steigerte sich der Triumph seiner Feinde. Wäre Karl jetzt vorgedrungen zur Unterstützung der Seinigen, leicht wäre dieser Tag in Wahrheit sein letzter geworden, und, wie ein Chronist es ausdrückt, „die Schar seiner Auserwählten hätte nicht ausgereicht zur Speise für die feindlichen Schwerter." Aber klug hielt sich der Kluge zurück, brach nicht hervor aus dem Hinterhalt, ließ die Deutschen den Taumel des vermeintlichen Sieges bis zur Neige auskosten und seinen jungen Gegner sich berauschen an den brausenden Rufen: „Hoch König Konrad V.!" Nie wieder sollte Konradins Ohr diesen Namen vernehmen. Denn jetzt, als die Deutschen sich sorglos dem Ruhen, Plündern, Baden im Salto hingaben, jetzt kam gleich einem unvermuteten, plötzlich heraufgezogenen Gewitter Karl von Anjou mit seiner verborgenen Mannschaft aus dem Hinterhalt hervor, stürzte sich auf die Ueberraschten, Bestürzten und entriß ihnen den kostbaren Besitz, den sie schon fest in ihren Händen zu halten ge-



glaubt hatten: den Sieg dieses Tages. Bis ins Lager unterhalb Scurcola drangen die Franzosen vor, trieben die Flüchtenden vor sich her an diesem Orte vorüber bis Tagliacozzo hin, das ihnen, plötzlich die Gesinnung wechselnd, seine bis dahin freundschaftlich geöffneten Tore verschloß. Auch der von seiner Verfolgungsjagd zurückkehrende Heinrich von Kastilien wurde jetzt geschlagen, mehr als viertausend Leichen bedeckten das Schlachtfeld. Kurze Rast machte Konradin im Castel vecchio bei Tagliacozzo, dann begann seine verzweifelte Flucht.

Auf dem Felde von Scurcola wurde am 23. August des Jahres 1268 die Hohenstaufenherrschaft in Italien zertrümmert für immer. Karl aber feierte zum Dank die Jungfrau Maria, seine vermeintliche Helferin und Siegspenderin. Wie er der Auserwählte der Kirche war, so suchte er sich auch stets mit den Heiligen des Himmels auf guten Fuß zu stellen. Er hatte, während blutiger Kampf auf dem Schlachtfelde tobte, die Hilfe der Mutter Gottes angerufen und eine Messe mitten im Kriegslärm lesen lassen. Und als ihm nun der Sieg durch List gelungen war, da ließ er dort, wo das Lager der Deutschen gestanden hatte, ein Kloster und eine Kirche zu Ehren der Jungfrau Maria prächtig erbauen und mit französischen Mönchen besiedeln. Santa Maria della Vittoria wurde von ihm dieses Kloster getauft. Aber ein gerechtes Schicksal hat ihm und anderen Stiftungen Karls, durch die seine Siege verewigt werden sollten, die Dauer verweigert. Wie bei Scurcola, so hat er auf dem Schlachtfelde von Benevent, wo Manfred ihm erlag, und beim heutigen Boscoreale solch einen Siegeskirchenbau erstehen lassen. Aber alle drei sind hinweggefegt worden vom blutbefleckten Boden. Erdbeben und andere Zerstörungsmächte

haben sie rasch wieder vernichtet, und sie sind entweder ganz verschwunden, so daß man ihre Stätte nicht mehr kennt, oder spärliche Ruinentrümmer allein erzählen an ihrer Stelle heute noch vom blutigen Karl von Anjou und seinen Triumphen.

An einem silbernen Tage bin ich nach dem Schlachtfelde von Tagliacozzo gefahren. Ich weiß keinen anderen Ausdruck für das unbeschreiblich feine Licht und für die Harmonie wunderbar zarter Farben an diesem Apriltage. Morgens, als ich abfuhr von Rom, war der Himmel noch dicht mit Gewölk verhangen. Ich hoffte kaum darauf, die Sonne zu sehen. Aber bald kam Bewegung in die Massen von Dunst; ineinander und auseinander wogten die Wolken, und als ich auf die Wasserstürze von Tivoli vorüberfahrend niedersah, da fiel von der Seite her ein erster Sonnenstrahl auf den weißen, fallenden Schaum, ihn verheißungsvoll vergoldend. Und im weiter wogenden Wolkenkampf errang sich das himmlische Licht einen immer mehr wachsenden Sieg. Das Blau der göttlichen Höhe wurde frei, ungehemmt ergoß die Sonnenflut sich in alle Tiefen des Gebirges. Aber ein Rest von dem silbergrauen Wolkenschleier des Morgens war doch hängen geblieben in der Luft, und im Sonnenlichte selbst wogte ein silberner Strom über all die mächtige Schönheit einer mehr und mehr ins Erhabene gesteigerten Gebirgslandschaft hin. Unermüdlich emporklimmend, bohrte sich die Bahn immer tiefer hinein in die Bergwelt. Sie ließ unter sich zurück, was ihr vor kurzem noch nahe gewesen war, zeigte die Linie nach Subiaco, die in Mandela von ihr abgezweigt war, als eine gewundene Straße tief unten im Tal, auf der ein Zug wie eine kurze, schwarze Schlange dahinkroch, und eroberte sich die Höhen grauer Felsen-



nester, die von oben her zu ihr hinabgedroht hatten. Stufenweis erklomm sie die Paßhöhe zwischen tyrrhenischem und adriatischem Meere, bald mächtig ansteigend, bald wieder ebener fortlaufend auf erreichter Höhe. Mit mächtigem Tunnel durchbrach sie den mächtigen Felsenwall, der sie vom alten Marserlande trennte, und nun war der Weg nicht mehr weit, bis der Name Tagliacozzo, der für uns eine große geschichtliche Tragödie bezeichnet, als nüchterne Stationsaufschrift in schwarzen Buchstaben auf gelblicher Mauer grell hervortrat.

Das also war Tagliacozzo! Da lag es rechts von der Bahn, ein Felsennest, wie ich so viele schon auf dieser Fahrt erblickt hatte. Die Ebene scheuend, klimmen sie alle am Bergabhang hinan, oft eine ganze Felskuppe bis zur Spitze hin mit grauen Häusern umkleidend und mit einer alten Burg bekrönend. Im wesentlichen glich ihnen Tagliacozzo, doch fanden sich bei näherer Betrachtung auch Besonderheiten. Der Ort war der Ebene ein wenig freundlicher gesinnt als andere Genossen; beim Bahnhofe zeigten sich wenigstens die ersten Versuche zu modernen, freundlichen Villenbauten auf der freien Fläche. Die alte Stadt freilich erstrebte die Höhe, schräg aufwärts gebaut bis zum Fuß einer jäh emporsteigenden Felsenmasse, die gleich einer natürlichen Festung den obersten Gipfel bildete. Für heute wenigstens. Ehemals hat auch sie noch eine von Menschenhänden erbaute Burg tragen müssen, das Castel vecchio vermutlich, wo Konradin rastete nach verlorener Schlacht. Ein paar kümmerliche Reste von Mauern, eine leere Fensteröffnung zeigten sich dort hoch oben dem suchenden Auge. So mit grauen Felsen und grauem Gemäuer bekrönt, hob sich das graue, schräge Profil der Stadt von anderen Felswänden ab. Denn

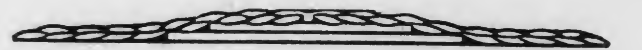
Tagliacozzo ist auf der einen Seite von einer schroffen Schlucht erbaut, aus der sich der Imele hervordrängt, und die Felsen der anderen Seite, die bis zu schneegekrönten Höhen hinanwachsen, geben dem steinfarbigen Orte seinen steinernen Hintergrund.

Bei Tagliacozzo sah ich die weite Fläche des Schlachtfeldes noch nicht, das nach jenem Orte genannt wird. Erst bei Scurcola tat sich mir dieses Hochtal auf, in seiner feierlichen Schönheit wahrlich „gemacht zu süßerm Ding, als sich zu schlagen". Ein großes, gedehntes, flaches Oval war eingebettet in den Kranz der auf allen Seiten emporsteigenden Berge, die nächsten von mäßiger Höhe, doch alle kahl, felsig und grau, die ferneren gewaltig emporgetürmt, mit weißen Mänteln und Bändern von Schnee leuchtend überdeckt. Ein stolzer Gewaltiger unter ihnen, der Monte Velino mit seinem Doppelgipfel, dem Watzmann ähnlich im Schneeschmuck des Frühlings. Und in dieser an sich so großen und schönen Landschaft bewirkte der Silberton des Tages das lieblichste Wunder. Alle Farben und Lichter zwang er unter seine Herrschaft, mischte die grauen, rötlichen, weißen und gelblichbraunen Töne durcheinander und gab ihnen seinen Silberglanz. Unten bei Rom waren die Mandelbäume schon lange verblüht, hier in dem hochgelegenen Tale hatten sie die Knospen eben erst erschlossen und standen überall auf der Fläche mit ihren großen, runden Blumenkronen. Doch auch ihre Farbe verwandelte sich hier, das Weiß der Blüten wurde zum feinen, schimmernden Silber, und wo einzelne von diesen Bäumen an den Hängen der fernen Berge standen, da erschienen sie wie schwebende, silberne Wölkchen vor dunklerem Silbergrau. Der Schnee der Höhen, die graublauen Abstürze darunter, die Felsen, Wiesen und Ort=



schaften, sie alle trugen den gleichen schönen, silbernen Schleier.

Am Schlachtfeld entlang trug mich bis Avezzano der Zug. Ich entstieg ihm erst hier, weil ich in dem größeren Ort einen Wagen am Bahnhof zu finden hoffte. Doch war es ein Irrtum. Ein Omnibus nur stand wartend bereit und führte mich mit Geschütter und Geklapper in die Stadt hinein, wo die Möglichkeit war, einen Wagen zu erhalten. So sah ich auch Avezzano und war nicht böse darüber. Irgend ein interessanter Zug ist fast all den kleineren italienischen Städten eigen. Hier war es das Kirchenfest eines Ortsheiligen, das ihm die besondere Farbe gab. Vorbereitungen zu einer abendlichen Illumination waren in den Straßen getroffen, um die Piazza her standen Pfähle mit Beleuchtungsvorrichtungen und sonstiger Zier. Einer von ihnen war immer mit dem Wappen einer Stadt Italiens geschmückt, der nächste dann mit kriegerischen Trophäen, in Blech oder Holz ausgeschnitten und aus einem Helm, einem Panzer, zwei Schilden und gekreuzten Fahnen gebildet. Ich habe diese Trophäen besonders im Gedächtnis behalten; denn ich sollte sie am selben Tag und an bedeutsamer Stelle wiederfinden. Auch blieb mir Zeit, sie zu betrachten, bis mein Wagen kam. Endlich aber war er bereit, und es ging nun aus der Stadt hinaus auf das weite Feld. Ich fuhr zurück nach Scurcola hin, die Bahn überschreitend, auf der ich gekommen war. Eine große Einsamkeit und Stille war um mich her. Ringsum die weite Fläche, den Blick in die Ferne lockend, dahinter der Bergwall, der Eintritt und Ausgang zu verbieten schien. Die Ortschaften meist in der Ferne, bergan gebaut. Rechts am Hügel Atrosciano, in dessen Nähe das französische Lager war, oben



darüber das in uralte Zeiten zurückreichende Alba, zur Linken der Monte Felice, hinter dem Karl von Anjou im Hinterhalt lauerte. Geradeaus das graue Scurcola, auf den Seiten andere Felsennester, in der Ebene nur das kleine Cappelle, das ich durchfuhr. Es zog mich zunächst auf die eigentliche Stätte der Schlacht, zu den Ruinen des Klosters Santa Maria della Vittoria, die den Kampfplatz mit urkundlicher Gewißheit bezeichneten. Von der Bahn aus hatte ich vergeblich nach ihnen gespäht. Jetzt wurde mir klar, warum ich sie nicht gesehen hatte. Mit ein paar großen rötlichen Häusern hat sich eine behäbige Tenuta unmittelbar daneben angesiedelt und so die an sich unscheinbaren Klostertrümmer dem Auge des Vorüberfahrenden verborgen. Ich aber hatte mir vorgenommen, mein mitgebrachtes Frühstück auf diesen Ruinen zu verzehren, und ich habe mir die stimmungsvolle Freude gemacht. Ein altes Ehepaar, das gleich Philemon und Baucis hier hauste, die Rinder ihres Tenutabesitzers seit vierzig Jahren bewachend, kam mir entgegen, zuerst voller Mißtrauen, dann mit jener großen, herzlichen Freundlichkeit, die den Italiener überall dort auszeichnet, wo er durch die Berührung mit dem großen Fremdenstrom noch nicht verdorben worden ist. Der Alte führte mich zuerst an eine Stelle der zerstörten, bis auf Manneshöhe kaum erhaltenen Klostermauern, wo ein Quader mit roter Inschrift eingelassen war, und ich las hier in der Stille auf den Trümmern jenen Vers des Dante:

e da Tagliacozzo
Ove vinse senz' arme il vecchio Alardo.

Damit erstand vor meiner Seele der Tag der blutigen Schlacht, und ringsum belebte sich mir das Gefilde



mit den Gestalten der Kämpfenden. Seltsam tot und kalt aber wirkten daneben die grauen Ruinen des vernichteten Klosters. Es liegt auf sumpfigem Boden, und die von den Mauern umzogenen Räume sind mit Wasser, Schlamm oder nassem Gras erfüllt. Von Architekturformen ist am Gebäude selbst nichts mehr zu erkennen, der Grundriß nur tritt hervor mit dem Klosterhof im Innern, um den sich die Baulichkeiten lagerten. Aber von den schmückenden Teilen sind einzelne Trümmer doch noch erhalten und liegen verloren im Gras und im Sumpf. Da sind Stücke von kräftig profilierten Gewölberippen und reiche Blattkapitäle, mehrere von ihnen an einen einzigen Quader angearbeitet, ehemalige Bekrönungen von Säulenbündeln. Ein seltsamer Hüter aber wacht in den Ruinen: an eine zertrümmerte Mauer im Klosterhofe gelehnt, steht eine große Gewandstatue ohne Kopf, ohne Füße und Arme, ein Marmorwerk, vielleicht antiken Ursprungs. Hier an diesem Ort aber wirkt diese kopflose Gestalt wie eine symbolisch grauenhafte Verkörperung des furchtbaren Schicksals, das Konradin so bald nach der verlorenen Entscheidungsschlacht erwartete.

Lange Zeit habe ich dort auf einer brombeerumrankten Mauer am ehemaligen Klosterhofe gesessen. Ein flacher, mit Rasen durchwachsener Teich erfüllte den Raum, eine kreisrunde, gemauerte Brunnenöffnung ragte aus dem Wasser hervor. Dort unten sangen ein paar Frösche mit merkwürdig melodischen Stimmen, hoch oben in der Luft sangen die Lerchen. Ich hatte der Weite des Tales den Rücken gewendet und sah nach dem nahen Scurcola hinüber, das mir — ganz wie Tagliacozzo vorher — sein steinernes Profil vor steinernem Hintergrunde zeigte. Ein Felsennest, aus dem Felsen geboren und von seiner Farbe,

stieg es gleichfalls von der Ebene aus an einer Schräge rechtshin auf die Höhe, die es eroberte und auf der Spitze mit einer turmumwehrten Burg besetzte. Dahinter auch hier neue Felsen, unten grau und blau, die Spitzen und Rücken mit Schnee bedeckt. Eine Fülle von blühenden Mandelbäumen, die den ganzen Stadtberg rechts vom Orte selbst bedeckten, gab aber dem ernsten Bilde hier einen freundlichen Zug, und eine Kirche, die sich oben unmittelbar an die alte, drohende Burg anlehnte, fügte eine religiöse Note hinein. Ein viereckiger Turm, von einer Pyramidenspitze bekrönt, kündigte das Gotteshaus weithin an, auch sah die mit Strebepfeilern gegliederte Langseite der Kirche stattlich nieder ins Tal, während ein runder Eckturm vom Kastell sich schwerfällig daneben stellte. Der alte Mann, der die Tenuta bewohnte, sagte mir den Namen der Kirche: Santa Maria. Ich wußte nun, daß ich zu ihr hinansteigen mußte, denn sie bewahrt ein merkwürdiges Andenken aus dem zertrümmerten Kloster. Im Jahre 1525 hat man in seinen Ruinen ein holzgeschnitztes, angeblich aus Frankreich stammendes Madonnenbild wieder aufgefunden, das Karl von Anjou zur Erinnerung an seinen Sieg über den jungen Hohenstaufen in die Klosterkirche gestiftet hatte. Dies Bild hat man in die Schloßkapelle hinaufgebracht und sie dann später zu der stattlicheren Kirche Santa Maria umgebaut. Ihm zuliebe habe ich mich auf den Weg nach Scurcola gemacht und bin die steilen, steinreichen, unfahrbaren Straßen zur Kirche hinangestiegen. Weltfernes Menschendasein tat sich mir dabei auf. Die Leute, die dort hausen, erblicken nichts als Steine, Himmel und Sonne. Keine Spur von Grün in dem ganzen Orte, kein Weingerank an den Häusern, keine Pflanze, keine Blume vor einem der Fenster. Neben



der durch rohe Treppenstufen gegliederten Straße trat häufig mitten zwischen den Behausungen der natürliche Fels hervor, die Wohnungen selbst glichen oft nur lichtlosen Höhlen. In und vor den Türen kauerten die Frauen des Ortes, alte und junge, mit stiller Arbeit beschäftigt, webend, strickend, Garn windend, spinnend mit uralter Spindel. Ein Weib saß allein auf den Steinen der Straße. Sie bettelte nicht, aber sie sagte mir, sie sei fünfundneunzig Jahre alt, und streckte mir einen nackten Arm entgegen, an dem sie die Haut vom Knochen emporzog, um zu beweisen, daß kein Fleisch mehr darunter sei. Ein Schauder überlief mich beim Anblick solcher Armut und solcher trübe hindämmernden Existenz. Ich fragte, wo denn alle die Männer seien, von denen ich keinen erblickte. Die Frauen bewegten verneinend die Hände; alle seien fort, alle ausgewandert, alle nach Amerika, um Geld zu verdienen. Nur ein paar ganz alte sind noch im Orte zurückgeblieben. Ich sagte scherzend, die Ausgewanderten würden sicherlich reich zurückkommen und Berge von Geld mit sich bringen; da ging ein Leuchten von Glück und Hoffnung über die Gesichter der einsamen Frauen, als wäre ein Abglanz des erträumten Goldes darauf gefallen.

Ganz oben hob sich die Kirche mit geschwungenem Treppenvorbau stattlich hervor und erschloß neben den Häusern hin schöne Durchblicke auf das Tal mit seinem Silberduft. Vom Kastell daneben sollte die Aussicht noch weiter und freier sein, aber es war baufällig und blieb mir verschlossen. Die Kirche dagegen war offen, das Innere von herkömmlichen Renaissanceformen, weiß, rot und blau bemalt. Passionsbilder hingen an den Pfeilern, viele Kronleuchter, grün und rot umhüllt, von der gewölbten Decke nieder. Ueber dem Hochaltar war ein

großer, oben rundbogig abgeschlossener, verglaster Schrein. Eine Frau bedeutete mich, dort sei die berühmte Madonna. Und in der Tat sah ich hinter dem Glas ein Marienbild, undeutlich erkennbar, doch gemalt, nicht geschnitzt. Es bedurfte noch einiger Vorbereitung, bis ich die Santa Maria della Vittoria selbst erblicken durfte. Ein Kind lief fort, um eine andere Frau zu holen, ein paar Lichter vor dem Schrein wurden angezündet, und endlich zog die neu herbeigekommene Frau an einer verborgenen Schnur. Nun sah ich, daß die gemalte Madonna sich auf einem Vorhang befand; er ging in die Höhe, und das erinnerungsreiche Bildnis der Gottesmutter enthüllte sich mir in goldener, barocker Umkleidung. Altertümlich, aber nicht unschön thronte die holzgeschnitzte Maria dort oben über dem Altar, Mutter und Kind beide gekrönt, sie mit dem Szepter der Himmelskönigin, das Ganze graubraun holzfarbig bemalt, nur Kronen und Szepter vergoldet. Außer den beiden Gestalten aber sah mein in die Höhe gerichteter Blick noch etwas anderes. Rechts und links von dem goldfunkelnden Heiligenschrein erhoben sich Siegestrophäen, in beinahe der gleichen Form, wie ich sie zu Avezzano auf dem Marktplatz erblickt hatte. Der Helm, der Panzer, die gekreuzten Fahnen, die beiden Schilde auch hier, — nur daß diese mit den französischen Lilien geschmückt waren. Die Mutter Gottes, zu der Karl von Anjou während der Schlacht gebetet hatte, zwischen französischen Wappenzeichen auf der Felsenhöhe von Scurcola!

Mögen diese Lilien wirklich auf den französischen Sieg und auf die französische Herrschaft rückwärts deuten, mögen sie das Wappenzeichen eines der Päpste aus dem gleichfalls die Lilie führenden Hause Farnese darstellen, sie gewinnen für uns dort in der einsamen Kirche neben der Santa



Maria della Vittoria eine besondere, tragische Bedeutung. Sie künden immer wieder feindlichen Triumph über deutsche Waffen. Sie wecken stets aufs neue das Andenken an den Untergang des Hohenstaufengeschlechtes und an die Herrschaft eines grausamen Tyrannen. Tief hat mich ihr Anblick in jener Kirche bewegt, und sie haben das ernste Bild von dieser im Sonnenschlaf liegenden Felsenstadt mit ihren verlassenen, auf die fernen Männer wartenden Frauen in meiner Seele nur noch trauriger gemacht.





XVII

Astura.

Konradins Ende.

II.

Die Gefangennahme.

Astura: Die pontinischen Sümpfe. — Der Turm von Astura.

Einmal noch sah Konradin die alte Hauptstadt der Welt. Einmal noch kam er nach Rom, wo man den Einziehenden ganz vor kurzem erst so begeistert begrüßt hatte. Doch jetzt kam er als Flüchtling, halb sinnlos vor Verzweiflung, und bei seinem Anblick, bei der Nachricht von seiner Niederlage verwandelte sich das Antlitz der Stadt. Bald hielten seine Freunde dort sein Leben für nicht mehr gesichert; sie rieten zu weiterer Flucht. Unsicher, wohin er sich wenden solle, dachte Konradin zuerst an den Versuch, durch das Gebirge über Saracinesco nach Apulien zu gelangen, doch gab er diesen Plan wieder auf. Mit wenigen Getreuen wandte der Flüchtende sich nun der Küste zu, durchkreuzte die öde, trümmerbedeckte Campagna, kam unterhalb Velletri in die Maremmen mit ihrem dichtverwachsenen Buschwald und gelangte so nach dem einsamen, grauen Turm von Astura.

Hier war er am Ziele; der Schauplatz für den zweiten Akt seiner Tragödie war erreicht.



Astura ist ein Unglücksort von altersher. Eine ganze Reihe von traurigen oder schrecklichen Ereignissen knüpft sich an diesen Namen. Von hier ist Cicero, der auf Asturas Küste eine Villa besaß, in den Tod gegangen. Hier hat sich Oktavian, hier hat sich Tiberius die Krankheit geholt, von der sie beide nicht wieder genesen sollten. Und als Caligula kurz vor seinem Ende von Astura nach Antium segelte, da hängte sich ein Fischchen, Remora genannt, an den Mast seines Fünfruderers, „und dies betrachtete man als eine Vorbedeutung nahen Todes". Vier Große, denen dieser Ort Verderben gebracht hat! Und nach diesen tragischen, mit Astura verknüpften Ereignissen in der antiken Welt ist die Stätte dann später für immer gebrandmarkt worden durch einen unvergeßlich gemeinen Verrat. Hier ist Konradin seinen Verfolgern schmählich ausgeliefert worden. Seit jener Stunde haftet am Namen des Turmes von Astura ein tragischer Klang, und die Wellen selbst, die seine Mauern bespülen, rauschen an unser Ohr mit melancholischem Ton.

Auch an mir hat Astura versucht, seinen üblen Ruf zu bewähren. Dreimal habe ich mich auf den Weg gemacht nach dem Unglücksturm, und erst beim dritten Mal ist mir's gelungen, ihn zu erreichen. Bei den beiden ersten Versuchen unterbrach allerlei Mißgeschick jedesmal meinen Weg. Endlich aber gelang es. An meinem letzten Sonntag in Rom erzwang ich die Fahrt, und auch an diesem Tage schien der Himmel sie mir verweigern zu wollen. Scirocco! Nicht jener sanfte, heimtückisch erschlaffende Sciroccowind, von dem Rom so häufig heimgesucht wird, sondern ein echter Südsturm, der dichtgeballte graue Regenwolken unter dem Himmelsgewölbe mit wildem, schnaubendem Brausen vor sich herfegte. Die Palmen

in meinem Nachbargarten schlugen verzweifelt mit ihren Wedeln in die Luft, die hängenden Zweige der hohen Eukalyptusbäume wehten wie langes grünes Haar im Sturm, und in dem schwarzgrünen Laube der Steineichen auf der Piazza delle Terme war ein unheimliches Zischen und Pfeifen. Das wurde noch ärger, als der Zug den Schutz des Bahnhofes, der Häuser und der Wasserleitungen verlassen hatte und nun durch die weite, freie Campagna dahinfuhr. Das Gras wurde niedergedrückt vom Sturm, die spärlichen Bäume bogen sich abwärts, als wenn sie brechen sollten, gelblich-graue Wolken wie von aufgewühltem und fortgetragenem Sand wälzten sich nahe dem Boden über die gepeinigte Fläche und gaben ihr die unheimliche Farbe solcher Sciroccotage. Im Glauben, daß der Sturm an der Küste ganz unwiderstehlich wüten würde, war ich in Cecchina bereits entschlossen, von Anzio gleich mit dem nächsten Zuge nach Rom zurückzufahren. Aber es war merkwürdig. Je mehr die Bahn sich der Küste näherte, um so gelinder tobte der Kampf in der Luft, und neben dem Bahnhofe von Anzio standen fast unbewegte Bäume friedlich da. Der graue, wogende, regendrohende Himmel freilich blieb, das Blau des Meeres war ausgelöscht, im Nebelgrau war das Gebirge verschwunden, und selbst mein Ziel, der Turm von Astura, schien vertilgt vom Erdboden. Aber die Hauptsache blieb: die Fahrt war möglich, und so bin ich denn wirklich nach dem Turm von Astura gefahren.

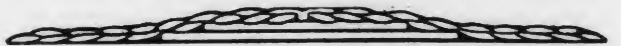
Zuerst ging es noch durch belebte Welt. Anzios hübsche Villen für sommerliche Badegäste begleiteten mich mit ihren immergrünen Gärten eine ganze Strecke weit. Mitunter gaben sie rechtshin zwischen dem dichten, vom Seewind landeinwärts gebeugten Gesträuch einen Blick aufs Meer



hinunter frei, das mit seiner weißen, flachen, scheinbar niedergepreßten Brandung dort unten am Fuße des erhöhten, steil abfallenden Ufers kochte und brauste. Dann aber schoben sich wieder helle Häusermauern dazwischen, zur Linken thronte die stattliche, hügelgetragene Villa Borghese in weitem, grünem Park, über dessen Mauer Geranien und Rosen herüberblühten. Auf der Landstraße war bis zum Nachbarort Nettuno hin allerlei Bewegung von sonntäglich geputzten Italienern, oft eng zusammengedrängt in primitiven Fuhrwerken, um die Wonne der zum Feiertag gehörenden Wagenfahrt fröhlich zu genießen. Mit seinen grauen, zinnenbewehrten Befestigungen stellte sich Nettuno in den Weg und blieb zurück, eine größere Einsamkeit begann. Noch ein paar Badehütten am Strande, Gartenmauern, dann Kasernenbauten auf grüner Fläche, Baracken daneben. Ein großer Artillerie-Schießplatz, an dessen Eingang ich das vorigemal, der Schießversuche wegen, hatte umkehren müssen, tat sich mir heute ohne Hindernis auf. Soldaten spielten Boccia oder machten sich sonst zu schaffen, um die Langeweile zu töten. Dann blieben auch sie zurück, und nun sah das Auge ringsum nichts Lebendiges mehr. Eine Schützenkette, die den Weg zu versperren schien, stellte sich beim Näherkommen als eine Reihe menschenähnlich zugeschnittener, aufgepflanzter Bretter dar, und auch ein Reiter, der zur Linken auftauchte, verlor bei genauer Betrachtung den Anschein des Lebens. Er war von Holz wie die Kanone daneben, ein bewegliches Ziel gleich ihm für die Granaten der Geschütze. Das Drahtseil aber, das den toten Dingen Regung und Bewegung verleihen konnte, lag wie eine lange, dunkle Schlange still am Boden. Alles ruhevoll und schweigsam, nur von rechts her unablässig die unermüd-

liche, mächtige Stimme des Meeres — und in der Höhe die grauen, jagenden Wolken, die von geheimnisvollem Leben beseelt herankamen und vorwärtsschossen.

Jetzt begann die tiefe, vollkommene Einsamkeit. Nach allen Seiten hin dehnte sich die ungeheuere, grüne Weite fast ohne Hügelwellen, ringsumher vom gelbgrauen Dunst mit schattenhaften Wänden umstellt. Nur die Vegetation wechselte. Von dem endlosen Buschwalde freilich, den Gregorovius hier noch meilenweit gesehen hatte, war nichts mehr übriggeblieben; er war ausgerottet worden mit Stumpf und Stiel. Aber darum war doch noch ein Wechsel im Grün. Bald blüten Asphodeloswiesen bis in die verschleierte Ferne hinein, und unzählige rötlich-weiße Blumenkerzen brannten auf grünen Armleuchtern, die aus den schlanken, schilfähnlichen Blättern emporwuchsen. Ein dem Eukalyptus ähnlicher, scharfaromatischer Duft ruhte hier auf den Flächen, in deren Grün die Blüten die dumpfe Farbe von welkenden Rosen mischten. Bald erhoben sich aus kurzer Grasnarbe die noch im Entfalten begriffenen Wedel des Adlerfarnkrautes, das die verschwundene Machia durch weitgedehnte Wälder im kleinen zu ersetzen suchte. Bald leuchteten rosarote Orchideen von fremdartiger Form neben kleinen, weißen, hyacinthenähnlichen Blüten oder ein ganzes Feld von gelben Schwertlilien wob einen matten Goldglanz in den grauen Tag. Diese dem Wasser befreundeten Pflanzen aber zeigten an, daß der Charakter der Gegend sich verändert hatte. Das feste Land war zurückgeblieben, die pontinischen Sümpfe hatten begonnen. Von einer wirklichen Straße war nicht mehr die Rede; nur Wagengeleise im weichen, dunklen Boden wiesen die Richtung. Schwarze Wasserlachen legten sich dem Wagen in den Weg, zuerst flach und leicht passierbar,



dann tiefer und tiefer. Die dunkle Flut spritzte empor unter den Hufen des Pferdes, umspülte die Räder, stieg bis zu den Achsen, drang in den Wagenkasten selbst hinein. Kaum vermochte das Pferd noch vorwärts zu kommen auf dem unsicheren Boden. Es keuchte, versagte, blieb stehen in immer kürzeren Pausen. Der Kutscher wechselte mit Peitschenschlägen und Ueberredungskünsten, um das Tier vorwärts zu bringen. „Quant' è bello!" rief er schmeichelnd, wenn ein besonders tiefer und schwarzer Wasserpfuhl sich auftat, — „wie schön ist es, wenn du da hineingehst!" Aber der Gaul war fast immer entgegengesetzter Ansicht, und erst ein erneuter Peitschenhieb überzeugte ihn, wenn auch nicht von der verheißenen Schönheit, so doch von den traurigen Pflichten des Pferdelebens. Zuletzt aber versagten seine Kräfte wirklich, die zitternden Beine stemmten sich auf den Boden, und aus der ganzen Haltung sprach ein endgültiges: „Bis hierher und nicht weiter." Zum Glück war aber nun auch das langersehnte, vergeblich erspähte Ziel ganz in der Nähe. Der Wagen hatte eine Wendung nach rechtshin gemacht dem rauschenden Meer entgegen, und mit einem Male hatte sich der Schauplatz verwandelt. Ein langhingezogener Dünenwall, hinter dem sich ein dichter, dunkler Pinienwald erhob, hatte den Blick nach jener Seite hin seit geraumer Zeit gehemmt. Jetzt aber hatte der Wagen diesen Dünenrücken in einer Furche durchschnitten, und vor mir lag das Meer in wilder Majestät. Etwa zehn Minuten noch entfernt aber winkte von rechts das graue Ziel meines Weges, der Turm von Astura.

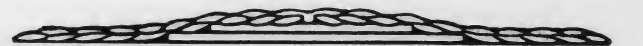
Küstenlandschaft jetzt, mit Sumpflandschaft gemischt. Eine grüne, von Wasserlachen durchsetzte Fläche landeinwärts, dann auf das Meer zu der Dünengürtel, bald

schmaler, bald breiter. Auf dem breiteren Rücken der Pinienwald, lang hingedehnt, auf dem schmaleren Damm hier noch echte Macchia, wie die Räuber sie lieben. Eng, fast unentwirrbar ineinandergefilzt, immergrünes Gesträuch mit lederartigem, vom Seewind gehärtetem Grün, eine mannshohe Wildnis, der ein scharfer Duft entströmte. Weiter der sandige Absturz der Dünen zum Meere hinunter, mit fremdartigen Pflanzen bewachsen. Am Dünenfuß aber noch nicht gleich der feste, glatte Strand, wie wir ihn kennen an den Küsten des Nordens. Hier schob sich noch einmal ein Streifen von Sumpf zwischen Düne und Meer, und jenseits dieser Mischung von Wasser und Land erst wogte die unendliche, brandende Salzflut. Ein einziger schmaler Pfad leitete am Dünenfuß entlang zwischen Sand und Sumpf zu dem alten, steinernen Wächter von Astura, zu diesem Turme, der aus einem breiteren, mit Zinnen bekrönten, viereckigen Unterbau emporwuchs. Eine verzweifelte Schwermut ruhte an diesem Sciroccotage auf ihm und seiner Umgebung. Finster und grau stand er selbst vor dem grauen Himmel, in den Farben des Meeres aber gesellte sich zu dem herrschenden Grau ein mattes, unheimliches Gelb und Grün, aus dem die weiße, zischende Brandung hervorquoll und mit gierigen Zungen am Ufer leckte. Ein Teil des Pinienwaldes war niedergebrannt, und die von den Flammen geschwärzten Baumstumpfe ragten traurig aus dem gelbgrauen Boden empor, während versengte Wipfel melancholisch im Winde rauschten. Die Stimme des Meeres aber sang ein feierlichmächtiges Lied, aus dem Zerstörungsdrang und eine Klage zugleich über das Zerstörte hervorzuklingen schien.

Aus dem Dünenwall, der halbkreisförmig die Küste säumte, wuchs eine sandige Zunge nach der See zu her-



vor. An ihrem Ende lag der Turm von Astura. Die erste natürliche Schutzwehr bot ihm ein Agavenzaun, der die äußerste Spitze dieser Sandzunge abtrennte, doch bot eine Tür in ihm Eingang. Ein paar dürftige Baulichkeiten zeigten sich hier, der Turm selbst aber herrschte als einziges Bauwerk von Kraft und Bedeutung über die ganze Gegend. Er stand nicht unmittelbar auf dem festen Lande; mit flachen Bögen führte eine steinerne Brücke zu ihm hinüber und vermittelte, zuletzt mit einem hölzernen Steg, der wohl die Stelle der früheren Zugbrücke einnahm, an seiner linken Seite den Eintritt. Blickte man von ihr in das Meer hinunter, so zeigte sich ein merkwürdiges Schauspiel. Man sah von oben auf die Fundamente einer römischen Villa nieder, konnte die einzelnen Räume, die viereckigen Zimmer, den ganzen Grundriß genau erkennen, doch waren sie vom Wasser überflutet, und Fische bewohnten sie an Stelle der Menschen. Es mußte ein mächtiges, vielleicht kaiserliches Prachtgebäude gewesen sein; denn auch der Turm selbst ruhte noch auf den antiken Wölbungen, und in den gemauerten Höhlungen unter ihm heulte das ungeduldige Meer. An der Tür, zu der die Brücke hinüberleitete, stand ein Verbot, den Turm ohne Genehmigung des Finanzministeriums in Rom zu betreten, doch ein Herr in Jägertracht, der mir beim Agavenzaun begegnet war, hatte mir gesagt, daß auch der Brigadiere der jetzt hier wachehaltenden Zollwächter die Erlaubnis erteile. Nach ihm suchte ich daher zunächst und sah, einen inneren Hof durchschreitend und weiter auf einer steinernen Freitreppe hinansteigend, daß der Turm nur den weithin sichtbaren Mittelpunkt eines kleinen Seekastells bildete. Die Treppe führte zu einer Terrasse hinan, die auf dem Dache des unteren Kastells ruhte, von



seinen Zinnen mit fester Brüstung umkränzt wurde und noch ein kleines Haus für die Doganieri trug. Der Brigadiere begrüßte mich mit italienischer Liebenswürdigkeit und führte mich zunächst in sein im Turme selbst gelegenes Zimmer, wo ein Fremdenbuch in hübschem, ledergeschnitztem Einband bereit lag. Es war ein musterhaft sauber gehaltener Raum, auf dem eine schwere Balkendecke lastete; weiter in die oberen Zimmer vorzudringen war unmöglich, weil sie vom Fürsten Borghese, dem jetzigen Eigentümer von Astura, jenem Herrn vermietet worden waren, dem ich begegnet war, und der sich der Jagd wegen hier aufhielt. Wieder ins Freie tretend, konnte ich deutlich erkennen, daß der eigentliche Turm die Form eines Fünfecks hatte, dessen scharfe Spitze dem Lande zugekehrt war, während er der See eine flache Mauer zuwandte, von der die anschließenden Wände rechteckig nach hinten gingen. In dem Häuschen auf der Terrasse hatten die Zollwächter sich eine saubere Küche eingerichtet. Hier bewirteten sie mich mit gutem Wein und holten, sobald sie ein wenig zutraulicher geworden waren, einen Korb mit jungen Katzen hervor, mit denen sie lachend spielten, während zwei Katzenmütter mit behaglichem Schnurren unsere Füße umstrichen.

Ein Idyll am Schauplatz einer Tragödie! Seltsam wirkte dies ruhige Dasein an dem Orte, wo sich ein weithin wichtiges Menschenschicksal grausam entschieden hatte. Bis hierher war Konradin auf seiner Flucht von Rom her mit Friedrich von Oesterreich, mit dem Grafen Galvano Lancia, mit zwei Edlen aus dem Hause della Gherardesca gelangt. Sie hatten das Meer in angstvoller Eile gesucht, um ein Schiff zu finden, das sie nach Pisa, vielleicht nach Sizilien hinübertragen konnte, wo es noch



gut stand um die Sache des jungen Hohenstaufen. Ihre Hoffnung schien sich hier zu erfüllen. Die Leute im Kastell von Astura gaben ihnen das gewünschte Schiff, und Konradin belohnte sie mit Kleinodien, die er bei sich trug. Aber diese Kostbarkeiten wurden an ihm zum Verräter. Die Wellen hatten sein Schiff bereits hinweggetragen, als er sich plötzlich durch ein anderes Fahrzeug verfolgt, eingeholt und gezwungen sah, zum Lande zurückzukehren. Der Herr des Turmes, Giovanni Frangipani, hatte die Kleinodien gesehen und aus ihnen den hohen Rang des Flüchtlings erkannt. Jetzt gab sich Konradin ihm zu erkennen, flehte um seine Hilfe, versprach sogar, wie es heißt, sich seiner Tochter zu vermählen. Aber alles war umsonst. So großen Anlaß Frangipani gehabt hätte, den Hohenstaufen Treue zu bewahren, — das Gold Karls von Anjou lockte doch stärker. Nach einigem Zaudern gab er den jungen Fürsten in die Hände seiner ihm nachgeeilten Verfolger und befleckte seinen Namen für immer mit der Schmach gemeinsten Verrats. Aber auch auf Astura, das dieses Verrates Schauplatz war, und auf den eigenen Sohn zog er damit Verderben herab. Als im Jahre 1282 die französische Herrschaft vom Blute der Sizilianischen Vesper hinweggeschwemmt worden war, da gedachten die Sizilianer auch des Ortes, wo man den unglücklichen Hohenstaufenfürsten verraten hatte. Der Flottenkapitän Bernardino da Sarriano führte 1286 den Rachezug gegen das Kastell von Astura; der Sohn Frangipanis wurde von den Vergeltern erstochen, das Schloß zerstört. Nur der feste Turm trotzte den Wütenden. Er hat sich gerettet durch der Zeiten Wandel unter mannigfach wechselnden Besitzern. Wie die graue Seefeste aus den Händen eines Grafen Benedetto, der sie im 10. Jahrhundert besessen hatte, zuerst an das Kloster der Heiligen Bonifazio und Alessio in Rom, von diesem an die Grafen von Tuskulum, darauf an die Frangipani übergegangen war, so traten am Anfang des 14. Jahrhunderts an deren Stelle zunächst die Orsini, dann die Caetani und nach ihnen die Colonna, die Astura 1594 an die apostolische Kammer verkauften. Von ihr erwarben 1831 die Fürsten Borghese den Turm, denen er heute noch gehört. Ein neueres Kastell ist um ihn her gebaut worden, er selbst aber steht unerschüttert aufrecht, horcht auf das langvertraute Brausen des Meeres und erzählt von einer großen deutschen Tragödie auf italienischem Boden.

Oft noch habe ich rückwärts auf ihn geschaut, als ich am Dünenfuß wieder entlang schritt, habe auf das Rauschen des Windes in den Pinienwipfeln und auf das gewaltigere Brausen des nahen Meeres gelauscht. Tief habe ich mir das grauumschleierte Bild in die Seele geprägt, und für immer bewahre ich nun den mächtigen Eindruck der grandiosen, tragischen Einsamkeit von Astura.





XVIII

Neapel.

Konradins Ende.

III.

Die Hinrichtung.

Neapel: Piazza del Mercato. — Santa Maria del Carmine. — Sühnekapelle auf der Piazza del Mercato. — Santa Croce del Purgatorio. — San Martino.

„Dort hinein bringst du mich niemals mehr,“ sagte mein Freund, als wir aus der Porta del Carmine zu Neapel wieder heraustraten auf die breite, freie Strada Nuova und nun den reinen Atem des nahen Meeres freudig verspürten. Wir kamen von der traurigen Stätte, wo der junge Konradin seinen furchtbaren Tod und sein frühes Grab gefunden hat. Aber die schmerzlichen Erinnerungen dieses Ortes waren es nicht, die meinen Freund zu seinen Worten bewogen. Es war der Ort an sich, der ihn schaudern machte. Und in der Tat hatten wir im Lauf einer halben Stunde hier mehr Elend, Armut, Verlumptheit, Schmutz und Häßlichkeit gesehen als sonst in Tagen — selbst in Neapel. Ein Weib war an uns vorübergewankt, gelb, gebeugt, von irgend einer tödlichen Krankheit zusammengekrümmt, deren gräßliche Ausdünstung wie Verwesungsgeruch noch auf Minuten hinterher die Luft ringsum verpestete. Wie eine Gestalt aus Dantes »Hölle« war sie vorbeigeglitten, der böse Genius einer verfehmten Stätte.

Auf den ersten Anblick ist der Ort gar nicht so häßlich. Es gibt gerade in Neapel unzählige Straßen und ganze Stadtteile, dic weit enger, finsterer, unheimlicher sind, wo man mit einem Gefühle körperlicher Beklemmung wie aus der Tiefe eines Brunnens an den schwindelnd hoch emporwachsenden Häusermauern hinaufblickt. Hier ist im Gegensatze dazu Raum und Licht. Von der Porta del Carmine aus hat man stadteinwärts nur ein paar kurze Straßen weit zu gehen, um sich, die stattliche Kirche Santa Maria del Carmine rechts lassend, auf der Piazza del Mercato, der Todesstätte des letzten Hohenstaufen, zu befinden. Es ist ein sehr weiter, freier, länglicher Platz, der mit hohen Häusern rings umstellt ist. Auf drei Seiten ist er geradlinig begrenzt, auf der vierten folgen die Bauten einer sanften Bogenlinie, und in der Mitte dieses Bogens erhebt sich eine hübsche, hellfarbige Kirche in heiteren und verhältnismäßig reinen Barockformen. Von hinten schaut eine Kuppel, mit schlanker Laterne gekrönt, herüber. Das ist die Kirche Santa Croce del Purgatorio al Mercato, bedeutsam durch ihren Ursprung, bedeutsam durch ihren Inhalt. Auch die Piazza selbst ist nicht ohne Schmuck. Symmetrisch zueinander aufgestellt, erheben sich auf ihr, der geraden Langseite nahe, zwei Brunnen in eigenartiger Barockform. Ein schwerer, viereckiger, jedoch an den Ecken abgestumpfter Unterbau verjüngt sich nach oben; er ist mit steinernen Kränzen und Guirlanden verziert, oben mit Bögen und Masken abgeschlossen. Schlank und flott steigt auf ihm ein kleiner Obelisk in die Höhe, der durch einen konstruktiven Kniff so leicht in der Luft zu schweben scheint wie eine Lanzenspitze auf dünnerem Schaft. Auf der weiten, hellen Schaubühne dieses Platzes könnte sich ein behagliches und buntes Volksleben abspielen, aber nur geringe



Zeichen davon erblickt man, wenn einmal ein fliegender Händler heranzieht, ein Trommler oder Pfeifer mit ohrenzerreißender Musik voraus, ein mit Fähnchen und farbigem Papier kindlich aufgeputzter Karren hinterher. Solch ein heiteres Bild bleibt vereinzelt; alles, was man sonst noch erblickt, ist mit dem untilgbaren Stempel schmutzigen, stinkenden Elends gezeichnet. Um die beiden hübschen Brunnen sammeln sich widrige Abfälle in Haufen, überziehen den Boden weit umher und machen ihn schlüpfriger noch, als er ohnedies bereits ist. Denn wenn auch die Sonne brennt und den Grund von anderen Plätzen ausdörrt, hier hält sich die Feuchtigkeit länger als anderswo und glättet auch das Pflaster mit einem zähen, widrigen Schlamm. Das Traurigste und Gräßlichste an diesem Ort aber sind die Menschen. Wer in all die hier vorüberziehenden Gesichter blickt, in denen Fieber, Hunger, Verbrechen und Hoffnungslosigkeit wohnen, wer die Ausdünstungen der Lumpen einatmet, in die sich das Elend an diesem Orte einhüllt, der kehrt bald voll Grauen dem wohlgestalteten Platze den Rücken, wo die Sonne so viel Abscheuliches bescheint.

Und doch ist es eine Stätte, an der kein Deutscher vorübergehen sollte. Das tapfere Sterben eines jungen Fürsten auf dem Blutgerüste hat sie für uns geheiligt. Bei Tagliacozzo besiegt, bei Astura gefangen, zu Neapel verurteilt, ist Konradin hier am 29. Oktober des Jahres 1268 mit zehn Genossen unter Henkershand gestorben. Zuerst war er von Astura nach einem anderen, festeren Schlosse — wahrscheinlich Nettuno —, dann weiter nach Genazzano geführt worden, wo sich das Hauptquartier Karls von Anjou zur Zeit befand. Von dort wurde Konradin mit anderen Gefangenen nach der Felsenburg

San Pietro auf der Bergeshöhe über Palästrina gebracht und hier eingekerkert, um endlich zu Neapel aus dem letzten Gefängnis in den Tod zu gehen. Die erschütterndste von allen Tragödien unserer Geschichte fand auf der Piazza del Mercato ihre blutige Katastrophe. Eine ungeheuere Menschenmenge war, nicht aus Neapel allein, zusammengeströmt, um diesem Schauspiel beizuwohnen. Dem Neapolitaner war es eine willkommene Genugtuung für erlittene Schmach. Denn fünfzehn Jahre nur waren verflossen, seit Konrad IV., Konradins Vater, ihre Stadt belagert und eingenommen, ihre Mauern niedergelegt und ein gewaltiges, ungezügeltes Erzroß, das neben dem Dome stand und als ein Abzeichen städtischer Freiheit galt, in spöttischer Herrscherlaune mit einem Zügel symbolisch in seinen Dienst gezwungen hatte. Die Eroberung Neapels war die ruhmvollste Tat in der kurzen Zeit seiner Herrschaft in Italien gewesen, und nun stand sein Sohn hier in derselben Stadt auf dem Blutgerüste. Man hatte die Stätte der Hinrichtung mit einem Tuch aus karmoisinrotem Sammet überdeckt, und auf den königlichen Purpur strömte das königliche Blut. Wenn aber auch die Neapolitaner den hier vor ihren Augen vollführten Mord mit befriedigtem Rachegefühl im Herzen betrachteten, schon damals haben viele andere das Entsetzen über diese Tat offen verkündet. Man weiß, daß der eigene Schwestersohn des französischen Tyrannen den Protonotar Robert von Bari, der die klägliche Komödie des Prozesses gegen Konradin geleitet hatte, unmittelbar nach der Verlesung des nun von ihm verkündeten Urteils auf der Stelle niederstach. Und in sagenhafter Ausschmückung hat das beleidigte Gerechtigkeitsgefühl des Volkes diese Tat noch weiter ausgemalt und hat auch den Scharfrichter durch



einen anderen Henkersknecht ermordet werden lassen, weil er nicht wert gewesen sei, so viel edles Blut zu vergießen. Geschäftig hat überhaupt die von dem blutigen Schauspiel erregte Phantasie der Menschen den Vorgang ausgeschmückt. Racheheischend soll Konradin einen Handschuh vom Blutgerüst herabgeworfen haben; zweimal noch soll das abgeschlagene Haupt Friedrichs von Oesterreich den Namen der Jungfrau Maria gerufen haben. Von Konradin aber, der in Wahrheit als erster starb, wird erzählt, er habe den blutigen Kopf des Freundes aufgehoben, ihn geküßt und mit heißen Tränen benetzt. Auch seine eigenen letzten Worte vor dem Empfangen des Todesstreiches hat man vielfach verändert und umgedichtet, hat ihn eine große Rede halten lassen, wie der seinem Rachewerk zuschauende Karl, der von einem Balkon oder Erker aus der Hinrichtung beiwohnte, sie gewiß nicht geduldet hätte. Menschlich und eben darum gewiß auch historisch wahr ist der überlieferte Schmerzensruf des noch nicht siebzehn Jahre alten Fürsten: „Oh Mutter, welch' furchtbare Nachricht wirst du von mir erhalten!"

Der Name des Platzes, der zu so traurigem Ruhm gelangte, weckt leicht eine falsche Vorstellung von seiner Gestaltung zu jener Zeit. Er war bis dahin keineswegs der Marktplatz des alten Neapel, sondern ein freies Feld zwischen dem Ufer des Meeres und der Stadt, deren Mauern sich ein gutes Stück weiter landeinwärts erhoben als heute, — ungefähr dort, wo gegenwärtig der neu durchgelegte Corso Umberto I. die Häusermassen durchschneidet. Vor den Toren befanden sich nur vereinzelte Bauten meist kirchlicher Art, kleine Kapellen für die Vorüberwandernden und größere Besitzungen der Klöster. In der Nähe des Hinrichtungsortes erhob sich eine bescheidene

Kapelle, Santa Maria della Grotta mit Namen, auch der Besitz des Klosters von San Severino befand sich dort. Erst Karl I. von Anjou verlegte den wöchentlichen Markt, der sonst mitten in der Stadt war abgehalten worden, hinaus auf die von ihm geschaffene Piazza del Mercato, und bis zum Jahre 1872 ist hier ein großer Fruchtmarkt abgehalten worden. In der Zeit nach Konradins Tode wurde diese Gegend mehr und mehr bebaut; so schenkte Karl im Jahre 1270 den Begründern des Hospitals von Sant' Eligio dort ein größeres Grundstück. Aber der Tod Konradins übte auch direkten Einfluß auf die Herstellung neuer Bauten. Die Nachricht von seiner Gefangenschaft hatte seine unglückliche Mutter in Herzensangst nach Neapel getrieben, um zu versuchen, ob sie mit hohem Lösegeld nicht ihres Sohnes Leben von Karl erkaufen könne. Aber schon auf der Seefahrt erhielt sie die Nachricht von seinem schrecklichen Ende, und sie kam nun, wie es heißt, nach Neapel in einem Schiffe, das ganz in die schwarze Farbe des Todes gekleidet war und mit schwarzen Tauen und Segeln den Schmerz der Mutter verkündete. Da sie dem Lebenden nicht mehr zu helfen vermochte, so galt ihre erste Sorge dem Grabe des Toten. Er war nach der Hinrichtung mit seinen Genossen im Sande des moricinischen Feldes eingescharrt worden, nahe dem Judenkirchhof an einer Stelle, die Arena genannt wurde. Ihr Name bekam Dauer in der Kirche Sant' Arcangelo all' Arena beim Anfang der Via di Borgo Loreto. Konradins Mutter, die bei den neapolitanischen Schriftstellern und auch in verschiedenen Inschriften immer fälschlich Margarete statt Elisabeth genannt wird, richtete zunächst an den Mörder ihres Sohnes die Bitte, dessen Grab mit einem Marmordenkmal schmücken zu dürfen.



Karl zog ihren Wunsch angeblich in Erwägung, um ihn dann zu versagen mit der Begründung, ein solches Denkmal würde stets die Deutschen an ihre Herrschaft über dies Land und an Konradins Tod erinnern, würde sie zu Rachegelüsten aufstacheln und zum Wunsche, das Verlorene wiederzugewinnen. Das eine nur wurde gestattet, den Leichnam Konradins zugleich mit dem Friedrichs von Oesterreich aus dem ungeweihten Boden in die kleine Kirche Santa Maria della Grotta zu überführen, wo sie unter dem Altare beigesetzt wurden. Auch dazu ließ Karl I. sich im Jahre 1269 herbei, zur Vergrößerung dieser Kirche ein Stück des moricinischen Feldes zu schenken. Die Mittel zum Umbau des Gotteshauses, das als Besitz der Karmelitermönche nun den Namen Santa Maria del Carmine bekam, spendete aber die trauernde Mutter Konradins, und noch nach Jahrhunderten fand sich im Verzeichnis der zu lesenden Messen an erster Stelle die Verpflichtung der Mönche zu einer täglichen Seelenmesse für sie und für ihren Sohn. Mehr und mehr vergrößerte und verschönerte sich die Kirche, und heute noch schaut sie — leider im Jahre 1789 gänzlich umgestaltet im barocken Geschmack jener Zeit — stattlich und würdevoll nieder auf die nahe Piazza del Mercato, wo Konradin starb.

Auch die Stätte der Hinrichtung blieb nicht ohne Denkmal. Lange Zeit hat eine dort errichtete Porphyrsäule sie bezeichnet. Wer sie gesetzt hat, ist nicht genau bekannt. Einige behaupten, schon Karl I. selbst habe sie aufstellen lassen und mit ihrer Inschrift seiner Grausamkeit auch noch schamlose Frechheit hinzugefügt. Denn auf ihr waren die Verse zu lesen:

Siegreich ergriff in Astura der Löwe das Junge des Adlers,
Riß ihm die Federn hier aus, raubte den Kopf ihm dazu.

Vielleicht aber stammen auch Säule und Inschrift, ohne Hohn gemeint, von einer anderen, freundlicheren Hand. Seltsamerweise war es ein biederer Gerbermeister zu Neapel, Domenico de Persio mit Namen, der sich etwa hundert Jahre nach der blutigen Katastrophe zum Interpreten der allmählich umgewandelten Volksstimmung machte und jenen mit Königsblut befleckten Platz vor Mißachtung und Mißhandlung schützte. Die möglicherweise damals erst aufgerichtete Säule wurde mit einem Kruzifix bekrönt, eine kleine Kapelle um sie her gebaut und nach dem Kreuz auf der Säule Santa Croce genannt. Sie hatte zwei Eingänge, den einen von Osten, den anderen von Süden, und war mit einem Gewölbe überdeckt. Auf dem Altar, der an der nördlichen Mauer stand, erhob sich die Säule, an der hinteren Wand sah man die Bildnisse der Maria, des Evangelisten Johannes, der Magdalena und der heiligen Ursula; auf der Westseite waren die Hauptereignisse aus Konradins kurzem Leben abgemalt. Bald bemächtigte sich auch dieser Stätte die Sage. Man erzählte, dort, wo Konradins Blut geflossen sei, habe sich auf dem Boden ein Kreis gebildet, wie mit Menschenhand kunstvoll gezogen, der niemals trocken werde. Jetzt gibt es diesen Kreis nicht mehr, aber der ganze Platz ist feucht, und die Leute sagen, das komme von den vielen Tränen, die dort geweint worden seien. Bis zum Jahre 1781 hat diese Kapelle, deren Pflege später die ganze Gerberzunft übernahm, dort gestanden; Tischbein, Goethes Reisebegleiter, hat sie noch bei seinem ersten Aufenthalt in Neapel gesehen. Auch verschiedene Bilder im dortigen Museum stellen sie dar; das interessanteste von ihnen, das Micco Spadoro gemalt hat, zeigt die Piazza del Mercato von den blutigen Wogen des Aufstandes überflutet, den



Masaniello entfesselt hatte. Hier sieht man im Hintergrunde mitten unter den tobenden Volksmassen die kleine Kapelle gleich einem Felsen in tobender Flut. Im Jahre 1781 ist sie einer Katastrophe zum Opfer gefallen, die jene ganze Gegend betraf. Ein Feuerwerk zu Ehren des Carminefestes erzeugte dort einen furchtbaren Brand. 156 Buden, die sich in acht Reihen über den Markt verteilten, wurden vom Feuer verzehrt, auch die kleine Gedächtniskirche so sehr beschädigt, daß ihr Abbruch erfolgen mußte. So ist sie verschwunden und bei der Neugestaltung des Platzes, die Francesco Securo vornahm, durch den einen der beiden Brunnen ersetzt worden, der auf der Ostseite des Mercato steht. Auch die Bilder aus Konradins Leben sind von den Flammen vernichtet worden, doch hat ein glücklicher Zufall uns eine Nachbildung davon erhalten. Summonte, der Verfasser einer Geschichte von Stadt und Königreich Neapel, die durch ihn bis zum Jahre 1585 fortgeführt wurde, hat uns in diesem Buche jene Bilder aufbewahrt. Es sind vier an der Zahl; das erste stellt Konradins Vorbeimarsch mit seinem Heer an Viterbo dar, wo damals der Papst residierte. Hohe Mauern mit Türmen, deren einer mit Bewaffneten besetzt ist, beschirmen die Stadt, deren Häuser und Kirchen herüberragen. Ein großes Gebäude steht in der Mitte, und von einer Altane an ihm schaut der Papst nieder auf das feindliche Heer. Konradin reitet mit der Krone auf dem Haupt inmitten seiner Krieger, sechs Fahnen mit dem kaiserlichen Adler wehen über dem Zuge. Das zweite Bild führt die Schlacht bei Tagliacozzo vor, offenbar ohne genauere Kenntnis der Lokalität, doch wird Karls Hinterhalt am Monte Felice durch eine Reihe vorragender Lanzenspitzen hinter einem Hügel angedeutet. Astura zeigt



sich auf dem dritten Bilde. Vorn tritt eine Landzunge vor ins Meer, ein Boot liegt hinter ihr, ein alter Fischer steht mit abgezogenem Hute daneben. Zu ihm tritt Konradin, gleich zwei Genossen bäuerlich gekleidet, und hält ihm einen Ring entgegen. Weiter zurück schiebt sich von links der Turm von Astura in die Flut, ein paar größere Schiffe schwimmen auf dem Meere, dem ganz hinten das Kap der Circe der Natur getreu entsteigt. Auf dem letzten Bilde wird man Zeuge der Hinrichtung. Häuser umgeben den Platz, eine einfache Kirche schließt ihn nach hinten ab, ein festungsgekrönter Berg ragt hoch darüber empor. Drei hölzerne Podien sind ganz vorn errichtet. Auf dem zur Linken verliest Robert von Bari, richterlich gekleidet, das Todesurteil und wird im selben Augenblick von hinten erstochen. Auf dem mittleren ist Friedrich von Oesterreich bereits enthauptet worden, sein Körper verharrt in kniender Stellung. Der Henker aber, der einen Hut mit Hahnenfeder trägt, überreicht den abgeschlagenen Kopf an Konradin, der ihn zärtlich betrachtet. Ein dritter Genosse steht, zum Sterben gerüstet, zur Seite. Ganz rechts aber sitzt auf dem dritten Podium Karl von Anjou in einem Sessel, gleich Konradin mit seiner Krone auf dem Haupt, ein liliengekröntes Szepter im Arm, die Rechte befehlend erhoben.

Ein Andenken aus jener Kapelle ist aber in Wirklichkeit, nicht nur im Abbild, erhalten geblieben. In der Kirche Santa Croce del Purgatorio al Mercato ist es zu finden, in dieser Kirche, die den vielen traurigen Erinnerungen des Platzes geweiht ist. Nach Konradins Hinrichtung, nach dem blutigen Aufstande Masaniellos hat er etwas gesehen, das noch viel entsetzlicher war. Das Jahr 1656 brachte eine Pest über Neapel, die massenmordend Men-



schenleben niedermähte wie Gras, und auf der Piazza del Mercato höhlte man gewaltige Gruben aus, in die man die toten Leiber hineinwarf. In der größten von ihnen sollen 47 000 Leichen Platz gefunden haben! So wurde Konradins Richtstätte für Neapels Volk zu einem ungeheueren Friedhof. Den unzähligen Toten zum Gedächtnis aber baute man unfern jener ersten Kapelle eine zweite, die den armen Seelen der Gestorbenen im Fegefeuer geweiht war. Gleich Konradins Kapelle ging sie bei dem großen Brande zugrunde, und beider Erbin wurde nun, auch im Namen, die neugebaute, 1791 geweihte Kirche Santa Croce del Purgatorio al Mercato.

Hier habe ich gefunden, was noch von Konradins Todesort erzählt. In der Kirche selbst freilich war keine Spur davon zu erblicken. Ein müder, mürrischer Geistlicher führte mich endlich in die Sakristei, und hier stand vor mir, zwischen zwei Türen vor der Mauer aufgerichtet, jene denkwürdige Porphyrsäule, die den Hinrichtungsort jahrhundertelang bezeichnet hat. Ein verstecktes, verträumtes Dasein führt an diesem Platze das alte Wahrzeichen; der Weihrauchduft aus der Kirche dringt zu ihm herein, und leise rauschen geistliche Gewänder darum her. Fest und aufrecht steht noch die bejahrte Säule, das Kruzifix auf ihrem Gipfel tragend. Es ist ein schweres, breites Kreuz, dessen Arme in Kleeblattform endigen und in diesen Kleeblättern die kleinen Gestalten eines Pelikans, der Jungfrau Maria und der heiligen Magdalena zeigen. Eine Inschrift läuft um den oberen Säulenrand her und erzählt von dem braven Gerbermeister, der im Jahre 1351 dieses Werk fertigen ließ. Ein anderer seiner Zunft wird auf einem runden, merkwürdigen Travertinblock erwähnt, der vor der Säule

am Boden liegt. Inmitten eines Lorbeerkranzes erblickt man auf ihm ein ausgebreitetes Ochsenfell als Wappen des Gewerbes und rund herum eine Inschrift, nach der ein Gerbermeister im Jahre 1468 diesen Stein hat fertigen lassen. Sensationslustige Fremdenführer sollen ihn den schaudernden Hörern gern als Richtblock zeigen, auf den Konradin sein junges Haupt beugen mußte; in Wirklichkeit war er vielleicht der Schlußstein des Kapellengewölbes und gehörte zu einem Erneuerungsbau von 1468, dem auch die Bilder aus Konradins Leben ihrer Art nach zugesprochen werden könnten.

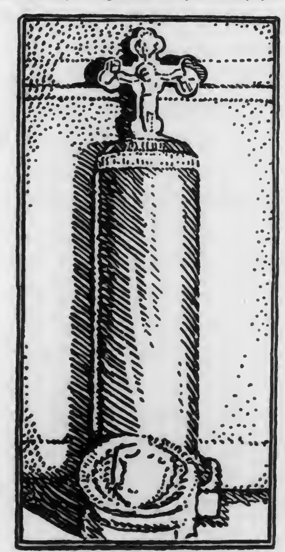
Von dieser Kirche, die so reich ist an blutigen und schrecklichen Erinnerungen, gingen wir schräg über den Platz zu ihrer Nachbarkirche Santa Maria del Carmine, wo Konradins Erdenreste schlafen. Als wir eintraten, war noch Gottesdienst, und wir flohen voll Entsetzen zurück vor dem Gestank der Lumpen, in denen die Menschen hier beteten. Erst als die Kirche leer geworden und etwas frische Luft hineingedrungen war, traten wir wieder hinein und betrachteten voll tiefer Ergriffenheit Konradins schönes, weißes Marmorbild, das hier täglich auf so viel Elend und Laster niederschauen muß. Der Kronprinz Maximilian von Bayern hat es dem unglücklichen Verwandten seines Hauses im Jahr 1847 an einem Pfeiler des Langschiffes errichten lassen, Thorwaldsens Hand hat es entworfen, sein Schüler Schöpf es vollendet. Aufrecht, mit seiner Linken den Griff des Schwertes umfassend, die Rechte auf die Hüfte gestützt, blickt Konradins Jünglingsgestalt mit leichtgebeugtem Haupte schwermütig nieder. Auf dem lang herabhängenden Haare sitzt die Krone, der Helm steht am Boden. Auf dem Piedestal ist zu lesen, daß Maximilian, Kronprinz von Bayern, dem letzten



der Hohenstaufen dieses Denkmal errichtet habe, während in zwei Reliefs an den Seiten Konradins Abschied von seiner Mutter und von seinem Todesgefährten Friedrich von Oesterreich dargestellt ist. Ein in das Pflaster eingelassener Stein der Karmelitermönche bezeugt, daß Konradins in einem Bleisarg eingeschlossene Reste, die früher hinter dem Hochaltar beigesetzt waren, am 14. Mai 1847 hierher überführt wurden. Ein zweiter Stein mit Inschrift hinter dem Altar bezeichnet die Stelle, wo sich das erste dem Unglücklichen gegönnte Grab in geweihter Erde befand.

Unendlich wehmütig ist der Anblick all dieser Denkzeichen, schwer, vergiftet ist die Luft in der Kirche. Gern scheidet man von ihr, um an schönerer Stätte das letzte Andenken dieser Tragödie aufzusuchen. Denn zum Dank für ihre Freigebigkeit gegen die Kirche ist auch Konradins Mutter schon vor Jahrhunderten durch eine Bildsäule geehrt worden. Lange Zeit hat sie an der Ecke eines Hauses zwischen der Kirche del Carmine und der Gedächtniskapelle gestanden, ist dann ins Karmeliterkloster gekommen, von dort in die Sammlung mittelalterlicher Kunst und endlich in das Museum des hoch und prächtig über der Stadt gelegenen Klosters von San Martino. Im fürstlichen Schmuck, die Krone auf dem Haare, das in dicken Flechten über den Ohren liegt, steht hier die königliche Frau mit gesenktem Haupt. Ihr Mantel wird auf der Brust von einer Spange zusammengehalten, die rechte Hand ist abgeschlagen, die Linke trägt eine Geldbörse, ihre Freigebigkeit andeutend. Im Anschauen der Steinfigur aber meint man die letzten Worte Konradins echogleich, leise durch den gewölbten Raum tönen zu hören, die seiner Mutter, dieser Frau hier, galten.

Ihren unglücklichen Sohn benennt man in der Geschichte den Letzten der Hohenstaufen. Und er war wirklich der letzte von ihnen, der die Hand erhob zu der Krone seiner Väter. Aber noch lebten andere seines Geschlechtes, als das Beil des Henkers ihn traf, den Augen der Welt verborgen, vielleicht beklagenswerter noch als er, den ein rascher Tod vor scheinbar endloser Pein bewahrte. Seit langer Zeit schmachtete König Enzio, Friedrichs II. ritterlicher Sohn, im Gefängnis der Bolognesen, seit kurzem war auch Manfreds Witwe Helena mit ihren Kindern in den grausamen Händen Karls von Anjou. Und viele, viele Jahre hat es gedauert, bis auch ihnen ein längst herbeigesehnter, zögernder Tod endlich die Türen ihrer Kerker öffnete, bis die letzten heimgehen durften aus Kaiser Friedrichs Geschlecht.





XIX

Bologna.

König Enzios Gefangenschaft.

Bologna: Palazzo del Podestà. — San Domenico. — Enzios Grabmal.

An einem schönen Spätsommerabend saß ich in einem Café von Bologna. Volkstümlich einfach sah es dort aus: ungedeckte Tische, strohgeflochtene Stuhlsitze, bescheidene Musik auf einem bescheidenen kleinen Podium. Biedere Bürgersleute und Handwerker plauderten beim Wein oder beim Kaffee und horchten dabei zufrieden auf die Musik. Ich freute mich ihres Behagens, doch waren sie es nicht, um derentwillen ich dort saß. Der Ort, an dem sich dies volkstümliche Leben abspielte, beschäftigte meinen Geist, erfüllte mein Herz mit einem besonderen Gefühl. An sich schon war er eigenartig genug. Zwei mächtige gotische Hallen kreuzten sich in ihrer Mitte, während sie mit ihren vier Enden unmittelbar auf die Straße mündeten. Von dort her kamen die Lichter und Laute städtischen Lebens, unter der großen Mittelwölbung aber standen in Nischen ein paar ernsthafte, stumme Figuren aus Stein, zum Teil in ritterlicher, zum Teil in geistlicher Kleidung, — die vier Schutzheiligen Bolognas von Lombardis Hand. Sie blickten regungslos nieder auf die beiden langen Reihen von Tischen, die den

Linien der Hallen folgten und sich gleichfalls hier in dem gedämpften Lichte kreuzten. Feste, breite Spitzbögen streben von einer Seite zur anderen hinüber, an einzelnen Stellen aufgefrischt und verstärkt, wo des Alters Hand gar zu gewaltsam an ihnen gerüttelt hatte. Zwischen ihnen spannten sich die Wölbungen aus, nur in einer der Hallen, dicht neben dem mittleren Kreuzungsraume mit den vier Figuren, wurden sie durch ein dunkles Sprengwerk mit brauner Balkendecke verdrängt und ersetzt. Am uraltehrwürdigsten mutete diese Stelle an, hier war das Mittelalter wieder lebendig geworden.

Unverwandt mußte ich dort hinüber schauen. Ich wußte, über dieser mittleren, viereckigen Halle strebte ein hoher, stattlicher, gleichfalls viereckiger Turm in die Luft, aus Ziegeln erbaut, mit Zinnen gekrönt und nur ganz oben durch ein paar zierliche, säulengeschmückte Fenster oder Galerien in seinem glatten, wehrhaften Mauerwerke belebt. Und ich wußte, daß dieser Turm der bedeutsamste, bis heute noch unentstellte Rest vom alten Palazzo del Podestà der Stadt Bologna war, dessen Name wie ein wehmütiges Glockenläuten in die Geschichte Deutschlands und seiner Kaiser hineinklingt. Denn hier hat als Gefangener der Bolognesen der unglückliche, tapfere Sohn Kaiser Friedrichs II. gelebt, hier hat der blonde König Enzio dreiundzwanzig Jahre lang um die verlorene Freiheit getrauert, bis er das Gefängnis in diesem Palaste mit einer noch engeren Haft in den Grüften der Klosterkirche von San Domenico vertauschen durfte.

Die Bilder seines aus hellem Licht in schwarze Nacht hinabsinkenden Lebens glitten an meinem Geiste vorüber, während ich dort saß und die Hallen des Palazzo del Podestà über meinem Haupt erblickte. Zuerst sah ich

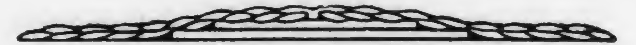


den Fürstensohn, wie er, kaum zum Manne gereift und von seinem kaiserlichen Vater in Cremona zum Ritter geschlagen, mit würdigem Geleite nach Sardinien zog, um sich durch Heirat Besitz und Namen dort zu erwerben. Adelasia war es, mit der er zum Altare trat, die Herrin des Judikates Torre, Witwe eines pisanischen Edlen, dessen Vater sich Besitzungen auf Sardinien erobert hatte. Es war nicht Liebe, was diese Brautfahrt über das Meer veranlaßte. Der uneheliche Sohn des großen Hohenstaufen mußte sich Stellung und Rückhalt schaffen in der Welt des Kampfes, in die hinein er gestellt worden war, und seine Heirat bildete dazu den bequemsten Weg. Nun war es möglich, seinem Namen den Titel eines Königs von Torre und Gallura beizufügen, den er später in den größer klingenden eines Königs von Sardinien verwandelte. Aus dem jungen, länderlosen Prinzen Heinz war so der König Enzio geworden, der seine Rolle beanspruchen konnte in Italiens Geschichte. Mitten hinein in den großen Kampf zwischen Papst und Kaiser stellte sich mit seiner Ehe der kaiserliche Sohn. Denn Sardinien war schon von den Zeiten Friedrichs I. her ein Zankapfel zwischen den beiden feindlichen Mächten, und Adelasia trat mit Enzio vor den Altar wider den Willen des Papstes, dessen Bannfluch die Morgengabe zu dieser Heirat war. Und in der Ehe wiederholte sich nun in verkleinertem Abbild jener große Kampf. Der Papst gewann die Herrschaft über Enzios Gemahlin, sie beschuldigte ihren Gatten des Ehebruchs, beantragte die Lösung des lockeren Bandes, und der Papst erfüllte mit Freuden ihren Wunsch.

Dann sah ich Enzio, wie er, von Ehefesseln befreit, aus eigener Kraft emporstieg zu einem der ersten Feld-



herren seiner Zeit, zum treuesten Diener und Helfer seines kaiserlichen Vaters. Bald hier, bald dort erschien sein blondes Haupt, wie er einherzog an der Spitze seiner Krieger und in der Romagna, in der Mark Ancona, vor allem auf der weiten, grünen Fläche der Lombardei die Sache des Kaisers als dessen Generallegat und oberster Feldherr verfocht. In dem zähen, langwierigen Kampfe der lombardischen Städte untereinander oder gegen den Kaiser war Enzio stets auf Seiten derer, die treu zu seinem Vater hielten. Sieg und Niederlage wechselten, doch war der Erfolg meist seiner Fahne getreu. Zehn Jahre gingen vorüber bei solchem Waffenspiel, eine neue Ehe mit einer Nichte des gefürchteten Ezzelino da Romano fesselte abermals König Enzios Hand, — dann ein anderes Bild: der Kriegsheld als Besiegter in dem Treffen von Oliveto. Von Bologna, das zum Hauptherde päpstlicher Agitation geworden war, kam ihm das Unheil. Mit Modena lag diese Nachbarstadt in beständigem Kampfe. Das Jahr 1249 brachte einen neuen Fehdezug der Bolognesen, Enzio hörte in Cremona von der Bedrohung des befreundeten Modena und eilte zu Hilfe. Die Feinde waren nur noch drei Miglien von der bedrängten Stadt entfernt, Enzio warf sich ihnen entgegen, bei Oliveto in der Nähe von Fossalta kam es zum Treffen, — es waren die letzten Stunden der Freiheit, die der tapfere König sah. Sein Pferd wurde ihm erstochen, sein Heer geschlagen, er selbst mit vierhundert Rittern und zwölfhundert Kriegern zu Fuß von den Bolognesen gefangen genommen. Sie haben ihn, wie es scheint, nicht gleich nach Bologna gebracht, sondern ihn zunächst noch einige Tage in Castelfranco, dann in Unzola — heute Anzola und gleich Castelfranco ein unbedeutender Ort



an der Bahnlinie von Modena nach Bologna — gefangen gehalten. Vielleicht, um in der Zwischenzeit den prunkvollen Triumphzug vorzubereiten, in dem sie den besiegten Krieger und König am 24. August des Jahres 1249 in der Stadt Bologna umhergeführt haben sollen zum Zeichen städtischen Stolzes gegenüber kaiserlicher Macht. Diesen Stolz haben sie auch bewährt, als Friedrich II. in einem nachdrücklichen Schreiben die Freilassung seines Sohnes und der anderen Gefangenen verlangte, als er, wie eine alte, vielleicht jedoch sagenhafte Ueberlieferung berichtet, ihnen zum Entgelt so viel Silber bot, wie nötig sei, um einen Ring vom Umfang ihrer Stadtmauer daraus zu schmieden. Selbstbewußt klang ihre Antwort: Gott habe den Bolognesen geholfen; windige Drohungen könnten sie nicht schrecken. Enzio sei ihr Gefangener und würde es bleiben. Sollte der Kaiser sich rächen, so würde er sie allezeit gerüstet finden. Macht allein hülfe nicht immer; oft würde ein Eber auch von einem kleinen Hunde festgehalten. So schrieben sie dem Kaiser, allem Anscheine nach von vornherein gewillt, seinen Sohn für Lebenszeit gefangen zu halten. Und das Schicksal hat die selbstbewußten Bürger in diesem Vorhaben unterstützt. Nach wenigen Jahren neigte Friedrich II. sein gedanken- und sorgenschweres Haupt im Tode; der einzige, der für Enzio ein Helfer und Erlöser hätte werden können, ging mit ihm dahin. Dreiundzwanzig Jahre schritten schleichenden Fußes an Enzios Gefängnis vorüber, die Hohenstaufenmacht erlosch in Italien, Manfred fiel auf dem Felde von Benevent, Konradin starb zu Neapel unterm Henkersbeil, bevor der Tod mit gnädiger Hand auch ihm die Augen schloß.

Die Bolognesen waren stolz, vielleicht auch menschlich genug, dem Sohne Kaiser Friedrichs II. ein fürstliches Gefängnis zu bereiten. Nicht in einen beliebigen Kerker, in einen abgelegenen Turm schlossen sie ihn ein. Mitten in ihrer Stadt erhob sich damals ein Gebäude, das als der »Neue Palast« mit Recht bezeichnet wurde. Dreiundzwanzig Jahre, bevor König Enzio widerwillig seinen Einzug darin hielt, hatte man den Bau dieses Palazzo begonnen; er war also noch neu und fest. Um ihn zu errichten, hatte man hier in der Stadtmitte gewaltsam Platz schaffen müssen. Die Häuser verschiedener Adelsfamilien, der Accursi, Cattani, Lambertini, Oldofredi usw., die Kirchen Sant' Apollinare, Santa Giusta, Santa Maria delle Carceri — ein bedeutsamer Name im Hinblick auf Enzios Gefangenschaft an dieser Stelle — und noch drei weitere waren teils niedergerissen, teils verstümmelt worden dem Neubau zuliebe. Dicht und eng müssen die Häuser dort nebeneinander gestanden haben, da für einen einzigen Palazzo so viele von ihnen fallen mußten. Von seinem Aeußeren, wie es damals war, gibt nur ein altes Bild uns noch Kenntnis. Die Fassade war in rohem Bruchsteinmauerwerk aufgeführt und fast ohne Schmuck bis auf eine Ringhiera, die über dem Zugbrückentore lag, eine Art Kanzel zu Ansprachen an das Volk vor dem Palaste. Sie war überdacht, und ihre Decke wurde von acht Säulchen getragen; an der Loggia dei Mercanti zu Bologna sieht man solch schöne gotische Ringhiera noch heute. Der viereckige Turm, der gegenwärtig das Wahrzeichen des Palazzo del Podestà bildet, stand noch nicht, als Enzio gefangen wurde; 1264 erst ist er dem Gebäude von der Bürgerschaft hinzugefügt worden, doch hat er als fester Hüter dann acht Jahre noch auf den königlichen Gefangenen hinabgeblickt.



Ein freundliches und luftiges Gemach in dem neuen Stadthause wurde für den König von Sardinien bestimmt, doch verkündeten feste Gitter an den Fenstern den Zweck des Raumes. Noch unerfreulicher wurde sein Anblick durch eine aus Holz und Eisen gefertigte Kammer, die nach alten Berichten unter der Decke des Gemaches angebracht war, und in der Enzio für die Nacht jedesmal unter bestimmten Zeremonien eingeschlossen wurde. Auf den festgesetzten Glockenschlag erschien ein Ritter oder Richter des Podestà, um dieses Amt zu versehen; am anderen Morgen wurde in gleicher Weise die Kammer wieder geöffnet. Unter Einsamkeit hatte der Gefangene nicht zu leiden; andere Vornehme teilten mit ihm die Haft, so Buosa da Doara, Marino di Ebulo und Konrad, Graf von Solimburg, der jedoch als ein „unerträglicher und alberner Mensch" geschildert wird, so daß Enzio die Befreiung von diesem deutschen Genossen im Jahre 1263 freudig empfand. Mit seiner Bewachung wurden Söhne der vornehmsten und reichsten Familien Bolognas betraut, bei denen die Möglichkeit einer Bestechung ausgeschlossen erschien. Sie mußten über fünfundzwanzig Jahre alt sein und keine Besoldung beanspruchen. Gespräche mit Enzio waren nur mit ausdrücklicher Bewilligung des Rates und, wenn die Mehrzahl seiner Wächter anwesend war, erlaubt. Im übrigen durfte der Gefangene leben wie ein großer Herr, durfte sich mehrere Diener, auch eigene Schneider und Schuster halten, durfte Geld leihen und verborgen. Zu Anfang soll er denn auch in der Tat verschwenderisch gewirtschaftet haben, bis ihm nur noch soviel bewilligt wurde, als für seinen Unterhalt und den seiner Diener notwendig war. Dagegen lockerten sich wohl mit den Jahren die strengen Vorschriften, die seinen Verkehr zu



Anfang fesselten. Er gewann sich eine Menge von vertrauten Freunden, und es ist nicht unmöglich, daß auch die Liebe den Weg in den »Neuen Palast« gefunden hat. Doch ist es unbekannt, ob die beiden unehelichen Töchter des Königs Enzio in der Zeit seiner Gefangenschaft zur Welt gekommen sind, und die poesievolle Erzählung von seiner Leidenschaft für die schöne Lucia da Viadagoli, die seines Kerkers traurige Weile ihm verkürzt haben soll, hat Züge von so großer Unwahrscheinlichkeit, daß man sie jetzt in das Bereich der Sage verweist.

Ein Freund namens Pietro aus dem Geschlechte der Asinelli, von dem einer der beiden schiefen Türme Bolognas noch erzählt, soll ihm die Schöne zugeführt haben, der Enzio — als Deutscher angeblich des Italienischen unkundig — wieder und wieder nur die Worte zugeflüstert haben soll: „Ben ti voglio" — „Ich habe dich lieb." Und als ihm dann Lucia einen Sohn gebar, soll dieses Liebesgeflüster dem Kinde den Namen gegeben haben: Bentivoglio. Dieser Sohn aber ist angeblich der Stammvater des in Bologna zu höchster Macht gelangten Geschlechtes der Bentivogli geworden. Das alles klingt schön und poetisch, aber daß Enzio, der in Italien aufgewachsen war und in italienischer Sprache gedichtet hat, nichts habe sprechen können, als jene drei Worte, ist nur ein hübsch erdichtetes Märchen. Die Bentivogli haben dort auch schon hundert Jahre vor ihm als ein bürgerliches Geschlecht existiert, das zur päpstlichen Partei gehörte. Der Wunsch, in dem gefangenen Kaisersohn einen vornehmsten Ahnherrn zu besitzen, hat ihre späteren Abkömmlinge vielleicht jene Dichtung erfinden lassen. Mit ihr zugleich wird heute auch der so häufig poetisch behandelte mißlungene Fluchtversuch des Königs Enzio unter die Fabeln



verwiesen, bei dem der Gefangene durch einen bestochenen Küfer namens Filippo in einem Fasse soll verborgen, aber durch eine seiner blonden, zum Spundloch heraushängenden Locken verraten worden sein. Die Geschichte will nichts mehr von diesem Vorfall wissen, der erst von späteren Schriftstellern berichtet wird, in den Hohenstaufentragödien aber hat er eine große Rolle gespielt, und ihnen hat besonders jene Version, daß ein wahnsinniges Weib den verborgenen König entdeckt und erkannt habe, vortrefflich vorgearbeitet.

Wahrscheinlich ohne diese romantischen Zwischenfälle, gleichmäßig und ermüdend in ihrer stets gleich bleibenden Hoffnungslosigkeit, sind beinahe dreiundzwanzig Jahre dahingegangen über den alternden »Neuen Palast« und über den alternden, gefangenen König in seinen Mauern. Dann ist die Krankheit gekommen, die allein ihn aus dieser Haft befreien konnte. Am 6. März des Jahres 1272 machte der König sein Testament, verzieh der Stadt Bologna jede ihm angetane Unbill, bat sie, seine Aerzte zu belohnen, setzte Legate für seine Freunde, seine Diener, seine Schwester Caterina di Marrano und seine beiden Töchter aus, während er zur Verwendung für sein Seelenheil vierhundert Goldunzen bestimmte, die er ein paar Tage später auf sechshundert erhöhte. Ueber seinen Länderbesitz verfügte er zu Gunsten seiner beiden Enkel und Friedrichs III. von Thüringen, sowie Alfonsos von Kastilien. Am Montag, den 14. März 1272, kam dann der befreiende Tod. Und wie die Bolognesen den lebenden Gefangenen im Triumphzug umhergeführt hatten, so benutzten sie sein Leichenbegängnis noch einmal zu solchem pomphaften Zuge.

Der einbalsamierte Leib des Toten wurde in pelz-

verbrämte Purpurgewänder gehüllt, man gab dem entthronten, gestorbenen König ein goldenes Szepter in die Hand und bekrönte sein erkaltetes Haupt mit einem Diadem aus Gold, Silber und Edelsteinen. So lag er auf einem Paradebette, das gleich ihm selbst mit pelzgeschmücktem Purpur geziert war. Die ganze Beisetzungsfeier geschah auf Kosten der Stadt Bologna, drei Viertel der Bürgerschaft und die Mehrzahl der Ritter gingen in dem Zuge mit, um den gefangenen Kaisersohn im Tode noch einmal zu ehren oder zu verhöhnen. Die Klosterkirche, wo der Leib des heiligen Dominikus ruht, hatte König Enzio selbst als Grabstätte für sich auserwählt; dorthin ging der lange, prunkhafte Leichenzug, — das letzte Bild aus dem Dasein dieses Fürsten, den der große Friedrich II. gezeugt hatte für ein trauriges Los.

Das letzte Bild, — sie alle schwebten an mir vorüber in der warmen Abendstunde, während lustige Weisen vom Podium her durch die alten Bogenhallen tönten. Ich sah nach oben, dort über mir hatte König Enzio gezwungen gehaust. Und ich gedachte der kurz erst vergangenen Stunde, in der ich am Nachmittag in der Sala del Re Enzio gestanden hatte, die sein Gefängnis gewesen war. Mühsam nur hatte ich den Eingang zum Palazzo del Podestà gefunden. Ein paarmal schon war ich an ihm vorübergegangen, ohne zu ahnen, daß hier der Weg nach oben sich auftat. Denn durch das große, offene Tor sah man in einen dämmerigen Hof, der mit einfachem Gewerbsleben erfüllt war. Vor einem Laden hingen Waschkrüge aufgereiht, ein Mann hantierte mit irdenem Geschirr, eine Frau kniete am Boden, mit dem Auspacken einer Kiste beschäftigt. Als ich dann aber eintrat, erkannte ich, daß hier wirklich der Eingang zu dem ehe-



maligen Königsgefängnis war, daß ein festes Gitter jenen Hof und seine Bewohner von der eigentlichen Vorhalle trennen konnte, und daß hinter dem offenen Tor mächtige, eisenbeschlagene Türen verborgen waren, die jedem Eindringling zu wehren vermochten. Zugleich aber sah ich auch, — hier zum erstenmal und später immer aufs neue, — welch ein wunderliches, verzwicktes, verfallenes, aufgebessertes und wieder verfallenes Gebäude dieser Palazzo war. Nach der einen Seite hin, auf die frühere Piazza Maggiore, jetzige Piazza Vittorio Emanuele zu, sieht er stattlich und würdevoll genug aus; denn hier hat man ihm ein schmuckes Renaissancegewand im 15. Jahrhundert übergehängt, unter dem die alte Gestalt verschwunden ist. Aber dahinter liegen ehrwürdig-malerische, ruinenhafte Reste, Aeltestes, Altes und Neueres bunt durcheinander. Graurote Ziegelwände streben empor, in denen die vermauerten gotischen Fensterbögen von ehemals noch zu erkennen sind, während nüchterne, viereckige Fensteröffnungen späterer Zeit heute Licht spenden. Pfeiler und Bögen sind aufgeführt und halb wieder niedergerissen worden. Jener im tiefen Schatten hoher Mauern ruhende Hof bildet ein abenteuerliches Gemisch von praktisch-prosaischen Bauteilen und phantastischen Loggien, Wölbungen, zertrümmerten Bögen, ein halbdunkles Museum verschiedener Zeiten. Aus der Vorhalle leitet eine feste und breite Steintreppe nach oben, an deren Anfang ein kaum erkennbares Madonnenbild aus einer finsteren Höhlung niederschaut.

Man schreitet empor, kein Mensch ist sichtbar, tiefe Ruhe herrscht überall. Man öffnet suchend im ersten Geschoß eine kleine Tür und sieht sich erstaunt in einem gepflasterten Hofe wie zu ebener Erde. Auf einer Seite

ist er von dem alten, viereckigen Turm aus dem Jahre 1264 begrenzt, auf den drei anderen umschließen ihn glatte Mauern mit viereckigen Fenstern, vor denen ein paar Blumenstöcke hier und da verraten, daß Menschen hinter den Scheiben hausen, doch wird keiner von ihnen sichtbar. Die Schritte hallen wider auf dem Pflaster dieses in der Höhe schwebenden Hofes, ohne ein lebendes Wesen herbeizurufen.

Endlich ist es mir dann gelungen, einen Menschen zu entdecken. Ein grauer Diener in grauem Gewande saß ruhig wartend in einer Art Glasloge in einem großen, leeren Zimmer. Auf mein Fragen aber sprang er hilfsbereit auf und führte mich in ein zweites Gemach, wo ein Beamter in schwarzer, talarähnlicher Tracht mit roter Kravatte unter einer Menge von Büchern beschäftigt war. Mit großer Liebenswürdigkeit bot er sich mir als Führer an, deutete mir die jetzige Bestimmung von diesem Teil des Palazzo als Archiv und ließ mich die mächtigen Reihen von dicken Bänden sehen, in denen die Urkunden und sonstige, wichtige Schriften der Stadt Bologna verwahrt werden. Sie füllen hauptsächlich zwei übereinander gelegene, große Säle, deren oberer dem Andenken an den unglücklichen Gefangenen geweiht ist. Geweiht auch dadurch, daß man diesem Teil des Gebäudes durch Restaurierung neuerdings die alte Gestalt soweit als möglich wiedergegeben hat. Hier sind die früheren gotischen, durch zierliche Säulen dreigeteilten Fenster wiederhergestellt worden, und auf den Giebelschrägen dieses mit dem übrigen Palazzo zusammenhängenden, durch eine besondere Frontgestaltung aber selbständig gemachten Gebäudeteiles erheben sich wehrhaft schwalbenschwanzförmige Zinnen. Der große Saal, der nach dem König Enzio seinen Namen



führt, wenn er auch von späteren Umbauten berührt worden ist, wird durch Pfeiler in ein paar Schiffe zerlegt, doch verschwinden jene ganz hinter den endlosen Reihen der dicken, in Pergament gebundenen Schriften des Archivs. Wo sich eine geschichtliche Tragödie der Schmerzen, der Verzweiflung und immer getäuschter Hoffnung abgespielt hat, bewahren heute die stummen Dokumente der Geschichte das Andenken an eine lange Reihe von anderen Menschen- und Staatenschicksalen.

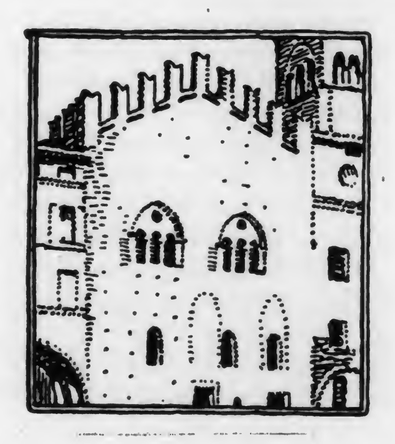
Von hier ist der Leib des Toten hinausgetragen worden nach San Domenico, und ich bin der Erinnerung an ihn auch dorthin nachgegangen. Entzückt blieb ich stehen, als ich den großen, viereckigen Platz betrat, dessen eine Ecke die Klosterkirche einnimmt; denn unter den vielen malerischen Plätzen Italiens gehört er zu den stimmungsvollsten. Die Eingangsseite der Kirche selbst ist durch Verfall und halb nur ausgeführten Umbau ruinenhaft phantastisch; vor und neben ihr aber steigen zwei hohe Säulen, die Gestalten des heiligen Dominikus und der Madonna tragend, schlank und frei in die Luft, während zwei mittelalterliche Grabdenkmäler, Steinsarkophage unter steinernen, säulengetragenen Baldachinen, die schweren Formen ferner Zeiten in das Bild fügen. Tiefes Grün südlicher Bäume als Hintergrund, ein gleich tiefes Blau der Luft in der Höhe darüber, es war ein wundervoller Einklang von Farben, Linien und Formen. Das Kircheninnere mit seinem kühlen Weiß wirkte demgegenüber zunächst ernüchternd, auch suchte ich lange vergeblich nach König Enzios Ruhestätte. Denn obwohl ich wußte, daß sie gleich der Inschrift auf seiner Gruft mehrfach verändert worden ist, war meine Seele doch von dem Bild eines massigen, mittelalterlichen Denkmals, wie sie da draußen vor der

Kirche standen, so sehr erfüllt, daß ich achtlos an der wirklichen Denkstätte vorüberging. Ein freundlicher Dominikaner in seiner schwarzweißen Tracht zeigte sie mir zuletzt, und nun erkannte ich, warum ich sie übersehen hatte. Bei der letzten Veränderung des Denkmals im Jahre 1731 hat man ihm ganz den verschnörkelten Stil des 18. Jahrhunderts gegeben, der zu dem wahren Zeitalter des Königs ganz und gar nicht paßt. In einen Pfeiler links vom Chor ist eine mächtige schwarze Marmorplatte eingelassen, die von einer bräunlich-gelben Marmorumrahmung mit allerlei gebogenem Ornament umgeben ist und in langatmiger, goldener Inschrift von Enzio und der mehrfachen Umwandlung seiner Grabstätte berichtet. Auch hier noch zeigt sich der Stolz der Bolognesen; sie rühmen sich, ihrem »Feind und Gefangenen« solch ehrenvolles Denkmal gegeben zu haben. Ueber der Inschrift aber halten schwebende Engel das Wappen der Stadt mit zwei goldenen Kreuzen auf weißem Grunde und mit dem zweimal wiederholten Worte »Libertas«, das ihr als Bürgschaft städtischer Freiheit Kaiser Heinrich V. verliehen hat. Und so ziert ein Denkzeichen einstiger kaiserlicher Huld dieses Denkmal des von späteren Kaiserfeinden seiner Freiheit Beraubten. Auch ihn selbst erblickt man hier im Bilde. Am Fuße der Tafel ist ein weißes Marmorrelief eingelassen, das einen schönen Männerkopf zeigt, unter dessen drachengekröntem Helm langes Lockenhaar niederwallt auf den Mantel über seiner Rüstung. Es ist ein Phantasiebild aus einer späten Zeit, aber es gibt den unglücklichen Fürsten so wieder, wie er in unserer Vorstellung lebt.

Für seinen ewigen Schlummer hat er sich einen guten Platz erwählt: Frieden und Schönheit sind um die Kirche



her, Frieden und Schönheit wohnen in ihrem Innern. Die beiden haben ihren Quell hier in der Kapelle des heiligen Dominikus, in der die Kunst — freilich lange nach Enzios Zeit — ein hohes Werk von stillem Adel und freundlicher Anmut geschaffen hat. In dem wundervollen, figurenreichen Marmorsarkophag, an dem Niccolò Pisano, Alfonso Lombardi, Niccolò dell'Arca und der jugendliche Michelangelo gearbeitet haben, schlummert still der Heilige, darüber aber in der Halbkuppel hat ihn Guido Reni zu himmlischer Verklärung leuchtend emporgehoben. Von diesen reinen Schöpfungen der Kunst flutet ein Strom von Schönheit durch die weiße Kirche hin auch zu dem Denkmal des Hencius Rex; die musizierenden Engel Guido Renis umschmeicheln sein Grab fortwährend mit himmlischen Klängen, und San Domenico weist ihm aufschwebend den Weg zu den überirdischen Freuden, um die der arme Gefangene noch mit den Bestimmungen seines letzten Willens angstvoll gerungen hat.





XX

Drei Schlösser.

Der Untergang der letzten Hohenstaufen.

Trani. — Lucera. — Castello in Parco.

Drei Namen — drei Schlösser. Alle drei unweit des Meeres. Das eine von ihnen an Apuliens Küste, bespült und umbrandet von den Wellen der Adria, das zweite von einer Hügelhöhe über ein weites, flaches Vorland zu dem blauleuchtenden Streifen desselben Meeres hinüberblickend, das mit dem östlichen Himmel in eins verfließt. Das dritte gleichfalls auf bergigem Gipfel, zwischen dem rauchenden Vesuv und dem sonnevergoldeten Sorrentiner Höhenzug hindurch mühsamer hinspähend zu den blauen tyrrhenischen Fluten. Weit von einander die drei, und doch verbunden durch ein gemeinsames Erinnern, durch eine Geschichte voller Tränen und Jammer, durch das kurze, tragische Leben einer jungen und schönen Königin.

Es ist lange her, seit diese Geschichte begann. Am 2. Juni des Jahres 1259 war es, als am Ufer des Hafens von Trani eine lebhaft bewegte Menge wartend hinausblickte aufs Meer. Festlich waren die Leute gekleidet, Freude leuchtete auf den Gesichtern. Und nun tauchten kaum erst erkennbare Schiffskörper fern am Ho-



rizont aus den blitzenden Fluten empor, kamen näher heran, wuchsen, zeigten Formen und Größe, bis ein stattliches Geschwader von acht Galeeren deutlich sichtbar geworden war. Als aber die Schiffe dem Hafen sich näherten, da bewegte sich am Ufer ein glänzender Zug der Landungsstelle zu, in seiner Mitte ein König, schön von Gestalt und von Antlitz. Der Hohenstaufe Manfred war es, der kam, um seine Braut zu empfangen, Helena, die Tochter des Despoten Michael, der jenseits des Meeres in Aetolien und Epirus herrschte. Mit Umarmung und Kuß begrüßte der König die Verlobte, die seine zweite Gemahlin werden sollte; dann ließ er das Volk teilhaben an der eigenen Freude und führte die Braut in festlichem Aufzug im Land umher, während die Zuschauer laut jubelten über die Jugend, Schönheit und Anmut ihrer neuen Beherrscherin. Jetzt erst geleitete Manfred sie zu dem festen Kastell von Trani, dessen ernste Mauern schimmerten von den Reflexen der sonnevergoldeten Fluten zu ihren Füßen, und bald hallten sie wider von Musik und Gesang, von Tanz und Lachen. Am Abend aber war die ganze Stadt so hell und festlich beleuchtet, daß die Nacht vorzeitig dem Tage Platz gemacht zu haben schien.

Das war der glänzende Beginn eines dunklen Menschenschicksals. Von diesem ersten Schlosse, das die junge Königsbraut mit jubelndem Willkomm empfangen hatte, ging ihr Weg zu dem zweiten. Es war ein sonderbarer Ort, an dem sich der Anfang ihrer Tragödie abspielen sollte, ein Stück von Afrika auf apulischem Boden. Das Minaret einer Moschee ragte hier in die italienische Luft, und braune Gesichter von fremdländischem Schnitt blickten von befestigtem Hügel in das weite Land hinaus, aufmerksam, scharf und voller Vorsicht. Sechsunddreißig

Jahre, bevor Manfred sich mit Helena vermählte, hatte sein Vater diese Höhe mit Sarazenen bevölkert. In Sizilien, dem einstmals von ihnen selbst beherrschten Lande, hatten sie sich gegen Kaiser Friedrich II. empört, im Jahre 1223 war ihr Widerstand gegen die deutsche Faust gebrochen worden. Ein Teil von ihnen hatte sich in unwegsamstes Gebirge geflüchtet, eine große Zahl aber — man erzählt von zwölftausend Mann — ließ der Kaiser nach Lucera in Apulien bringen, wo sie, direkter Meeresverbindung mit Sizilien und Afrika beraubt, von ihren Stammesgenossen und ihrer Unterstützung bei etwaigem neuem Aufstandsversuch getrennt waren. Was ihnen aber zu Anfang als feindselige Verbannung erschienen war, das wechselte durch des Kaisers Klugheit und Güte bald sein Gesicht. Es gelang ihm, die Verbannten in seine treuesten Diener umzuwandeln, aus deren Scharen er sich eine Leibwache wählen konnte, die jeden Augenblick bereit war, Leben und Blut für ihn hinzugeben. Wie sich die römischen Kaiser ehemals dem Schutze treuer Germanen anvertraut hatten, so behüteten jetzt Sarazenen einen deutschen Kaiser. Die Welt staunte dies merkwürdige, durch weitblickende Toleranz in Sizilien vorbereitete Schauspiel an, die Päpste schauderten und entsetzten sich über die Ungläubigen in eines christlichen Kaisers Gefolge. Sie schleuderten den Bann gegen ihn und seinen Sohn Manfred, an dessen Hofe das gleiche Leben herrschte wie an dem seines Vaters, sie verlangten die Vernichtung der Moschee in Lucera und die Bekehrung der Heiden im kaiserlichen Dienst. Manfred selbst hieß ein Sarazene und Sultan. Wahrlich, einer der merkwürdigsten Orte muß dies Lucera gewesen sein durch die bunte Mischung seiner Bewohner und seiner Bauart! Mit festen Mauern und Türmen be-



wehrt, stand das weitgedehnte Kastell auf seiner Höhe; Hohenstaufen- und Sarazenenbaukunst hatten sich zu diesem Werke verbunden, Deutschland und Afrika reichten einander hier die Hand. Aber auch das alte Rom gab noch Farben und Formen zu dem sonderbaren Bilde. Denn der kunstsinnige Kaiser Friedrich hatte schöne Werke der antiken Kunst, die der Boden Italiens wieder herausgegeben hatte, nach dieser von ihm geprägten Stätte schaffen lassen, und nun standen sie hier, fremdartig in fremdartiger Umgebung.

Für die junge Königin aber gab es im Schatten der Hohenstaufenmauern und der Sarazenenmoschee auch für Tage der Gefahr das, was in anderen Orten ihres Reiches nur schwer für sie zu finden war: Schutz für ihre eigene Person und für den sorgsam behüteten Königsschatz. Hierher zog sie sich zurück, als der Tag endgültiger Entscheidung über ihres Gatten Herrschaft in den hohenstaufischen Erblanden Italiens herankam. Und hierher drang zu ihr die blutbefleckte Kunde von der unseligen Schlacht bei Benevent. Zuerst kam die Nachricht noch in gnädig verschleierter Form zu Manfreds Gemahlin, die bebend im Kreise von vier unmündigen Kindern ihr entgegenharrte. Daß eine Schlacht gewesen, daß Manfred besiegt worden sei durch die vom Papste gerufenen Franzosen unter Karl von Anjou, das wurde berichtet, aber die traurigste Botschaft stand noch aus. Zuerst erfuhr Helena nicht ihres Gatten Tod. Als aber dann auch dieser Schlag sie traf, da brach sie selbst zusammen unter des Schreckens Hand. Dem Schmerz gesellte sich Enttäuschung bitterster Art. Alle die Höflinge um sie her — die getreuen Sarazenen waren mit Manfred in die Schlacht gezogen, und viele hatten ihr Leben für ihn geopfert —

sagten sich von ihr los, und als die junge, hilflose Königin Rat und Beistand verlangte in furchtbarster Not, fanden sich nur ein paar zuverlässig und anhänglich gebliebene Menschen. Aus Trani, wo Helena zuerst italienischen Boden betreten hatte, waren sie gebürtig: Monualdo und seine Frau Amundilla, mit ihnen ein gewisser Amerusio, der sich durch den veränderten Wind des Geschicks ebensowenig wie sie hinwegwehen ließ von der geliebten Königin. Ihnen, den Söhnen von Trani, lag der Gedanke an diese Stadt am nächsten, als die Rettung Helenas und ihrer Kinder angstvoll erwogen wurde, und so ging ihr Vorschlag dahin, sich so rasch als möglich von dort nach Epirus einzuschiffen. Durch Amerusios Vermittlung wurde vorbereitet, was nötig war, und als Helena mit den vier kleinen Hohenstaufensprossen und einem geretteten Teil des Königsschatzes eintraf, lag ein Schiff bereit, sie wieder heimzuführen zu ihrem Vater. Doch die Sommersonne, die dem Einzug der jungen Königin geleuchtet hatte, schien ihr nicht mehr. Ein Märzsturm wühlte in den Fluten der Adria und sperrte den Hafen für das fortstrebende Schiff. Heimlich, angstvoll, als Hilfesuchende, Flüchtige kam Helena in das Schloß zurück, das bei ihrer Hochzeit von Festesjubel erfüllt gewesen war. Zuerst fand sie liebreiche Aufnahme bei dem Kommandanten, doch im stillen regten sich verderbliche Mächte für ihren Untergang. Mit kluger Berechnung benutzte der Papst die das Land unauffällig durchwandernden Bettelmönche als Werkzeuge für seine Pläne, und während Helena am Fenster des Schlosses stand, in bebender Furcht nach dem Ziehen der Wolken, dem Treiben der Wellen sah, die Kinder beschwichtigte, auf das Nahen der Feinde horchte, waren ein paar von jenen politischen Agitatoren



in der Mönchskutte geschäftig, den Kommandanten zum Verrat zu verführen. Sie sprachen von der Dankbarkeit des heiligen Vaters, von den Belohnungen, die Karl von Anjou freigebig spenden würde, und um die Witwe Manfreds war es geschehen. Als nun wirklich französische Reiter nahten, da wurde sie mit ihren Kindern, drei kleinen Prinzen und einer Prinzessin, erbarmungslos den Feinden ausgeliefert und in der nächsten Nacht gleich fortgebracht, man wußte nicht, wohin. Am 6. März des Jahres 1266 ist dieser Verrat im Schlosse zu Trani begangen worden.

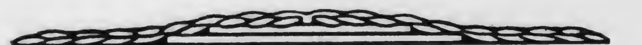
Lange Zeit ist man im Zweifel gewesen, in welchen Kerker der französische Vernichter der Hohenstaufenmacht die gefangene Königin eingeschlossen hat, wo die Prinzen und die kleine Prinzessin von jenem Tage an gelebt haben und gestorben sind. Auch heute sind noch nicht alle Schleier hinweggezogen von den Tagen und Jahren des Elends, die verhängt wurden über jene Unschuldigen. Vieles aber weiß man, und es ist genug, um die Seele mit Grausen zu füllen über das jammervolle Schicksal dieser letzten Sprossen des Hohenstaufengeschlechtes, die auch den unglücklichen Konradin um viele Jahre noch überlebt haben. Am gnädigsten ist der Himmel gegen die Königin Helena selbst gewesen; sie hat ihren Sturz von den Höhen des Daseins nur um etwa fünf Jahre überlebt. An einem der schönsten Punkte des ihr geraubten Reiches ließ Karl von Anjou sie einkerkern, vielleicht mit grausamer Berechnung, um ihr den herben Verlust immer wieder zu neuem Schmerz ins Bewußtsein zu rufen. Ueber der kleinen Stadt Nocera de' Pagani, die heute von der Bahnlinie Neapel-Salerno berührt wird, erhebt sich ein Hügel, auf dessen Gipfel das damals feste und mächtige Castello in Parco thronte. Dorthin zog sich Karl von

Anjou selbst nach der Schlacht von Benevent zurück, dort ließ er seine Gattin Beatrix, als er nach Rom ging, und sie ist in jenem Schlosse gestorben. Auch Helena wurde, wahrscheinlich gleich von Trani aus, dorthin gebracht, und sie hat die festen Mauern auf jener Höhe nie mehr lebend verlassen. Zu Füßen lag ihr dort Italien in seiner ganzen Pracht, von den Gluten des nahen Feuerberges, von dem heißen, leidenschaftlichen Herzen des reichen Landes durchwärmt, befruchtet, genährt. Meer und Land, Bergwelt und Ebene, Himmel und Erde flossen hier, durch das allmächtige Licht miteinander versöhnt, in einen gewaltigen Strom von Schönheit zusammen, der den Fuß des Berges umbrandete. Wie zum Hohn breitete sich all das unter der Gefangenen aus, was ihr für kurze Jahre zu eigen gehört hatte. Wenn sie genau vertraut gewesen wäre mit der Geschichte des ihr verlorenen Landes, so hätte die große Lehre vom Wechsel alles Irdischen, die auch an dieser Stätte gepredigt wurde, ihr vielleicht Trost gewähren können. Denn südlich vom Berge, der die Burg von Nocera trug, breitete sich das alte Schlachtfeld aus, auf dem die Macht der Goten durch Rom gebrochen wurde, auf dem König Teja fiel und Narses triumphierte. Hier war die Herrschaft eines deutschen Stammes vernichtet worden, der vor den Langobarden, vor den Franken, den Sachsen und Hohenstaufen gekommen war, um das Wunderland zu erobern, aus dem verlockende Sirenengesänge bis in den fernen Norden hinauf geklungen waren.

Aber Manfreds Witwe wird nichts gewußt haben von Goten und Langobarden, und einen besseren Trost als die herbe Lehre der Geschichte wird ihr ein Blick in die Augen ihrer Kinder gegeben haben, wenn es ihr noch vergönnt war, sie zu sehen. Geteilt haben die Kleinen wahrscheinlich



die Gefangenschaft ihrer Mutter im Schlosse von Nocera, so lange Helena lebte. Lange währte es nicht. Der Sturm, der Manfred niedergeworfen hatte, diesen schönen, liederkundigen König der Hoffnung, deren grüne Farbe er auch äußerlich immer zur Schau getragen hatte, — dieser Sturm war für seine Gattin ebenso mit Verderben und Tod beladen gewesen. Im Jahre 1271, so meint man, ist sie gestorben. Niemand weiß zu melden, wo sie ruht, kein Grabstein redet von ihr und ihrem furchtbaren Schicksal. Und doch war es noch mild im Vergleich zu dem ihrer Kinder, ihrer Söhne vor allem. Denn jetzt wurden die Prinzen von ihrer Schwester getrennt, und dieser allein wurde nach langen, langen Jahren der Gefangenschaft, in denen sie vom Kinde zur Jungfrau heranwuchs, noch ein besseres Los im Sonnenlichte der Freiheit. Aber achtzehn lange Jahre hat auch sie als Gefangene gelebt, fünfzehn davon im Castel dell' ovo zu Neapel, damals noch San Salvatore a mare genannt, bevor ein glückliches Geschick sie befreite. Gegen den von den Sizilianern gefangen genommenen Sohn Karls von Anjou wurde sie ausgewechselt und im Triumph zu ihrer Stiefschwester Konstanze, der Tochter Manfreds aus erster Ehe, nach Sizilien geführt, dessen Krone diese an der Seite des Pietro von Arragon trug. Aus dem Gefängnis ging der Weg der Fürstentochter zurück in die Nähe des Thrones, bald auch an den Altar, wo sie mit dem Sohne des Marchese von Saluzzo vermählt wurde. Gleich ihrem unglücklichen Vater trug er den Namen Manfred. Ihre drei Brüder sahen den Tag der Freiheit niemals anbrechen. In dem prächtig-stolzen Hohenstaufenschloß Castel del Monte, das ihr Großvater Friedrich mit dem Glanze seiner fremdländisch farbenreichen Hofhaltung erfüllt hatte, floß der größte



Teil ihres Lebens in grausam enger und strenger Kerkerhaft für sie dahin. Erst in der Nähe des Todes wurden ihre Ketten ein wenig gelockert. Im Jahre 1309 waren zwei von ihnen gestorben, der älteste lebte damals noch — nach dreiundvierzig Jahren der Gefangenschaft! — im Castelnuovo zu Neapel, wohin er von Castel del Monte aus gebracht worden war. Wahrscheinlich in diesem Schloß oder im abgelegenen Canosa hat der Tod die beiden jüngeren Hohenstaufenprinzen von einem Leben des Jammers erlöst. In Canosa sollen sie begraben worden sein, und bis zum Anfang des achtzehnten Jahrhunderts soll ihr gemeinsames Grab dort in der Vorhalle der Kirche San Sabino noch existiert haben. Jetzt ist es verschwunden; man weiß von ihm so wenig mehr, wie von dem ihres Bruders, ihres Vaters und ihrer Mutter. Der Haß der Kirche hat sich mit dem eines fremden, grausamen Eroberers vereint, um die letzten Spuren dieses deutschen Fürstenblutes wegzuwischen vom Boden Italiens.

Alles königlichen Glanzes entkleidet ist auch das Schloß von Trani, das Helenas Glück und ihre Verzweiflung mit angesehen hat. Aber von den drei Burgen, an die sich das Andenken ihres bejammernswerten Schicksals knüpft, steht diese allein doch noch bewohnbar aufrecht, wenn auch entstellt, verbaut, verkleidet und heute zum Gefängnis degradiert. An die schweren, gewaltigen Mauermassen sind wie von spielenden Händen allerlei moderne Häuser und Häuschen angeklebt worden, aber der mächtige, alte Kern des Gebäudes läßt sich noch deutlich erkennen und redet von den Tagen, als Kaiser Friedrich II. das beim Einzug Kaiser Lothars von den Bürgern zerstörte Kastell erneuerte. Eine nur halb erhaltene Inschrift auf der Wasserseite des Schlosses nennt das Jahr



1233 als das der Vollendung. Ein Schloß im heutigen Sinne, der mit dem Wort allerlei Vorstellungen von Pracht, Glanz und architektonischem Schmuck verbindet, ist es nun freilich nicht und ist es niemals gewesen. Die Zeiten des Mittelalters waren in Italien viel zu sehr von Kriegslärm, von Morden und Rauben erfüllt, als daß diese Bauten in ihrem Aeußeren etwas anderes hätten verkünden können, als festen, wehrhaften Schutz. Aller Schmuck ist ins Innere verlegt worden, in den stets vorhandenen Innenhof und in die Räume, die sich darum scharen. So ist oder war es auch bei dem Kastell von Trani, das den üblichen Grundriß der Hohenstaufenbauten dieser Art noch deutlich zeigt. Vier quadratische Türme an den vier Ecken des Gebäudes standen immer gleich tapferen Paladinen wachehaltend und kampfbereit da. Sie drohen und trotzen jetzt noch wie vor Jahrhunderten und blicken über das Meer hinweg dem Sonnenaufgang entgegen. Sie wachsen hier über die zwischen ihnen gelegenen Courtinen stattlich empor und machen so mit ihren viereckigen, oben glatt abgeschnittenen Mauerkörpern einen doppelt stattlichen, fast gigantischen Eindruck. Im weiten Hofe des Innern entfaltete sich ehemals auch architektonisch fürstlicher Glanz. Eine prachtvolle Treppe führte von hier aus zu den oberen Sälen; Arkaden öffneten sich auf einer Seite und über ihnen eine säulengetragene Loggia, von der man hinunterblickte in den Hof mit seiner Zisterne. Jetzt ist das alles größtenteils eingestürzt und vernichtet, doch sind feine Kapitäle, reiche Fensterumrahmungen und ein malerisches Portal als Reste früherer Schönheit zu erkennen. Im Erdgeschoß gibt es noch eine spitzbogige Halle, spitzbogige Türen und spitzbogige Räume, die früher zu Ställen und Wirtschafts-



räumen dienten. In den Sälen, wo Helenas Hochzeit gefeiert wurde, hausen jetzt gefangene Menschen, als wäre der Fluch, der sieben Jahre nach ihrer Vermählung hier auf sie niederfiel und sie selbst zur Gefangenen machte, noch nicht gebrochen und waltete fort und fort an der verdüsterten Stätte.

Von der Zeit mit Hammerschlägen zertrümmert, stehen die Kastelle von Lucera und Nocera auf ihren Hochwarten. In Lucera hat Karl von Anjou bereits bei diesem Zerstörungswerk hilfreiche Hand geleistet. Nach zweimaliger, mühseliger und langdauernder Belagerung hat er den Widerstand der tapferen Sarazenen hier in ihrer neuen Heimat endlich gebrochen, sie zum Christentum gezwungen oder durch große Begünstigungen dafür gewonnen, auch die Bezeichnung ihres Heimatortes aus Luceria Saracenorum in Luceria Christianorum oder Civitas Sanctae Mariäe umgewandelt. Ebenso hat er gleich begonnen, das Werk Friedrichs II. von Grund aus umzugestalten. So reicht nur ein Teil der umfangreichen Ruine in die Tage unseres großen Kaisers und seines ihm in mancher Hinsicht ähnlichen Sohnes Manfred zurück; die anderen Mauern, Türme und unterirdischen Gelasse dieser mehr und mehr verfallenden Burg, an der von Sarazenenkunst keine Spur mehr geblieben ist, gehören den Tagen, in denen die Hohenstaufensonne schon für immer versunken war.

Trümmer hier, Trümmer auch dort auf der Höhe des Castello in Parco über Nocera. Hier aber mischt in die trüben Erinnerungen der Geschichte auch die Kirche ihre Stimme. Sie, die eigentliche Vernichterin von Manfred und Helena, hat jetzt in Gestalt eines roten, riesenhaften, durchbrochenen Kreuzes ihr Siegeszeichen am Abhang des



Berges aufgepflanzt, auf dem die unglückliche Königin einem frühen Tod entgegentrauerte. Einen gewaltigen Grabhügel für sie selbst, deren Grab niemand kennt, könnte man diesen Berg nennen. Auf ihm herrschen die Kapuziner, die sich in Eindrittelhöhe des Berges etwa ein großes Kloster geschaffen haben, dessen weißgelbe Gebäudemassen aus Oliven- und Zypressengrün hervorschauen. Ein Passionsweg mit halbverfallenen Kapellen führt hinan, in denen verlöschende Bilder eines weltgeschichtlichen Leidens zu dem Ort eines einzelnen Menschenleidens emporleiten. Auf der obersten Höhe verdeckt jetzt eine Villa mit rotleuchtenden Mauern die Reste des Kastells nach der Stadtrichtung zu. Auch hat es die Breitseite nicht hierher, sondern nach dem schönen, piniengeschmückten Tale hin, das den Weg nach Cava dei Tirreni bildet. Von diesem Tale her sieht man die stattliche Ruine mit ihren Zinnen und Türmen, von denen einer besonders hervortritt, in Baumgrün halb verborgen, malerisch emporwachsen. Hinter ihr aber steht als majestätischer Herrscher der Vesuv mit seinem erhabenen Doppelgipfel und seiner weißen Rauchwolke auf dem zum Himmel ragenden Haupte.

Drei Schlösser — drei Denkstätten eines Menschenschicksals. Und weit mehr noch als das. Denn der Untergang Helenas und der Ihren war nur der Abschluß eines vom Schicksal selbst aufgebauten großen Trauerspiels. Sein gerechtes Walten hat sich im Laufe der Weltgeschichte nur an ganz wenigen Stellen mit solch blendender Deutlichkeit offenbart wie beim Entstehen und Vergehen der Hohenstaufenmacht in Italien. Was Heinrich VI. an den letzten Sprossen des Normannenhauses verbrochen hatte, das wurde seinen Kindeskindern mit unheimlich ähnlicher Münze heimgezahlt. Ein gewaltiger Parallelismus in

Schuld und Sühne hat sich hier offenbart bis in die Einzelheiten des Leidens schuldloser Kinder hinein. Die Göttin der Geschichte selbst meint man auf einer nachtschwarzen, blitzbeschwerten Wolke thronen zu sehen, von wo sie späte, verdiente Strafe mit erbarmungslosen Händen ausschüttet über die Söhne und Töchter eines schuldbeladenen Ahnherrn. Und vom Schatten dieser dunklen Wolke werden auch die altersgrauen verwitterten Schloßmauern und -Trümmer von Trani, Lucera und Castello in Parco für immer wie mit einem dichten, traurigen Schleier umhüllt.





XXI

Viterbo.

Ein Nachspiel zur Hohenstaufentragödie.

Viterbo: Ruinen eines deutschen Kaiserpalastes. — Santa Rosa. — San Francesco. — Dom. — San Silvestro, heute del Gesu.

Viterbo steht vor meiner Seele wie ein heller Traum. Rasch aufgesucht, rasch gesehen, rasch wieder verlassen, gab mir die Stadt ein Bild, wirklich und unwirklich zugleich. Morgens in Rom, abends wieder in Rom, und zwischendurch die Bekanntschaft einer neuen, fremden Existenz. Derartige eilige Besuche haben stets etwas von einem Märchen und von einem Traum. Diesen aber umwob das Licht eines blühenden, schimmernden Frühsommertages mit goldener Helle. Der gleiche Glanz überflutete die majestätisch grüßende Kuppel von Sankt Peter bei meiner Ausfahrt aus Rom, und eine Viertelstunde darauf die weite, grenzenlose Einsamkeit der grünen Campagna, — traumhaft auch dieser jähe Uebergang aus dem lauten Treiben der Weltstadt in eine scheinbar von keiner Kultur berührte Oede, wo die wenigen Menschen in Schilfhütten hausten, wie es ihre Vorfahren taten vor vielen Jahrhunderten. Dann aus der Ebene emporwachsend begrünte, bewaldete Berge, auch sie scheinbar ein freundlicher Traum

in dem kahlen, waldarmen Lande. Ein heller, lieblicher See vortretend aus ihrer Umarmung, der See von Bracciano mit seinem gewaltigen, märchenhaften Baronalschloß, für dessen mittelalterliche Pracht Walter Scott mit Freuden Roms ganze antike Herrlichkeit hergeben wollte. Und nun auf einmal Gold auf allen Seiten! Das Land des Ginsters in glühender Blüte! Kein Damm, kein Hügel, kein Vorsprung und kein Abhang ohne den zu anderen Zeiten so bescheidenen Strauch, der jetzt mit seinen unzähligen, goldgelben Blütenfackeln die ganze Gegend in Flammen setzte. Feurige Berge, feurige Schluchten, feurige Talfalten überall, wohin das Auge blickte. Ein unsagbarer, goldiger Glanz in Ferne und Nähe, lichte Sonnenherrlichkeit greifbar ausgeschüttet über die Erde, Ströme und Stürze von glühender Farbe hinflutend über den graubraunen Boden.

Dieser Glanz drang durchs Auge in die Seele und haftete dort für den ganzen Tag. Er ließ auch die hohen, turmbewehrten Stadtmauern von Viterbo heller und heiterer scheinen, als es der Wirklichkeit entsprach. Denn an sich ist Viterbo keine heitere Stadt. Sie hat Einzelheiten von entzückender Anmut, eine Fülle von malerischen Brunnen auf den Plätzen, architektonische Details von seltener Schönheit, überraschende Durch- und Ausblicke in eine malerische Ferne mit verblauenden Farben, verdämmernden Höhenzügen, verschwimmenden Formen. Im ganzen aber ist sie ernsthaft, wie sich's für ihre Vergangenheit geziemt, ein geretteter Ueberrest aus dem kriegerischen, blutbefleckten Mittelalter wie Siena. Daran gemahnt Viterbo am meisten, auch durch seine Lage auf ein paar vorgeschobenen Hügelzungen des ciminischen Waldgebirges. Nur ist es kleiner, bescheidener in seinen



Maßen, dafür aber noch ehrwürdiger, älter. Es hat Adelspaläste, die bis ins 12. Jahrhundert zurückreichen. Ein ganzer Stadtteil, nach San Pellegrino benannt, besteht aus diesen grauschwarzen Burgen, die sich an engen, von dunklen Bogengewölben überspannten Straßen zusammendrängen. Hier ist wohl kein Stein im Pflaster, der nicht mit Blut überströmt worden wäre in den wütenden Geschlechterkämpfen ferner Jahrhunderte.

Aber die Sonne schien, und der Glanz des Tages war in meiner Seele. Auch ging ich nicht gleich hinein in die ernsten Straßen. Ein freier, breiter Weg, die Via Suburbana, führt außen um die Mauern mit ihren vielen Türmen herum, und auf ihm bin ich eine Strecke weit gegangen. Ich wußte, dort gab es etwas für mich zu sehen. Als ich dann aber an die Stelle kam, wo sich mir's zeigen mußte, suchte mein Auge zunächst vergeblich. Zu meiner Linken, ein wenig höher gelegen als meine Straße, zog sich die Stadtmauer hin, von einer sanft ansteigenden Grasfläche am Fuße umsäumt. Graue Felsbrocken traten hier aus dem Rasen hervor; das war alles, was ich erblickte. Dann aber ging ich näher hinzu, — nein, das war kein gewachsener Fels. Das waren künstlich zusammengefügte Steine, die Reste von einem zertrümmerten Werke der Menschenhand, niedergerissen bis auf die Fundamente. Sie ragten felsengleich aus dem übergrünten Boden hervor; ein gewölbter Brunnen, ein schmaler, von wohlgeglätteten Quadermauern begrenzter Gang, die viertelkreisförmige Basis einer Nische oder eines Turmstückes waren bei genauerem Zuschauen zu erkennen. Aber es waren doch nur armselige Reste, die nichts mehr verrieten von Pracht und Glanz, und sie schienen hinausgewiesen zu sein aus der Stadt mit ihren Mauern, die mitten aus

den Trümmern emporwuchsen. Seltsam, dies schutzlose Bauwerk außerhalb der schirmenden Umfriedigung von Viterbo! Seltsamer noch, wenn man bedachte, daß es die letzten Trümmer eines deutschen Kaiserpalastes waren. Eines Palastes, den der große Hohenstaufe Friedrich II. sich hier erbaut hatte zum sichtbaren Zeugnis vielfachen, heißen Liebeswerbens um die Zuneigung und Treue dieses Ortes, den er unter Verleihung des kaiserlichen Banners, des Münzrechtes, eines großen, bis heute dauernden Marktes zur Stadt gemacht hatte.

Die grauen Steine schienen wenig zu verraten, für den Wissenden aber führten sie eine beredte Sprache. Sie waren ein wichtiges, trauriges Dokument für den wütenden Kampf zwischen Kirche und Kaisertum, ein Siegeszeichen des Papsttums. Nicht etwa die Zeit hat mit langsam zerstörenden Händen diesen Palast Friedrichs II. dem Boden gleichgemacht, ein haßerfüllter Kirchenfürst hat ihm das Vernichtungsurteil gesprochen. Der Kardinal Capocci war es, einer der bedeutendsten Gegner des Kaisers, der hier Gleiches mit Gleichem vergalt. Wilder Streit war vorangegangen, der deutsche Statthalter in Viterbo war in der Burg der Stadt von den Bürgern belagert worden, der Kaiser selbst hatte sein Heer vor ihre Mauern geführt und vergeblich um den erneuten Besitz des Ortes gerungen, dessen Bewohner ihm ehemals zugejubelt hatten. Aber in innerster Seele waren die Viterbesen niemals deutsch gesinnt gewesen. Sie hatten sich zeitweise aus Rücksicht auf ihren Vorteil und aus Haß gegen Rom, die große Nebenbuhlerin, auf die kaiserliche Seite geschlagen, wenn von den Fehde führenden Familien in ihren Mauern einmal die Ghibellinen die Oberhand hatten. Aber im stillen liebten sie die Kirche weit



mehr und hoben freudig die Schwerter, als Kardinal Capocci, ihr gewaltiger Mitbürger, den Kreuzzug gegen Friedrich II. predigte. Einmal freilich drehte sich noch das Rad des Glückes und brachte den Kardinal in dunkle Tiefe. Friedrich von Antiochien, der Sohn des Kaisers, bezog den von seinem Vater geschaffenen — vielleicht jedoch niemals ganz vollendeten — Palast und gab den Befehl, die Behausung des feindlich gesinnten Kardinals niederreißen zu lassen. Aber nur wenige Jahre brauchte der Kirchenfürst auf seine Rache zu warten. Friedrich II. starb 1250, drei Jahre nach jener Zerstörung des Kardinalpalastes, und nun triumphierte die Kirche. Der Papst jubelte über den Tod seines mächtigen Gegners, den er als einen Pharao an Härte, einen Herodes an Gottlosigkeit, einen Nero an Grausamkeit beschimpfte. Der Kardinal aber übte sein Rachewerk an den toten Steinen des kaiserlichen Palastes und ließ, damit er niemals wieder aufgebaut werden könne, im Jahre 1251 die Stadtmauer über den Platz hinwegführen, wo er gestanden hatte. Ausgewiesen, verflucht liegen die spärlichen Trümmer da draußen vor der Stadt. Einen Teil des Grundstückes aber, auf dem der große Kirchenfeind seinen Palast erbaut hatte, gab man zur Sühnung in kirchliche Hände; einem nahegelegenen Frauenkloster schenkte man ein ansehnliches Stück des bis dahin kaiserlichen Besitzes. Die Nonnen wurden Erbinnen Friedrichs II. Heute noch gehört jener Teil des Grundstücks dem Kloster der heiligen Rosa, und im stillen, unzugänglichen Garten mögen andere Trümmer des Palastes im Grün verborgen liegen. Vor der Stadt hat man bedeutende Reste bei der Anlage der Via Suburbana im Jahr 1887 aufgefunden: die kolossalen Fundamente von zwei großen Türmen, die sich ehemals

an den Ecken der Außenwand erhoben, zwei ausgedehnte, unterirdische Gewölbe, die als Gefängnisse gedient haben mögen, einen überdeckten Wandelgang und andere Bauteile von schöner, sorgsamer Arbeit. Was man heute noch erblickt, ist ärmlich und kümmerlich, aber der Eindruck der ganzen Stätte mit ihrer feindlich darüber geführten Stadtmauer ist von bedeutungsvoller Schwermut, — ein häßlicher, trauriger Friedhof kaiserlicher Größe.

Doch die Sonne schien auch auf ihn und lachte über die Menschen, die einander Tragödien bereiten, anstatt sich an ihrem Lichte gemeinsam und friedlich zu freuen. Sie begleitete mich hinein in die Stadt und bemühte sich nach Kräften, die schmalen, gewundenen Gassen hier in der Nähe des Tores mit Heiterkeit zu erfüllen. Eine von ihnen mußte nach meiner Berechnung an der Grundfläche des ehemaligen Palastes auf der Rückseite entlang führen, und hier zeigte mir an einer der Mauern die Sonne eine Inschrift, aus der ich sah, daß die Viterbesen von heute den Haß ihrer Vorfahren gegen Friedrich II. noch nicht vergessen haben. Es war der Name der Straße, auf der ich ging, und sie hieß Via del Palazzaccio. In der dem Worte Palazzo hier angehangenen Endung aber lag es ausgesprochen, daß die Bewohner Viterbos in jenem Kaiserpalast etwas Widriges, Häßliches, Unerfreuliches erblickt hatten, daß er ihnen als verhaßte Zwingburg erschienen war, wie den Schweizern die Burgen eines Geßler und eines Wolfenschießen. Aber konnte mich's Wunder nehmen? Führte die Straße mich doch zu einer Feindin des Kaisers. Einer Feindin, die zugleich ein Kind und eine Heilige gewesen war. Hinter diesen Mauern zur Rechten lag das Kloster der heiligen Rosa, und als der Weg sich noch um ein paar Straßenecken gewunden



hatte, stand ich vor dem Geburtshause der Heiligen, das eine Gedenktafel kenntlich machte. Ein kleines, düsteres Gebäude war es, aber aus großen, graubraunen Tuffstücken massig zusammengesetzt, feindlich abgeschlossen nach außen. Die Tür und ein enges, viereckiges Fenster bildeten die einzigen Oeffnungen in der starren Wand. Das Haus einer Kaiserfeindin! Sie war beim Volke berühmt wegen ihrer Güte und Frömmigkeit, aber doch sagt man, sie habe den Haß der Kirchenpartei gegen den großen, freien Geist Friedrichs II. geteilt und habe die Massen mit glühenden Worten aufgewiegelt gegen den Kaiser. Und vielleicht haben diese Glutreden sie ebenso beliebt gemacht bei Volk und Kirche, wie die freundlichen und gütigen Werke, so daß gleich nach dem Tode der eben Fünfzehnjährigen die allgemeine Stimme die Versetzung Rosas unter die Heiligen forderte. In ihre Schar ist sie dann aufgenommen worden, und man sieht heute noch den durch ein Wunder unversehrt gebliebenen Leib des merkwürdigen Kindes in der nahen Kirche, die seinen Namen trägt. Kurz vor ihrem Eingang ist die kleine Heilige an einer Hausmauer abgemalt in schwarzweißer Nonnentracht, von Rosen umgeben, mit einem großen Korbe voll blühender Rosen in den Händen. Dann führt eine Treppe als Abschluß einer engen Gasse zu der Kirche Santa Rosa selbst hinan, und hier in dem hellen, kreuzförmigen Raume habe ich die tote Heilige leibhaftig gesehen. Auf dem Hauptaltare schwebte die Verklärte in einer Glorie zwischen Engeln gen Himmel, in feierlicher Verborgenheit aber schlummerte der irdische Leib der jugendlichen Kirchenpatronin. Auf der rechten Seite der Kirche lag eine schwervergitterte und hinter den Eisenstäben noch mit hellgrünen Holzläden verschlossene Ka-



pelle. Hier war die Ruhestätte der Heiligen. Eine Nonne eröffnete mir in der schwarzweißen Klostertracht die Läden und wies mir hinter sechs brennenden Kerzen den aus Glas und Gold barock-prunkvoll aufgebauten, mit Blumen und Engelgestalten üppig verzierten Sarg, in dem der mumienhafte Leib des heiligen Kindes in seiner Nonnentracht ruhte. Zum Abschied erhielt ich sein Bild, seine Lebensbeschreibung und eine weiße Schnur, die sonderbar ineinandergeflochten war wie ein heller Zopf. Ratlos wandte ich die Gabe hin und her, ein Mann vor der Kirchentür aber deutete mir ihren Zweck: die Schnur bezeichnete die Körpergröße der Heiligen. So feiert man bis heute die Feindin Friedrichs II. Der Kaiser ist gestorben, die Kirche hat gesiegt. Seinen Palast hat man zerstört, der Heiligen hat man ein schönes Haus erbaut, in dem die Leute vor ihrem Sarge beten.

Von der toten Feindin der Hohenstaufen bin ich zu einem ihrer toten Feinde gegangen. Es ist nicht weit von Santa Rosa nach San Francesco. Und hier erblickt man am Abschluß eines nüchternen, hellgelb und hellblau getünchten Kirchenschiffes das Grab des Papstes Clemens IV. Unter einem schönen gotischen Baldachin von Stein liegt links vom Chore die Figur des Papstes auf einem bunt mit Kosmatenarbeit gezierten Sarkophag. Aber der Frieden des Todes wohnt nicht in diesem Antlitz. Haß, Fanatismus, Wut verzerren es auch im Stein; der Mund preßt sich zusammen, als wenn er nach Flüchen suchte gegen den unglücklichen Konradin. Denn dieser Clemens war der gefährlichste Vertreter der hassenden Kirche gegen den letzten Hohenstaufen. In Viterbo, wohin er gleich manchem anderen Papst seine Residenz verlegt hatte, wo der kurz vorher vollendete, schöne bischöf-



liche Palast ihm als Residenz diente, war er Zeuge vom letzten Akte der großen Tragödie. Von einem Balkon des Palastes aus blickte Clemens hinab auf Konradins Heer, das in geringer Ferne auf der Via Cassia vorüberzog. Die Sturmglocken läuteten, die Bürger strömten bewaffnet zusammen, der Papst aber als einzig Mutiger unter den zitternden Kardinälen rief in wirklicher oder geheuchelter Siegeszuversicht: „Oh, wie beklagenswert ist dieses Kind, das wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt wird!" War sein Mitleid echt? Drei Monate vorher hatte derselbe Papst im Dom zu Viterbo am Gründonnerstag des Jahres 1268 den großen Bann über den jungen Hohenstaufen verhängt, hatte die Kerze in seiner Hand ausgelöscht, als Zeichen der Verfluchung. Und wenn es auch nicht erwiesen ist, daß Clemens nach der Gefangennahme Konradins an Karl von Anjou geschrieben hat: „Konradins Tod ist das Leben Karls, Konradins Leben ist Karls Tod", so hat er doch keinen Finger gerührt, um das Schwert zu hemmen, das nach dem Haupte des jungen Fürsten zielte. Wie gerechte Vergeltung wirkt es, daß der Leib dieses Papstes im Tode keine Ruhe hat finden können. Weil er in den Ruf der Heiligkeit gekommen war, wurde sein Leichnam aus der ersten Ruhestätte in Santa Maria di Gradi gestohlen, wurde wieder gefordert, verweigert, hin und her gezerrt aus einer Kirche in die andere, um endlich im Jahre 1885 den jetzigen Platz in San Francesco zu finden. Auch vom ursprünglichen, großen und prunkvollen Grabmal ist das gebliebene nur ein bescheidener Teil.

Der Dom steht noch — am anderen Ende Viterbos —, wo Clemens Konradin verfluchte, doch hat er das Los der meisten übrigen Kirchen der Stadt geteilt und ist in

den unseligen Tagen der Kirchenrestaurationen des 17. und 18. Jahrhunderts gründlich verdorben worden. Aber die hohen, grauen Granitsäulen des Kirchenschiffes ragen mit ihren phantastischen Kapitälen wie damals noch an gleicher Stelle schlank empor, als der Bannfluch gegen den letzten Hohenstaufen durch die Hallen des Domes tönte. Und nach dieser kirchlich mächtigen Szene der großen Tragödie hat Viterbo noch ein blutiges Nachspiel zu ihr mitangesehen. Auch sein Schauplatz war eine Kirche, seine Katastrophe ein Mord am Altar, sein Opfer der Sohn eines deutschen Königs. Es war die klägliche Zeit, in der man Kronen verschacherte wie alte, abgelegte Hüte. Die Krone des Hohenstaufen-Erbreichs in Italien hatten die Päpste dem reichen Richard von Kornwall, dem Bruder des Königs von England, vergeblich angeboten, um sie dann dem Franzosen Karl von Anjou aufs grausame Haupt zu setzen. In Deutschland aber gab es das gleiche Schauspiel. Zur selben Zeit handelten und verhandelten die deutschen Wahlfürsten mit zwei Söhnen fremder Länder wegen der Uebernahme der altheiligen Krone, zur selben Zeit, im Jahre 1257, stiegen beide zur kostspieligen und gefährlichen Würde eines deutschen Königs empor. Alfons von Kastilien betrat niemals den Boden des Landes, das er dem Namen nach beherrschte, Richard von Kornwall aber, dem die deutsche Krone verlockender gewesen war als die des italienischen Reiches, kam übers Meer, wurde zu Aachen gekrönt, hielt Reichstage ab und übte Regierungshandlungen auf deutschem Boden. Sein Sohn Heinrich war es, der im Jahre 1271 zu Viterbo am Altar verbluten mußte, ein Engländer von Geburt, ein Fremdling in deutschen Landen, immerhin aber doch dem Namen nach



der Sohn eines deutschen Königs. Als blutiger Schemen, den ein Schattenkönig gezeugt hatte, lebt er in der Erinnerung, und nichts ist bezeichnender für den furchtbaren Verfall der deutschen Herrschaft nach dem Untergange der Hohenstaufen als das Erscheinen dieses englisch-deutschen Prinzen in der Stadt, an deren Mauern wenige Jahre vorher der echte Sproß eines echten deutschen Herrscherhauses vorübergezogen war. Zweiundvierzig Jahre hat es gedauert nach Konradins Tode, bis der Boden Italiens wieder von einem deutschen König im wahren Sinn betreten wurde. Heinrich VII. war es, der den alten, großen und gefährlichen Kaisergedanken einmal noch aufgriff und an der Fremde zu Grunde ging wie so viele vor ihm.

Furchtbar war der Hintergrund für das grausame Nachspiel der Hohenstaufentragödie in Viterbo. Ein großer, düsterer Leichenzug kam im Frühjahr 1271 dort an, der traurige Rest eines in Tunis von der Pest überfallenen Kreuzfahrerheeres. Karl von Anjou führte den Zug, neben ihm Philipp III. von Frankreich und Heinrich von Kornwall. Vier fürstliche Tote brachten sie mit sich, um die von vergifteten Geschossen der Krankheit niedergestreckten Leiber im heimischen Boden zu bestatten. Ludwig IX. von Frankreich, der Vater Philipps III., wurde einhergeführt in dem schwarzen Zuge des Todes, mit ihm sein Bruder Johannes und sein Schwager Theobald, König von Navarra, dem die Gattin Isabella von Arragon in den Tod gefolgt war. So kamen sie, die Toten und die Lebendigen, heimwärts flüchtend vor der mörderischen Pest, nach Viterbo. Vierhundert Soldaten waren allein übrig geblieben, um ihnen Geleit und Schutz zu geben.

Hier aber sollte der Leichenzug sich um einen fünften



Toten aus den Reihen der Fürsten vermehren. Ein unversöhnlicher, mordbereiter Feind lauerte in Viterbo auf Heinrich von Kornwall. Es war Guido von Montfort, der Sohn jenes Grafen Simon von Leicester, der sich als der „englische Catilina", wie man ihn genannt hat, gegen Heinrich III., König von England, erhoben und ihn 1264 in der Schlacht bei Lewes besiegt hatte. Hier waren mit dem Sohne des Königs auch sein Bruder Richard von Kornwall — der deutsche Schattenkönig — und dessen Sohn Heinrich zu Gefangenen gemacht worden. Dann aber hatte das Glück seine Gaben den wieder befreiten und mächtig gewordenen Besiegten zugeworfen. In der Schlacht bei Evesham war Simon von Leicester 1265 geschlagen, getötet und angeblich grausam verstümmelt worden. Daher der Haß des Sohnes gegen die Sieger; zwei Brüder von ihm waren außer dem Vater in jener Schlacht geblieben, er selbst war mit seinem Bruder Simon des Landes verwiesen worden und über Frankreich mit Karl von Anjou nach Italien gekommen. Nun traf er unerwartet seinen Todfeind Heinrich von Kornwall in Viterbo. Zunächst verbarg er klug seine Rachegedanken; als aber Heinrich sich in der Frühe des 13. März 1271 ganz allein in die Kirche San Silvestro begeben hatte, vollführte Guido eine blutig-grausame Tat. Die Kirche war beinahe leer, Heinrich kniete voll Andacht allein am Altar. Kurz bevor der Priester die Hostie emporhob, dröhnte plötzlich Lärm von Pferden und Waffen in die Kirche, und vom Eingang her donnerte der wütende Ruf: „Verräter Heinrich, diesmal wirst du mir nicht entgehen!" Guido und Simon von Montfort stürmten mit gezückten Schwertern auf Heinrich los, der sich hilfesuchend an den Altar und an die Geistlichen anklammerte. Zwei von



ihnen wollten ihn schützen; einer wurde getötet, der andere verwundet, Heinrich selbst von Guido durchbohrt, von Simon mit dem Stoßdegen furchtbar zerfetzt. „Nun habe ich meine Rache gehabt!" jubelte der Mörder, schwang sich aufs Pferd und entkam.

Einige Schriftsteller haben die blutige Szene in die Hauptkirche Viterbos, den Dom, oder nach San Biagio verlegt. Sicherste Zeugnisse verweisen sie jedoch im Verein mit örtlicher Ueberlieferung in die kleine Kirche San Silvestro. Hier soll sich bis auf unsere Tage ein Bild befunden haben, auf dem der Vorgang des Mordes dargestellt war, darunter eine Inschrift, deren Wortlaut uns überliefert geblieben ist. Beim Anblick der unscheinbaren, verfallenen Kirche, die heute del Gesu heißt und nicht viel mehr ist als ein mit buntem Flitterwerk aufgeputzter Stall, glaubt man es freilich kaum, daß eine so bedeutsame, folgenreiche Szene sich hier abgespielt hat. Aber auch der Platz vor ihr ist gegenwärtig unscheinbar und verödet, und doch ist er jahrhundertelang der Hauptplatz Viterbos gewesen, an dem der frühere Munizipalpalast lag, und auf dem sich alle wichtigen öffentlichen Vorgänge abspielten, von dem glänzenden Empfange Barbarossas durch die Stadt bis zum jubelnden Feste des Glücksbaumes in Anwesenheit von Innozenz III. und zur Aufwiegelung des Volkes durch den Kardinal Capocci gegen Friedrich II. In der Kirche hat man in neuerer Zeit ein paar alte Fresken entdeckt, und das Bild von San Silvestro schaut wieder unter der Tünche hervor. Vielleicht findet man auch jene farbige Schilderung des Mordes noch auf und liefert so den unanfechtbaren Beweis, daß wirklich hier am Altar der kleinen Kirche der Sohn eines deutschen Königs ermordet wurde.

Mord, Aufruhr, Zerstörung, Straßenkämpfe, Bannfluch und frommes Wüten, das waren die Erinnerungen, die ich von Viterbo mit heim nahm. Und doch, — die Sonne des glorreich strahlenden Tages blieb Siegerin über die finsteren Mächte. Sie durchleuchtete die grauen Mauern, sie vergoldete das blutbefleckte Pflaster, sie goß Licht auch auf die Stätte des Mordes. Alles Dunkele blieb hinter mir zurück und vor meiner Seele steht Viterbo wie ein heller Traum, der mich erfreut und bereichert.





XXII

Poggibonsi. — Buonconvento.

Heinrichs VII. Glück und Ende.

Poggibonsi: Stätte von Monte Imperiale. — Buonconvento: Der Ort. — San Pietro.

Vergeblich sucht man auf den Karten Italiens im Berglande Toskana's nach dem Namen: Monte Imperiale. Vergeblich fragt man umher nach dem italienischen Kaiserberg. Verklungen der Name, verschwunden der Ort. Aber wenn man ihn dort nur zu gern wieder vergaß, wir Deutsche sollten seiner doch gedenken, wenn wir einherwandern zwischen den sanften Höhen einer stillen, anmutigen Bergeswelt. Verkörperte sich doch in der Schöpfung dieses Ortes und seines Namens zum letzten Male die alte deutsche Kaiserherrlichkeit auf italienischem Boden. Es war das letzte Werk des letzten Kaisers. Mit gutem Rechte kann man Heinrich VII. so benennen, wie man Maximilian I. den letzten Ritter benannt hat. Andere sind nach ihm gekommen und haben den Kaiserthron bestiegen, aber sie waren die Söhne einer neueren Zeit, und keiner von ihnen hat mehr im Ernste versucht, in seiner Person das römische Kaisertum deutscher Nation, wie das Mittelalter es gesehen und gefühlt hatte, wieder aufleben zu lassen.

Heinrich VII. hat es getan. Auf die Grenze zweier Zeiten gestellt, hat er sich reinen, stolzen und ehrfürchtigen Herzens berauscht an der Größe der Vergangenheit. Ein mutiger deutscher Fürst und ein großer italienischer Dichter sind einander damals begegnet in der Verehrung des mittelalterlichen Ideals von der Gestaltung der Weltherrschaft. Dante rief mit seinen Versen den deutschen König Heinrich von Lützelburg nach Italien und gab ihm gleichzeitig in seinem Buch »Ueber die Monarchie« ein Werk, das die bleibende Dauer des römischen, christlich-mittelalterlich umgestalteten Imperiums verkündete und ihm dadurch nicht nur den Anspruch auf Deutschland und Italien, sondern auf die ganze Welt nach alteingewurzeltem Glauben zusprach. Mit starkem Geist, aber mit ungenügenden Mitteln hat es der Luxemburger Graf unternommen, dies in Wahrheit schon überlebte Ideal zu verwirklichen; er mußte daran scheitern, wie andere, mächtigere vor ihm daran gescheitert waren. Die oft gespielte Tragödie mußte noch einmal über die Weltbühne gehen. Ihrem Helden aber ist ein tiefes Mitgefühl um so mehr gewiß, je größer und echter seine Begeisterung für den Kaisergedanken war. Als Eroberer, als Hilfebringer und Friedensstifter ist er über die Alpen gezogen in ein Land, aus dem ihm wilde Klagen über grauenvolle Zerrissenheit entgegenklangen, und nichts in seiner kurzen Herrscherlaufbahn ist so tragisch wie die Wandlung, die an ihm selbst notgedrungen vorgehen mußte. Der Helfer und Schlichter mußte zum Städtebelagerer und Zerstörer werden, er mußte Wunden schlagen, anstatt sie zu heilen. Und wie er leiden machte, litt er selbst. Sein Bruder fiel ihm vor Brescia, seine Gemahlin starb ihm zu Genua, seine Leute wurden ihm von der Pest hinweggerafft; über Schanzen, Blut und



Leichen schritt er zur erzwungenen Kaiserkrönung im halbzerstörten Lateran zu Rom, und vom Krönungsmahl im Klostergarten von Santa Sabina scheuchten die Geschosse der Feinde ihn hinweg. Er aber blieb aufrecht in aller Not, beugte sich nicht vor dem Fieber, das ihm die heimtückische Fremde in die Glieder goß, und fand für den Tod seines Bruders die mannhaften Worte: „Dazu ist er geboren worden.“ Und bevor ein langsam herangeschlichener Tod ihn dann selbst in jäher Ueberraschung fällte, gab ihm das Geschick doch noch eine kurze Frist mutig-freudigen Schaffens an Stelle widerwillig vollführter Zerstörung.

Die nach Norden und Süden von Siena her durch die Berge streichenden Täler sahen sein letztes Glück und seinen letzten Tag. Florenz, der Mittelpunkt aller guelfischen, kaiserfeindlichen Parteiung, hatte seiner Belagerung widerstanden; von dort war er ins Gebirge nach San Casciano aufgebrochen, hatte hier, die Umgegend verwüstend, eine Zeitlang mit seinen Truppen gelagert und suchte nun im Winter des Jahres 1313 einen festen Punkt, von dem er die drei Hauptstädte des toskanischen Bundes, Florenz, Lucca und Siena, gleichmäßig bedrohen konnte. Sein Auge war auf ein ghibellinisches Kastell gefallen, das Poggibonzi genannt wurde und in einiger Entfernung unterhalb der alten, turmberühmten Stadt San Gimigniano im Tale der Elsa lag. Doch als er anlangte, begrüßten den Kaiser hier nur Trümmer und Qualm, die traurigen Zeugen kürzlich erfolgter Zerstörung. Die Sienesen waren ihm zuvorgekommen und hatten Poggibonzi mit Feuer und Schwert verwüstet. Ein schon mehrfach erduldetes Geschick hatte sich damit wiederholt. Am Schlusse des zwölften Jahrhunderts hatten acht kleine

Ortschaften sich aus Furcht vor dem feindlichen Florenz hier zu einer Eidgenossenschaft vereinigt und einen größeren, befestigten Ort auf einer Anhöhe gegründet, die man Poggio Bonizi, den Hügel des Bonizo, nannte, weil ein Landmann dieses Namens dort bisher einen Wald besessen hatte. Blühend entwickelte sich alsbald Poggibonzi, das neu gegründete. Jede von den acht Gemeinden erbaute sich eine eigene Kirche, gemeinsame Türme und Mauern umschirmten sie alle, und die feste Lage auf der Höhe über dem Tal sorgte für Sicherheit und Einfluß. Der kaisertreue Ort blühte, solange das Hohenstaufenbanner sieghaft über Italien wehte. Sinken und Untergang des Herrscherhauses war für die Feinde ein willkommenes Signal, auch die ghibellinischen Ortschaften zu vernichten. Schon 1257 brach Florenz zum ersten Male das feste Kastell auf dem Hügel des Bonizo; unter Manfred wieder aufgebaut, erlitt es neue Belagerung und Zerstörung im Jahre 1267 unter Karl von Anjou, der ein Verbot erließ, den verhaßten kaiserlichen Ort fürderhin zu bewohnen. Allmählich sammelten sich die Vertriebenen trotzdem wieder am Fuße des Berges an, aber nur, um schon Geduldetes aufs neue zu erdulden, und so war die Zerstörung von Poggibonzi durch die Sienesen vor des Kaisers Ankunft auch nichts anderes gewesen, als ein weiteres Glied in einer Kette von Schrecknissen.

Es war im Januar, und kalt blies der Winterwind um die rauchenden Trümmer am Hügel des Bonizo, als Heinrich dort anlangte. Einen traurigen und rauhen Willkomm bot ihm die Stätte, die sein Zufluchtsort hatte werden sollen für die Winterszeit. Aber darin lag Heinrichs Größe, daß er auch im Unglück — und seine kurze Herrscherlaufbahn ist reich gewesen daran — sich nicht



entmutigen ließ. Er gab den Ort nicht auf, den er einmal erwählt hatte. Nun erst recht sollte diese Bergeshöhe zu einem Denkmal deutscher Kaisermacht werden! Er befahl den Bürgern im Tal, ihre zerstörten, ärmlichen Häuser ganz abzubrechen, Holz und Steine hinaufzutragen auf den Berg und mitzuhelfen bei der Gründung eines neuen, festen Ortes dort oben. Aber das alte, zerstörte Poggibonzi sollte vergessen werden, als Monte Imperiale sollte seine Schöpfung der Welt erzählen von des Kaisers Macht. Mit allen Fürsten in seinem Gefolge bestieg er selbst nun den verwüsteten Hügel, bezeichnete die vier Ecken des neuen Ortes und legte mit eigenen Händen zu den aufzuführenden Mauern den ersten Stein. Und wirklich entstand in Eile dort eine feste kaiserliche Pfalz, in großem Stil angelegt, mit vier Toren auf den vier Seiten. Eins von ihnen taufte der Kaiser, den Sienesen zum Aerger, die Porta Nicolaja nach seinem treuen Diener Nicolo de' Buonsignori von Siena, den die Mitbürger um seiner Kaisertreue willen aus der Stadt verbannt hatten. Am Tore nach der Morgenseite hin aber barg der Kaiser unter einem Felsblock einen kostbaren Ring von seinem Finger.

Beinahe wie ein zur Wirklichkeit gewordenes Luftschloß erhob sich das rasch erstandene Monte Imperiale an der Stelle des alten Poggibonzi, und ein phantastisch-geschäftiges Leben erfüllte die noch feuchten, frischen Mauern. Als wenn er der Welt beweisen müßte, daß kaiserliche Größe nicht an den Ort gebunden, sondern mit des Herrschers Person untrennbar verknüpft sei, so vollzog Heinrich an seinem bescheidenen, winterlichen Zufluchtsorte Regierungshandlungen ohne Zahl. Kanzler, Hofnotar, Geistliche und Rechtsgelehrte waren in fieberhafter Tätigkeit, kaiserliche Briefe und Verordnungen

flogen in alle vier Winde. Belohnungen der Freunde — hier verlieh der Kaiser dem schon früher zum Fürsten erhobenen Amedeo von Savoyen die Stadt Asti als Lehen — und Aechtungen der Feinde klangen von Monte Imperiale herab. Und wenn es auch ein sonderbarer, mangelhafter, halbfertiger Sitz der Herrschermacht war, hier hat sich Heinrich VII. doch noch einmal ganz als Kaiser gefühlt, hier hat er im Bewußtsein erträumter Größe das letzte Glück seines Lebens genießen dürfen. Es war das letzte; denn zur Seite des Kaisers thronte schon dort auf der kalten Hügelshöhe ein anderer, mächtigerer: der Tod. Leise goß er sein Gift in die Adern des bereits vor Florenz mit Verderberhand Berührten, bezeichnete sein Opfer als Eigentum und machte sich zum Sieger Schritt für Schritt. Als Heinrich im Frühjahr für ein paar Monate nach dem getreuen Pisa ging, war er bereits ein verlorener Mann. Es war zu spät, daß nun die langersehnten Unterstützungen von verschiedenen Seiten ihm zuflossen, daß ein stattliches Heer ihm nachzog, als er zum Rachekrieg aufbrach gegen Robert von Neapel, über den er zu Pisa ein seltsames Todesurteil verhängt hatte. Wenige Meilen weit — sein Monte Imperiale sah er noch einmal wieder — trug den Totkranken sein Pferd, aber dann war es zu Ende mit seinen Kräften. In einer Sänfte brachten ihn die Getreuen bis Buonconvento an der alten Hauptstraße von Florenz nach Rom über Siena und Viterbo; dort ist er auf der Höhe des Jahres gestorben.

Monte Imperiale hat seinen Schöpfer nur kurze Zeit überlebt. Racheheischend erhoben sich die Guelfen und schlugen auch die junge Kaiserpfalz mit ihrem schon auf tausend Einwohner angewachsenen Ort in Trümmer. Rasch wie ein Luftschloß erbaut, brach Monte Imperiale ebenso



entmutigen ließ. Er gab den Ort nicht auf, den er einmal erwählt hatte. Nun erst recht sollte diese Bergeshöhe zu einem Denkmal deutscher Kaisermacht werden! Er befahl den Bürgern im Tal, ihre zerstörten, ärmlichen Häuser ganz abzubrechen, Holz und Steine hinaufzutragen auf den Berg und mitzuhelfen bei der Gründung eines neuen, festen Ortes dort oben. Aber das alte, zerstörte Poggibonzi sollte vergessen werden, als Monte Imperiale sollte seine Schöpfung der Welt erzählen von des Kaisers Macht. Mit allen Fürsten in seinem Gefolge bestieg er selbst nun den verwüsteten Hügel, bezeichnete die vier Ecken des neuen Ortes und legte mit eigenen Händen zu den aufzuführenden Mauern den ersten Stein. Und wirklich entstand in Eile dort eine feste kaiserliche Pfalz, in großem Stil angelegt, mit vier Toren auf den vier Seiten. Eins von ihnen taufte der Kaiser, den Sienesen zum Aerger, die Porta Nicolaja nach seinem treuen Diener Nicolo de' Buonsignori von Siena, den die Mitbürger um seiner Kaisertreue willen aus der Stadt verbannt hatten. Am Tore nach der Morgenseite hin aber barg der Kaiser unter einem Felsblock einen kostbaren Ring von seinem Finger.

Beinahe wie ein zur Wirklichkeit gewordenes Luftschloß erhob sich das rasch erstandene Monte Imperiale an der Stelle des alten Poggibonzi, und ein phantastisch-geschäftiges Leben erfüllte die noch feuchten, frischen Mauern. Als wenn er der Welt beweisen müßte, daß kaiserliche Größe nicht an den Ort gebunden, sondern mit des Herrschers Person untrennbar verknüpft sei, so vollzog Heinrich an seinem bescheidenen, winterlichen Zufluchtsorte Regierungshandlungen ohne Zahl. Kanzler, Hofnotar, Geistliche und Rechtsgelehrte waren in fieberhafter Tätigkeit, kaiserliche Briefe und Verordnungen

flogen in alle vier Winde. Belohnungen der Freunde — hier verlieh der Kaiser dem schon früher zum Fürsten erhobenen Amedeo von Savoyen die Stadt Asti als Lehen — und Aechtungen der Feinde klangen von Monte Imperiale herab. Und wenn es auch ein sonderbarer, mangelhafter, halbfertiger Sitz der Herrschermacht war, hier hat sich Heinrich VII. doch noch einmal ganz als Kaiser gefühlt, hier hat er im Bewußtsein erträumter Größe das letzte Glück seines Lebens genießen dürfen. Es war das letzte; denn zur Seite des Kaisers thronte schon dort auf der kalten Hügelshöhe ein anderer, mächtigerer: der Tod. Leise goß er sein Gift in die Adern des bereits vor Florenz mit Verderberhand Berührten, bezeichnete sein Opfer als Eigentum und machte sich zum Sieger Schritt für Schritt. Als Heinrich im Frühjahr für ein paar Monate nach dem getreuen Pisa ging, war er bereits ein verlorener Mann. Es war zu spät, daß nun die langersehnten Unterstützungen von verschiedenen Seiten ihm zuflossen, daß ein stattliches Heer ihm nachzog, als er zum Rachekrieg aufbrach gegen Robert von Neapel, über den er zu Pisa ein seltsames Todesurteil verhängt hatte. Wenige Meilen weit — sein Monte Imperiale sah er noch einmal wieder — trug den Totkranken sein Pferd, aber dann war es zu Ende mit seinen Kräften. In einer Sänfte brachten ihn die Getreuen bis Buonconvento an der alten Hauptstraße von Florenz nach Rom über Siena und Viterbo; dort ist er auf der Höhe des Jahres gestorben.

Monte Imperiale hat seinen Schöpfer nur kurze Zeit überlebt. Racheheischend erhoben sich die Guelfen und schlugen auch die junge Kaiserpfalz mit ihrem schon auf tausend Einwohner angewachsenen Ort in Trümmer. Rasch wie ein Luftschloß erbaut, brach Monte Imperiale ebenso

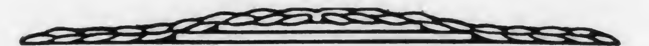


rasch zusammen. Sein Name sogar ist wieder mit ihm ausgelöscht worden, das alte Poggibonzi nur hat am Fuße des Berges eine Auferstehung erlebt. Aber es ist natürlich, daß es in dieser nach Heinrichs VII. Tagen gegründeten Stadt kein Denkmal seiner Zeit mehr gibt. Und auch die Höhe von Monte Imperiale bewahrt kein Andenken an die flüchtige, winterliche Herrlichkeit vom Jahre 1313 mehr. Eine graue Feste mit einem Kloster steht freilich in Ruinen auf dem Hügel, aber es ist nicht Heinrichs Kaiserpfalz mehr, es ist nur ein Andenken an spätere Bewohner von Bonizos Hügel und an spätere Kämpfe. Ausgelöscht im Gedächtnis der Umwohner ist die Erinnerung an den kurzen Kaisertraum dort oben, von dem nichts mehr erzählt; nur verborgen im Erdendunkel ruht vielleicht noch unter einem Stein der goldene Ring von des Kaisers Hand.

Traurig und ernsthaft sind die Gedanken, die beim Anblick jenes verlassenen Hügels erwachen; traurig und ernsthaft begleiten sie den Wanderer auch auf dem Wege, den Heinrich VII. zur Stätte seines Todes nahm. Er führt aus dem lachenden, lieblich-fruchtbaren Hügellande, das um Florenz und noch ein wenig über Siena hin sich ausdehnt, in eine trübselig schwermütige Landschaft. Vor allem, wenn man diesen Teil Toskanas in einer Jahreszeit und in einem Zustand erblickt, wie es mir geschah. Die Dürre eines viele Wochen lang regenlosen Sommers und Herbstes lag mörderisch auf dieser Gegend, als ich den Weg nach Buonconvento fuhr. Um Siena her war noch Feuchtigkeit genug geblieben, um das Grün zu erhalten. Hier konnte man sich freuen an den silberschimmernden Wipfeln der Oelbäume, an dem ausgespannten, die Stämme freundlich miteinander verbindenden Weinge-

hänge, das über grünem oder halbgrünem Boden sich ausbreitete, an den dunkel dazwischen emporstrebenden Zypressen, an den sanften, breiten Wölbungen der Hügel, die weiter und weiter in eine schöne, blaue Ferne strebten. Aber die Ferne hielt nicht, was ihr lockender, geheimnisvoller Duft versprach. Je mehr Siena mit seinem weißen, weithin leuchtenden Dome versank, um so mehr drückte der Tod seinen Stempel auf die Landschaft. Abgeerntet waren die Felder, auf denen das Getreide freundlich im Frühsommer wogte; matt und leer lag der Boden, schon frisch umbrochen, zutage, und mit immer neuer Glut hatte die Sonne die leuchtend braune Farbe der Terra di Siena ausdörrend in ein schmutziges, gelbliches Grau verwandelt. Unfruchtbares, unkultiviertes Land neben den erstorbenen Feldern, mit kurzem, spärlichem Graswuchs bedeckt, ausgebrannt bis auf die Narbe von der beständigen Glut, so daß nur noch ein ganz matter, grünlicher Schimmer im tiefen Braun das erlöschende Leben verriet. Auf den gelbgrauen Feldern hie und da schwarze, häßliche Flecken von Feuern, in denen die Bauern den Abfall der Ernte verbrannt hatten. An vielen Stellen kaum ein Baum oder Strauch, so weit das Auge reichte, nichts als die kahlen, flachen, graugelben Hügel, einer hinter und neben dem anderen wie ein gewaltiges, erstarrtes Erdmeer mit breiten, stummen, bewegungslosen Wogen. Und als die Siegerin im Kampf darüber am reinen Himmel die helle, triumphierende Sonne, die zur Vernichterin umgewandelte Spenderin des Lebens.

Aehnlich drohend und feindlich mag die Natur den sterbenden Kaiser angeschaut haben, als er in der Augusthitze des Jahres 1313 die Straße nach Buonconvento zog. Nur daß die Brandflecken in der Landschaft größer waren und



nicht von friedlichen Erntefeuern, sondern von zerstörten Häusern und Ortschaften herstammten. Durch die Sommersglut aber schleppte sich der Kaiser dem Tod entgegen. Schon in Monte Imperiale packten ihn Fieberschauer, doch gab er den zur Umkehr nach Pisa mahnenden Aerzten die Antwort: „Ich bin im Dienste Christi, der die ganze Welt besitzt und mir, wenn er helfen will, an einem Orte so nahe ist wie am anderen.“ Mit seinem Leiden kämpfend setzte Heinrich den Weg der Schmerzen fort. Ein kurzer Versuch, ihn durch kalte Bäder zu Mascareto im Tale der Mersa zu heilen, schlug fehl. Das bisher im Innern schleichende Leiden brach nun hervor in einem schmerzhaften, angeblich krebsartigen Geschwür am rechten Unterschenkel. Vier Tage nur verweilte der Gepeinigte in Mascareto, dann ließ er sich in einer Sänfte weitertragen. In Buonconvento versagten die Kräfte. Mühselig erstieg der Kaiser hier noch die Stufen zu der Kirche San Pietro, hörte die Messe, beichtete und empfing die Hostie aus den Händen eines Dominikanermönches Bernardino von Montepulciano, der zeitweilig die Stelle des Beichtigers bei ihm versah. Gleich darauf lief ein eisiger Schauer durch sein Gebein; der Tod stand neben ihm und forderte sein Opfer. Am 24. August, am Bartholomäustage, starb Kaiser Heinrich VII. in dem kleinen, weltfernen Orte, der nur bekannt geworden ist durch diesen Tod. Durch ihn und die finsteren Gerüchte, die sich daran knüpften. Die Hoffnungen, die man bei seiner Partei auf den Kaiser gesetzt hatte, waren so groß gewesen, das Entsetzen und der Schmerz über sein Sterben waren so tief, daß gleich die Rede ging, der Herrscher sei beim Abendmahl mit einer vergifteten Hostie von dem Dominikanermönch ermordet worden. Ein Schrei der Wut



antwortete dem gräßlichen Gerüchte. Mühsam entkam ihr der Beichtiger, aber die anderen Dominikaner mußten büßen für ihn. Viele von ihren Klöstern in Deutschland und Italien wurden verwüstet, und lange Zeit hat auf ihnen die Schmach eines abscheulichen Verbrechens geruht. Heute glaubt man die Beschuldigung nicht mehr, und am nachdrücklichsten widerspricht ihr das kläglich abgezehrte, in Wahrheit ein Krebsleiden bestätigende Antlitz des Kaisers auf seinem Sarkophag in Pisa, wohin die bei der Leiche gebliebenen treuen Deutschen und Pisaner den Toten auf ihren Schultern an der Meeresküste getragen hatten. Das kleine Buonconvento aber wird von jenem häßlichen Gerüchte bis heute mit einem romantisch-düsteren Schimmer umgeben.

Aeußerlich entspricht es dieser Vorstellung nicht. Nach der scheinbar endlosen, traurigen Fahrt durch das versengte Land grüßt seine Umgebung schon mit freundlicheren Farben. Die Straße ist in die Täler zweier unbedeutender Flüsse — der Arbia und des Ombrone — eingetreten, und erhaltenes Grün verkündet dankbar die Nähe des Wassers. Auch Buonconvento selbst blickt nun über eine Wand von Bäumen her. Der Wagen überfährt eine ansteigende und sich wieder senkende Brücke, an deren einer Seite eine Art von Kapelle mit Heiligenbild sich erhebt, und überschreitet auf ihr den schmalen Ombrone, der nahe bei dem eigenartigen Orte vorüberfließt. Eigenartig zeigt sich Buonconvento in der Tat. Es ist eine befestigte Stadt en miniature, wie ein Riesenspielzeug zwischen sanfte Hügel an den Wasserlauf gestellt. Der Ort hat jenseits einer baumbestandenen Piazza feste, hohe Tore und Mauern, hat eine Hauptkirche und einen Turm am Rathaus, aber das alles ist auf einen unglaublich



engen Raum zusammengedrängt. Bei der Einfahrt erkennt man alles Wichtige mit einem einzigen Blick. In unmittelbarer Folge zeigen sich von links nach rechts die drei bestimmenden Bauten: der schlanke, helle Kirchturm zuerst, am höchsten aufragend, gleich daneben der niedrigere Turm des Municipio aus rotem Backstein, dem berühmten Rathausturm von Siena nachgebildet im kleinen, und nun am weitesten rechts das ansehnliche Tor, in das die Straße mündet. Es ist breit und hoch; zwei Rundbogenöffnungen zeigen sich übereinander in ihm, und eine Zinnenreihe bekrönt es, von einem Rundbogenfries auf spitzen Konsolen getragen. Dies Tor scheint ein bedeutendes, umfangreiches Gemeinwesen anzukündigen, aber sobald man eingetreten ist, erblickt man vor sich als Abschluß einer einzigen Hauptstraße ganz nahe bereits wieder das gegenüberliegende Ausgangstor. In zwei Minuten geht man vom einen zum anderen, durchschreitet einen Rundbogen, der von einer dreibogigen Loggia hübsch gekrönt wird, und sieht sich wieder im Freien. Wäre die ansehnliche Stadtmauer nicht, — und man kann sie noch um den ganzen kleinen Ort verfolgen, wenn auch ein- oder aufgebaute Häuser sie zuweilen unterbrechen — Buonconvento wäre nichts als eine Ansiedelung bescheidenster Art. Aber seine Lage an der ehemaligen Hauptstraße nach dem Süden hat ihm kriegerische Wichtigkeit verliehen, und ungefähr 60 Jahre nach Heinrichs VII. Tode haben die Sienesen die starke Befestigung aufgeführt.

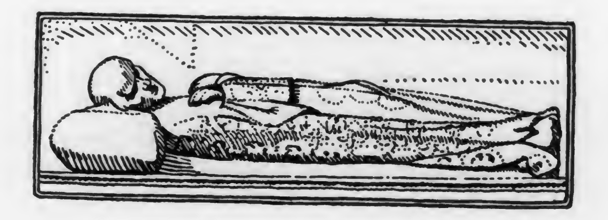
Für uns aber ist nur dieser Tod eines groß veranlagten deutschen Herrschers und seine Stätte von Wichtigkeit in Buonconvento. Mit wenigen Schritten — alles ist ja nahe in diesem sonderbaren Orte — gelangt man vom Eingangstor zu der Kirche San Pietro, die gleich links an

der einzigen Hauptstraße auf einem Stufenunterbau dasteht. Es ist noch die alte Kirche, aber schon die Fassade verrät es, daß auch ihr, wie so vielen anderen interessanten Bauten, eine verständnislose Nachwelt ihren ursprünglichen Charakter geraubt hat. Man erwartet in diesem 1189 gegründeten Gotteshause einen schweren, düsteren, romanischen oder frühgotischen Bau zu finden, unter dessen Gewölben alle Schauer jener geheimnisvollen Abendmahlsstunde wieder lebendig werden, und erblickt ein vernüchtertes, charakterloses Gebäude, vom Schablonenstempel des 17. Jahrhunderts geprägt. Das Einzige, was ihm ein wenig altertümlichen Charakter gibt, sind ein paar Bilder von Malern aus der Schule von Siena, mögen sie auch unseres Kaisers Tod nicht mitangeschaut haben. Eine Madonna von Matteo di Giovanni thront vor mystisch leuchtendem Goldgrund über dem Hauptaltar, ein Triptychon mit der Verkündigung und ein paar Heiligen von Girolamo di Benvenuto del Guasta findet sich in der Sakristei, die sich vor dem Chore wie ein halbes Querschiff nach linkshin abzweigt, und eine schöne, milde, gekrönte Madonna von Sano di Pietro blickt aus dem rechten Seitenschiff hervor. Dies Bild ist besonders bemerkenswert, weil es von den Umgestaltungen der Kirche zu erzählen weiß. Es ist al fresco gemalt, und man kann deutlich erkennen, daß es aus der Mauer herausgesägt und an seinem jetzigen Platze wieder angebracht worden ist. Vor wenigen Jahren erst ist das geschehen. Damals hat man dies rechte Seitenschiff, das offenbar ungewöhnlich eng und schmal war, verbreitert; auch im Pflaster des Bodens erkennt man die Spuren dieser Veränderung. So kann man sich in Gedanken den ursprünglichen Bau wiederherstellen, der in der Tat so eng und finster gewesen sein



muß, wie man sich gern den Schauplatz der traurigen Sterbeszene denkt, von deren Schrecken in dieser Kirche, trotz aller Entstellung, doch für immer ein schwermütiges Echo wohnt.

Entsetzen weckte bei seinen Zeitgenossen das unerwartete jähe Hinscheiden dieses letzten in der Schar der mittelalterlichen Kaiser, und in tiefer Wehmut verweilt man heute noch in der Kirche von Buonconvento, die seinen schweren, wenn auch durch echte Frömmigkeit verklärten Abschied vom Leben sah. Und doch, — vielleicht war dieser Tod ein gnädiges Geschick, das ihn vor der tiefsten Tragik seines Daseins bewahrte, vor der zerschmetternden Erkenntnis, daß er Unmögliches gewollt und mit unüberwindlichen Mächten gekämpft hatte. So lag über seiner Sterbestunde wenigstens noch das versöhnende Licht einer schönen Erinnerung an die bescheidene, kurze Kaiserherrlichkeit von Monte Imperiale und einer nur durch den Tod, nicht auch durch das Leben vereitelten Hoffnung.





XXIII

Rom.

Zwei deutsche Kirchen und die deutsche Botschaft in Rom.

Rom: Santa Maria dell' Anima. — Palazzo Caffarelli.

Der Platz lag vor mir gleich einer länglichen Riesenschale, die bis an den Rand gefüllt war mit heißer Sonnenflut. Das klare Himmelsgewölbe überdeckte sie, und ihren irdischen Grund bildete die eigenartig geformte Fläche, die uns in dieser Piazza Navona noch im heutigen Rom eine Rennbahn, ein Stadium vortäuscht, wie Cäsar, Augustus, Nero, Domitian es hier durch Künstlerhand erstehen ließen. Es war ein so glühender, blendender Tag, daß ich eilig den schmalen Schattenstreifen aufsuchte, der an der einen Langseite den Fuß der Häuser umsäumte. Hier blieb ich stehen und schaute dem Spiel der Wasserstrahlen zu, die aus den drei mächtigen, phantastisch-barocken Springbrunnen hervordrangen. Die Fabelwesen und Wundertiere, die heute hier die dampfenden Rennbahnkämpfer und blutbespritzten Gladiatoren ersetzten, hatten es gut, sich so überspülen zu lassen vom sprühenden Schaum. Und indem ich sie anblickte, kam die Sehnsucht über mich nach irgendeiner stillen, kühlen Kirchenhalle, wohin ich



fliehen konnte vor dieser gewaltigen, brennenden Sonnenflut. —

So bog ich suchend in eine der schmalen Seitengassen ein und sah mich nach wenigen Minuten einer anderen Kirche gegenüber. Eingeengt stand sie unter benachbarten Häusern. Eine schmale Gasse vor ihrer Front, eine schmale Gasse zu ihrer Rechten, unmittelbar anstoßende Bauten zu ihrer Linken. Mühsam schaute von hinten her ein schlanker, schöner Campanile mit spitzem Kegelhelm herüber, der einen blanken Belag in Grün und Gelb in der Sonne blitzen ließ. Doch war nicht er es, der meine Blicke fesselte. Höher hinan, auf der äußersten Spitze des Turmes breitete ein wohlbekanntes Wappentier seine Flügel aus; der deutsche Reichsadler schwebte dort oben in dunklen Linien vor dem hellen Himmel, vor diesem römischen Himmel mit seinem glühenden Blau. Und indem ich den Adler betrachtete, indem ich dann die Blicke auf eine Figurengruppe über dem Portal, auf eine Inschrift an der Fassade richtete, indem ich eintretend vertraute, heimatliche Laute vernahm, da wurde mir deutlich, wo ich mich befand. Santa Maria dell' Anima, die alte Nationalkirche der Deutschen in Rom, hatte mich aufgenommen in ihren milden, farbig durchleuchteten Schatten.

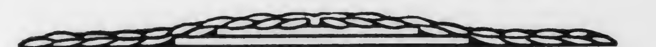
Ein Schauspiel von besonderem Charakter bot sich mir dar. Es war Sonntag, und ein weißgekleideter Mönch stand predigend auf der Kanzel. Eine Schar von Andächtigen saß ihm zu Füßen und horchte auf die deutschen Worte hier in der fremden Stadt. Es war eine Art von religiösem Märchen, das der Mönch mit leidenschaftlichen Worten erzählte. Von einem Kinde handelte die Geschichte, das von so glühender Sehnsucht nach der Kommunion erfüllt war, daß es die Eltern verließ und in

ein Kloster eindrang, wo es die Nonnen anflehte um Gewährung der göttlichen Speise. Die Nonnen verweigerten, der Himmel aber gewährte die Erfüllung der Bitte. Ueber dem Kloster in der Luft erschien eine schwebende Hostie, und mit seiner Patene fing sie der Priester auf. Dem Kinde wurde sie nun gereicht, seine Wonne jedoch war zu überirdisch groß, als daß es ihr hätte standhalten können. Die Erfüllung seines Wunsches war ihm der Tod. So wie dieses Kind sollten alle Gläubigen — das war die Moral der Geschichte — der Kommunion zudrängen und vor dem Tode nicht beben, wenn er der Preis dieses höchsten Glückes wäre. Ich fühlte bald, hier wurde römischer Geist in deutscher Sprache ververkündet, und hörte nur noch mit halbem Ohr auf die Worte des Mönches. Dafür ließ ich um so mehr das Innere der Kirche auf mich wirken. Es waren edle und reizvolle Höhen- und Lichtverhältnisse darin. Die braunen Pfeiler des Mittelschiffes wuchsen mit ihren davor gelegten grauen Lisenen ungemein schlank empor. Korinthisierende, zum Teil vergoldete Kapitäle bekrönten sie, und unten an jeder Lisene sandte ein goldenes Kreuz vier leuchtende Strahlen aus. Die Deckengewölbe waren farbig in Blau, Rot und Gold mit Bildern von Heiligen und schönem Ornament an den trennenden Gliedern. In den drei Kirchenschiffen aber war das alles in ein sanftes Dämmerlicht getaucht. Nur wenige Fenster mit matter Verglasung, neben der einzelne farbige Scheiben stärker leuchteten, ließen hier einen schwachen Tagesschein in das eng umbaute Gotteshaus. Alles Licht sammelte sich im Chor; in einem hellen Strom ihn überflutend, kam es von links her zu ihm herein. Hinten ein in starken Farben schimmerndes Fenster in der Form eines aufrechten Ovals, die



heilige Dreieinigkeit darin abgebildet, vor ihr ein Engel mit einem Evangelienbuch. Die tiefen Töne dieses Fensters aber standen in eindrucksvollem Gegensatze zu der inneren Chordekoration, die nur mit Weiß und Gold zu wirken wußte und in strahlender Helle den eindringenden Lichtstrom auffing, ihn gesammelt festhielt und niederschüttete auf den Altar. An dem reich kassettierten, durch einschneidende Stichkappen belebten Gewölbe aber schwebte wiederum der goldene, bekrönte Adler des Deutschen Reiches.

Den Begriff des Deutschtums muß man freilich ein wenig modeln in dieser Kirche, oder doch um ein paar Jahrhunderte zurückschrauben in jene Zeit, als auch noch das alte Niederdeutschland offiziell zum Deutschen Reiche gehörte. So darf es nicht wundernehmen, daß ein Niederländer, Johannes Petri aus Dortrecht, als der eigentliche Schöpfer dieser deutschen Nationalstiftung in Rom zu gelten hat. Er war der erste, der im Jahre 1386 ein paar ihm gehörige Häuser zu einem Hospiz für arme deutsche Rompilger einrichtete. Bald aber gesellte sich ihm ein echter Deutscher im heutigen Sinne hinzu: der Westfale Dietrich v. Nieheim, der durch reiche Schenkungen die Stiftung vergrößerte. Eins von den Petrischen Häusern ergab die erste Kapelle, die sich bald erweiterte und zu einer dreischiffigen gotischen Kirche wurde. Wenig nur ist leider von ihr übrig geblieben; am Ende des 15. Jahrhunderts wurde ein Neubau beschlossen, und im Jahre 1511 konnte die heutige Kirche eingeweiht werden. Aus allen deutschen Landen waren Beiträge für den Bau gesandt worden. Die alte Zugehörigkeit Niederdeutschlands zum Deutschen Reiche wird aber vielfach deutlich in dieser Kirche. Das zeigte sich mir beim Umherwandern in ihren Hallen.



Der Gottesdienst war vorüber, die Hörer waren gegangen, aber die Kirchendiener, die den Altar abräumten, ließen mir noch Zeit, alle Einzelheiten zu betrachten. Die Grabmäler, die bleibenden Verkünder ferner Zeiten, sprachen hier am beredtesten, und es war mir merkwürdig, wie sich auf ihren Steinen deutsche Namen mit niederländischen mischten. Reiche, große und mächtige Leute waren auf ihnen verzeichnet. Ein Papstgrab im Chor erzählte von einem niederländischen Papste. Hadrian VI., der in Utrecht geboren war, darf hier ausruhen von einem sorgenschweren Pontifikat, auf das dieses Grabes melancholische Inschrift hinweist: „Wie viel kommt es darauf an, in welche Zeit auch des besten Mannes Tugend fällt!" Ihn hatte sein Schicksal in die falsche Zeit und an den falschen Ort gestellt; er blieb den Römern ein verhaßter Deutscher, und als er gestorben war, schrieb man auf die Tür vom Hause des Arztes, der ihn behandelt hatte, die Worte: „Dem Befreier des Vaterlandes." Etwas vom Barbaren war freilich an diesem Papst aus Utrecht; auf seinen Befehl wurden die Türen im Belvedere des Vatikans mit seinen Kunstschätzen vermauert. Mit unbeabsichtigter Ironie schmücken dafür antikisierende Figuren das reiche Grabmal dieses Feindes der Antike. Dies ließ ihm sein Neffe Wilhelm v. Enkenvoirt errichten, den er mit sich nach Rom gebracht und auf seinem Sterbelager zum Kardinal ernannt hatte. Auch Enkenvoirt starb in Rom und wurde hier in der Kirche beigesetzt; an der Eingangswand sieht man sein Grabmal. Ein besonders prunkvolles hat im Chor ein an den Blattern fern von der Heimat gestorbener junger Fürst, der Erbprinz Karl Friedrich von Cleve, gefunden, ein barock verschnörkeltes der Hamburger Lukas Holste, der als Bibliothekar der Vatikana und — gleich



dem jungen Fürsten — als Konvertit in Rom gestorben ist. Künstlerisch und menschlich mannigfaltige und widerspruchsvolle Bilder steigen aus den anderen Grabdenkmälern hervor. Zwei von ihnen erzählen auch von deutscher Liebes- und Kriegsromantik. Denn der Kardinal Andreas von Oesterreich, dessen Grabmal sich gleich rechts vom Haupteingang befindet, war ein Sohn der schönen Philippine Welser aus ihrem Liebesbunde mit dem Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, und ein unweit eingelassener Stein mit einem von zwei Helmen überragten Wappen spricht uns von dem jungen, in Rom der Pest erlegenen Melchior von Frundsberg, dem zweiten Sohne des berühmten Landsknechtsführers.

Der Name der Welser läßt an die Fugger denken, und auch dies große deutsche Kaufmannshaus ist in der Kirche vertreten. An drei verschiedenen Stellen sogar. Das erstemal wird er nur indirekt erwähnt. Einer der Beamten dieses Hauses, Johann Lambacher aus Innsbruck, hat für eine der Seitenkapellen reiche Stiftungen gemacht und seinen Namen durch langatmige Inschriften hier lebendig erhalten. Dann aber kommt wenige Schritte weiter die eigentliche Fuggerkapelle, die von einem der berühmtesten Mitglieder des Hauses gestiftet und in seinem Auftrage von Giulio Romano mit einem Gemälde versehen wurde, auf dem Jakob Fugger selbst vor der heiligen Familie kniend dargestellt war. Jetzt sucht man es vergeblich in der Fuggerkapelle, doch nur, weil es an einen anderen, wichtigeren Ort seinem Wert entsprechend versetzt wurde. Die Kirche, für die es bestimmt war, hat es nicht verlassen, aber es bildet jetzt über dem Hauptaltar ihren bedeutendsten künstlerischen Schmuck. Der Fuggerkapelle schräg gegenüber liegt im Halbdunkel die des Hauses

Brandenburg. Sein Wappen findet man fünfmal in ihr; es mahnt an den zweiten Sohn des Kurfürsten Johann Cicero von Brandenburg, an den zum Erzbischof von Mainz und zum römischen Kardinal in jungen Jahren emporgestiegenen Albrecht von Brandenburg, der in seiner geistlichen Würde kniend auf dem von Francesco Rossi gemalten Altarbilde dieser Kapelle verewigt ist. Brandenburg, Fugger, Welser, Frundsberg — Stücke von deutscher Geschichte werden lebendig beim Klange dieser Namen, und vergangene, schon im Sinken begriffene Kaiserherrlichkeit erwacht müde beim Anblick eines Wappensteines von Kaiser Friedrich III. im Klosterhof, der an die Kirche grenzt. Es ist ein kleiner, unregelmäßiger Raum, aber voll von Erinnerungen und voll von Anmut. Eine zweibogige Loggia begrenzt ihn auf der einen Seite, mittelalterliche und antike Reste sind an den Wänden eingemauert. Ein heller Wasserstrahl rieselt leise in einen altchristlichen Sarkophag, Palmen, Bambus, japanische Mispeln breiten ihr bleibendes Grün über den reizvollen Ort.

Mit einem wohltuenden Heimatgefühl betrachtete ich all diese Denkzeichen, horchte ich auf alle die hier erklingenden Namen. Dann verließ ich die Anima. So nennt man kurz und poetisch diese deutsche Kirche. Denn Anima heißt Seele, und wir könnten uns etwas darauf einbilden, wenn die Römer mit bewußter Absicht vom Besuche des deutschen Gotteshauses sagten: „Wir gehen zur Seele." Dies Kompliment aber machen sie uns nicht. Nur Abkürzungsbedürfnis hat jenen Namen geschaffen; der göttlichen Fürbitterin für die gepeinigten Seelen im Fegefeuer, der Beatae Mariae Animarum, hat schon Johannes Petri seine Stiftung gewidmet. Einen Blick noch warf ich beim Scheiden auf das Bildwerk über dem



Portal, in dem der Name sich erklärt. Hier sah ich Maria mit ihrem göttlichen Sohne, vor ihr kniend und betend aber zwei nackte Gestalten, in denen die armen Seelen sich verkörperten. Und ich freute mich, daß in dieser Darstellung nichts von der häßlichen Grausamkeit war, die man so häufig bei sonstigen Schilderungen von Fegefeuerqualen mit Abscheu erblickt.

Nun aber trieb es mich hinweg nach der zweiten deutschen Kirche von Rom. Aus dem alten Marsfeld hinauf zu der Höhe des Kapitols! Es reizte mich, unmittelbar nach dieser katholischen Kirche nun auch die protestantische zu besuchen, und ein Wagen führte mich rasch zu ihr hinan. Der Gottesdienst war auch hier eben beendet worden; eine Menge von eleganten, geputzten Menschen kam mir entgegen. Die vornehme Welt aus der deutschen Kolonie hatte hier ihrem Gotte gehuldigt, in rauschender Seide schritten die Damen vorüber. Dann verhallten die Stimmen, der Platz wurde leer, einen Blick noch durfte ich hineinwerfen in die Kirche, bevor sie geschlossen wurde. Und sie lockte mich kaum zu längerem Verweilen. Denn wie ich gleich erkannte, war sie nicht viel mehr als ein Betsaal, der aus ein paar früheren Zimmern scheinbar dadurch geschaffen worden war, daß man ihre Decke, den Fußboden des darüber gelegenen Mezzanins, entfernt und so einen länglichen, höheren, eingewölbten Raum geschaffen hatte. Seine Ausstattung war von protestantischer Einfachheit. Ein paar Büsten von Luther und Melanchthon, ein paar gemalte Draperien an den Wänden und Medaillons an der Decke, ein Mosaikbild des Lammes über den vier Paradiesesströmen in der Halbkuppel der Altarnische, — das war alles. Nein, was diesen Andachtsraum vor anderen, ähnlichen

auszeichnete, war nicht seine Gestalt und nicht sein Schmuck, es war allein die Stelle, wo er sich befand. Und ihre Macht, ihr Zauber offenbarte sich mir draußen im Freien viel gewaltiger als hier zwischen beengenden Mauern. Denn die protestantische Kirche befindet sich in der deutschen Botschaft, und diese befindet sich im Palazzo Caffarelli. Was das bedeutet, welchen Platz das bezeichnet, weiß jeder, vor dessen Seele das alte Rom sich erneuert hat. Hier oben auf dem Kapitol, genau an diesem selben Orte, war die bedeutsamste, heiligste, glänzendste Stelle der wachsenden, herrschenden, sterbenden Weltbesiegerin. Denn hier erhob sich von altersher der strahlende Tempel des höchsten Gottes, des besten und größten Jupiter, dessen Riesenhaus auf dem weitblickenden Hügel viele Jahrhunderte hindurch aus Brand und Einsturz immer wieder neu und immer glänzender, prächtiger, phönixgleich sich erhob. In Bildnissen sammelte sich um den höchsten Gott ein ganzer Götterhimmel an; Minerva und Juno hausten ihm zur Seite in den benachbarten Cellen, die anderen Götter und Göttinnen drängten sich in den Hallen des Heiligtums, die Statuen großer, den Göttern verwandter Männer gesellten sich zu ihrer Schar. Mitunter wuchs der Wald von Bildsäulen so übermächtig an, daß er gewaltsam gelichtet werden mußte. Mit seinen ragenden Säulen, mit seinem vergoldeten Dache, mit seiner Jupiterfigur, die dort oben eine Quadriga lenkte, überstrahlte dieser Tempel ganz Rom. Zu ihm hinan schritten die Triumphzüge sieghafter Kaiser, und in derselben Tracht, in der die bekränzten Triumphatoren ihm nahten, in einer mit Viktorien und Palmenzweigen geschmückten Tunika, in einer purpurnen, goldgestickten Toga wartete der Gott in seiner Cella auf ihr Erscheinen.



Wohin das alles? Verfallen und verschwunden, — so ganz verschwunden vom Erdboden, daß viele Jahrzehnte lang zwischen den Gelehrten ein heißer Streit hat gefochten werden können, auf welcher von den beiden Höhen des kapitolinischen Hügels der Jupitertempel sich erhob. Jetzt weiß man es. Ausgrabungen der Jahre 1865 und 1876 haben es unwiderleglich erwiesen, daß genau an der Stelle des königlichsten Tempels der Palazzo Caffarelli gegenwärtig steht. In seinem Garten befindet sich auch noch ein ehrwürdiges Mauerstück als einziger, ärmlicher oberirdischer Rest jenes machtvollen Bauwerkes. Im 16. Jahrhundert, als die Caffarelli hier diesen Palast erbauten, muß der Tempel bereits völlig verfallen gewesen sein; denn der Baumeister setzte den neuen Palast ein wenig schräg auf den Unterbau des offenbar fast verschwundenen Tempels, obwohl dessen Begrenzung mit der nördlichen Front des Palazzo beinahe zusammenfiel. Durch die Caffarelli, die seit dem 13. Jahrhundert in Rom eine angesehene Stellung einnahmen, kam dieser altheilige Platz in Beziehung zum deutschen Kaisertum. Sie gehörten zu der Partei der Ghibellinnen, der Kaiserfreunde; einer der Ihren fiel bei Tagliacozzo für Konradin, und die verwüstete Tempelstätte auf dem südlichen Teile des kapitolinischen Hügels war ein Geschenk des Kaisers Karl V. an Ascanio Caffarelli, der ihm ein getreuer Anhänger gewesen war. Dieser Ascanio erbaute sich den Palast auf den Tempelfundamenten; das Jahr 1584 ist auf dem Architrav des Eingangstores zu lesen. In engste Beziehung zu Deutschland aber kam der Palast im Jahr 1825, als die preußische Gesandschaft hierher verlegt wurde. Deutsches Familienleben zog ein in den italienischen Bau, wie niemand es liebevoller und inniger geschildert hat als



die Gattin des Freiherrn v. Bunsen, die mit ihren schönheitsfreudigen Briefen sich und ihrem Dasein auf der Höhe des Kapitols ein dauerndes Denkmal gesetzt hat.

Und nun ist hier die deutsche Botschaft zu Hause. Wenn unser Kaiser nach Rom kommt, steht in einem prächtigen Saale zwischen Palmengrün unter den Marmorwappen deutscher Bundesstaaten ein Thron für ihn bereit, wie er sich einstmals nahebei für den Götterherrscher Jupiter erhob. Und wieder schauen Götterbilder von den Wänden herab. Aber Nordlandswesen sind es, die sich ein Daseinsrecht hier erobert haben. Der Sonnengott Freir hat über den blitzeschleudernden Jupiter triumphiert. In Göttersagengestalten ziehen die deutschen Jahreszeiten vorüber. Im Winter wird die Erdjungfrau Gerda von Eisriesen gefangen gehalten, im Frühling vom Sonnengotte befreit, im Sommer in Gewittern gegen die Riesen verteidigt, bis auch er, der Göttliche, den feindlichen Gewalten im neuen Winter unterliegt. Das alles erblickt man hier an den Wänden in schönen, farbenprächtigen Gemälden, die Kaiser Wilhelm II. durch Hermann Prell hat ausführen lassen. Es ist ein großes Gefühl, in diesem Thronsaal unter diesen Bildern zu stehen und an den Göttertempel zu denken, der sich hier einstmals erhob. Welch' ein Ort, welche Gewalten, welche Vergänglichkeit! Aber wo fühlt man dies nicht in Rom? Das ist seine Größe, das ist seine Macht.

An ein Fenster dieses Saales tretend, sieht man hinunter auf jenen Teil von Rom, der das alte Marsfeld bedeckt. Zur Linken schimmert die silberleuchtende Kuppel der neuen Synagoge, die auch ein Denkmal für den Wandel der Zeiten ist. Ueber ihr, auf der Höhe des Gianicolo rauschen die weißen Wasser der Aqua Paola,



Garibaldi — ein kleines, schwarzes Figürchen vor dem hellen Himmel — blickt herausfordernd zum Vatikan hinüber, San Pietro in Montorio steht feierlich da auf der schönen Stätte, wo man den heiligen Petrus gekreuzigt haben soll. Und in der duftigen Tiefe zu Füßen ein wechselndes Gedränge von Kuppeln, Türmen, Glockenstuben, Häusern, Balkonen, hängenden Gärten und blühenden Rosen. Ja, von Rosen! Wenn ihre Zeit gekommen ist, dann umdrängen, umkränzen sie den kapitolinischen Hügel mit ihrer duftenden Schönheit allüberall und überschütten mit roten, weißen und gelben Stürzen die graubraunen Felsen.

Wie viele Deutsche haben schon hier oben gestanden und haben in einem Rausche von Entzücken geflüstert: „Mein Rom, mein Rom!" Sie alle meinten, es erobert zu haben, weil sie es mit ihrer Seele liebend umfaßten. Aber keinem gehört es. Der Strom der Jahrhunderte geht über die wunderbare Stätte, spült Menschen und Menschenschicksale hinweg und läßt nur Steine und Bilder als schweigsame Denkmäler des Gewesenen zurück.





XXIV

Palermo. — Palästrina. — Kapua. — Mailand. — Pisa. — Andria.

Ruinen und Gräber.

Palermo: Die Favàra. — Palästrina: Kastell San Pietro. — Kapua: Tor- und Turmbau. — Mailand: Sant' Ambrogio. — Pisa: Ein Kaisergrab. — Andria: Zwei Kaiserinnengräber.

Meine Gedanken sind noch in Italien, aber kein italienischer Baum rauscht mehr über mir. Vergeblich sucht mein Blick das tiefe Grün der Zypresse, die so schlank und stolz und ernsthaft vor dem blauen Himmel steht, vergeblich den großen, ausgespannten Schirm der Pinie, die den eigenen Stamm gegen die gewaltige Sonne mütterlich beschützt. Verschwunden ist mit ihnen das unergründliche, strahlende Blau, das mein Auge trank, jenes mächtige, halb silberne, halb goldene Licht, das in alle Gegenstände hineinzudringen und sie von innen heraus zu durchleuchten schien. Der Schatten einer Linde ist um mich her, und beim leisen Rauschen dieses deutschen Baumes gedenke ich dessen, was ich jenseits der Alpen geschaut habe. Ich durchwandere noch einmal im Geiste die Stätten alle, die mir von deutscher Vergangenheit im Süden sprachen. Burgen, Paläste, Kirchen, Gemälde und Steine haben zu mir geredet, aber häufiger als alles andere sieht mein wandernder Geist immer wieder zwei traurige



Dinge: Ruinen und Gräber. Stets aufs neue findet er sie, diese düsteren Denkzeichen der grausamen Zeit und des grausameren Todes. Mag auch die gütige, schaffende Natur einen Efeumantel ausbreiten über die Ruinen, mögen die Menschen die Gräber mit Bildwerk und Marmor verzieren, darunter lauert doch immer das Bitterste auf Erden: Vernichtung. Ihre Spuren begegnen mir im Norden und Süden, im Osten und Westen, wohin ich immer die Gedanken richte. Auf Bergeshöhen und an Meeresküsten, unter Kirchengewölben und unter freiem Himmel steigen sie vor mir auf: Ruinen und Gräber.

Ich denke zuerst weit nach Süden hinunter, nach Sizilien. Ein schöner, sonneverklärter Morgen war es, als wir zu einer von den Ruinen fuhren. Sie trug einen stolzen, arabisch klingenden Namen, La Favàra. In den fremdartigen Namen aber klangen Erinnerungen an große Zeiten und große Herrscher hinein, und mir im Kopfe summten die Verse eines arabischen Dichters, — Abdurrahman hieß er und war in Trapani zu Hause, — der dieses Lustschloß besungen hatte:

O welche Aussicht bietest du, Favàra, Schloß der Schlösser!
Du wonnevoller Aufenthalt am Rand der zwei Gewässer!
Neunfach in Bäche, welche hell durchs Grün der Bäume leuchten,
Verteilt das Wasser sich, um dir die Gärten zu befeuchten.
Die Liebe trinkt aus deinen Seen ein wonniges Behagen,
An deinem Strome hat ihr Zelt die Wollust aufgeschlagen.
Nichts Schön'res, als der See, an dem die beiden Palmen stehen,
Und als das Lusthaus über ihm ward auf der Welt gesehen. —

Sarazenische Herrscher hatten sich diese Wunderschöpfung erbaut, Normannen folgten ihnen als Bewohner nach der Eroberung der vielumstrittenen Insel, die Hohenstaufen vertrieben die Normannen und erbten

in ihren Bauten die Kunst von zwei Nationen. Kaiser Friedrich II. zog in die Favàra ein und machte sie zum Sitz einer der merkwürdigen Hofhaltungen, in denen sich unter diesem vorurteilslosesten Herrscher Orient und Occident verbrüderten. Und jetzt? Als wir hinauskamen von Palermo zu dem einstigen, baum- und wasserumrauschten Zauberschlosse, zeigte sich uns in öder Umgebung ein halbzerfallener, viereckiger Kasten aus bräunlichem, vom Wetter zernagtem Tuffstein ohne jede Spur von Schönheit, Pracht und Anmut. Mühsam konnte man wohl noch die normannisch-sarazenischen Umrahmungen der Fenster herausfinden, aber sie selbst waren vermauert, andere, nüchtern-eckige daneben eingebrochen und mit häßlichen Eisengittern geschützt. An und in der wüsten Ruine hatten sich traurige Wohnungen der Armut angesiedelt, wo Tier und Mensch in engster Gemeinschaft hausten. Schwarze Schweine sonnten sich im Schmutz eines Hofes, bellende Hunde schossen aus den Türen hervor, neugierig-ängstliche Ziegen mit gewundenen Hörnern betrachteten von ferne die Fremden. Eine Schar von Betteljungen stürzte sich, auf nachdrücklich geforderte Soldi lüstern, den Besuchern entgegen; der Aelteste und Größte von ihnen machte in all seiner Unwissenheit über die Bedeutung des von ihm bewohnten Ortes den Cicerone, prügelte die anderen, die über ihn lachten, und brach selbst in prustendes Lachen aus über die tollen Fremden und über die Rolle, die er vor ihnen spielte. Dabei wies er mit pathetischer Armbewegung auf die braunen Trümmer und rief immer wieder: „Tutto antico, — tutto antico!“ Das war die Gestalt und die Gesellschaft, in der wir das Wunderschloß Favàra erblickten: der Schatten des großen Friedrich weilte nicht mehr in dieser würdelosen Ruine.



Weiter nach Norden schweifen meine Gedanken sodann, bis zur Mitte der schönen Halbinsel ungefähr. Sie bringen mir abermals einen Sommermorgen zurück, an dem wir wieder hineinfuhren in den leuchtenden Tag. Diesmal aber bergan, zu weithin schauender Höhe. Palästrina lag schon unter uns, der wundersame Ort, in dem siebentausend Menschen auf den Trümmern eines einzigen, mit mächtigen Terrassen emporsteigenden Riesentempels wohnen. Eines Tempels der Fortuna! Hier hatte die Glücksgöttin ihr stolzes Haus, und in endlosen Zügen wallfahrteten die Gläubigen zu dem Tempel, wo die Geheimnisse des Orakels aus düsteren Felsgrotten hervorschallten, und kluge Priester der Menschen Sehnsucht nach dem Glücke zu nutzen wußten. Der Tempel der Fortuna zerfiel in Trümmer, und über seine Ruinen hin wurde eines Tages ein königlicher Jüngling zur Bergeshöhe hinangeschleppt, dem das Glück selbst in Trümmer gegangen war. Konradin war es, der Gefangene von Astura, den man hierher brachte, sein grausames Geschick zu erwarten. Im Kastell San Pietro, hoch oben über dem alten Präneste, hat er einen Teil der grausamen Wartezeit zwischen seiner Gefangennahme und seiner Hinrichtung verlebt.

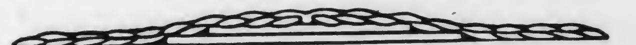
Dort stand sie vor uns auf dem höchsten Gipfel des Berges, die graue, verfallene Burg. Wir hatten unseren Wagen verlassen und uns am Straßenrande gelagert. So schauten wir hinauf zu der deutlich erkennbaren Ruine, an der die Fahrstraße ein Stückchen tiefer vorüberleitete, ohne die Höhe ganz zu ersteigen. Der Führer, der uns die Tempelreste Palästrinas gezeigt hatte, war mit uns gekommen und wies uns nun das Kastell San Pietro, das mit seinen Umfassungsmauern in sanfter Bogenlinie der Grenze des Felsens folgte. Eine Ruine war es,

mit einer weißen Inschrifttafel über dem Eingang, die zu uns herunterleuchtete. Von ihr sprach der eifrig Erklärende vornehmlich, von einem Gefangenen, der auf ihr genannt und verherrlicht wurde. Doch war es nicht Konradin; es war der Minoritenmönch Jacopone da Todi, der dort hinter Kerkermauern sein »Stabat mater dolorosa« gedichtet haben sollte. Jenen feierlichen Trauergesang, den Palästrinas größter Sohn, der nach seiner Vaterstadt umgetaufte Pier Luigi, dann in die Sprache der Töne übersetzt hat. Davon redete der Führer mit vielen Worten; um Konradin mußte ich ihn erst befragen, worauf er lebhaft versicherte: „Ja, ja, auch Corradino! Auch er wird genannt auf jener Inschrifttafel." Ob der Mann Wahrheit sprach, vermag ich nicht zu sagen. Denn wir sind nicht emporgestiegen bis zum Kastell, weil seine jetzigen Reste doch nicht mehr in die Tage der letzten Hohenstaufen hinaufreichen. Palästrina ist im Jahre 1297 von Bonifaz VIII. zerstört worden, und vielleicht hat man bei dieser Gelegenheit auch Konradins Gefängnis gebrochen. An seiner Stelle haben dann in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts die Colonna die jetzt auch bereits halb wieder vernichtete Burg aufgebaut. Aber die Erinnerung an den unglücklichen Königssohn haftet doch an diesem Ort und umschwebt, gemischt mit den ernsten Klängen des klagenden »Stabat mater«, die schöne, Meer und Land beschauende Bergeshöhe.

Ruinen — Ruinen, wohin ich die Gedanken richte. In Trümmern die Feste von Paternò am Abhang des Monte Soratte, wo Otto III. starb, die Blicke sehnsüchtig auf Rom gerichtet, das ihn von sich gestoßen hatte. In Trümmern die Burg auf Canossas Felsen, wo Heinrich IV. Buße tat. In Trümmern die Rocca di Garda, aus deren



Mauern Adelheid entfloh, die künftige Gattin Ottos I. Nur angenagt von der Zeit, nicht niedergeworfen von ihrer Hand, steht noch das Hohenstaufenschloß Castel del Monte trotzig aufrecht; einer Krone gleich, der es ähnelt in seiner achteckigen Form, ruht es unzertrümmert auf einem der Bergeshäupter von Apulien. Aber was ist geblieben von all den anderen Hohenstaufenschlössern, die sich verteilten über dies heute fast vergessene Land? Verfallen und halb vernichtet ist schon wieder das feste Kastell, das Karl von Anjou an Stelle der Hohenstaufenburg von Lucera errichtete, wo Friedrichs und Manfreds getreue Sarazenen hausten. Bis auf die letzte Mauer in sich zusammengebrochen, ein von Gestrüpp überwucherter, von Schlangen bewohnter Steinhaufen ist heute Castel Fiorentino, wo Friedrich II., vom Schicksal besiegt, sein großes Leben beschloß. Von anderen Schlössern und Palästen ist nichts geblieben als armselige Ruinenreste, eingemauert in spätere Bauten, Denkmäler großer Tage und ein Spott auf sie zugleich. An der Mauer eines bescheidenen Bürgerhauses von Foggia hebt heute der deutsche Reichsadler seine Flügel und verkündet, daß hier Friedrichs II. stolzer Palast gestanden hat, von dem ein kümmerliches Ueberbleibsel durch profane Benutzung vor dem Untergange bewahrt geblieben ist. Auf ähnliche Weise gerettet und geschützt, zeugen in einem Stadttor von Kapua ein paar Mauerstücke von dem vielbewunderten, vielgerühmten Turm-, Tor- und Brückenbau, den Friedrich II. am Ufer des Volturno dort errichtet hatte. Zwischen zwei mächtigen Türmen, die den Eingang zur Stadt verteidigten, öffnete sich ein prächtiges Tor, im oberen Teil mit antiken Statuen geschmückt, weiter unten durch eine Bildsäule des kaiserlichen Erbauers ausgezeichnet. Ein Vers darüber drohte



allen denen, deren Treue wankte; rechts und links aber zeigten sich die Statuen von Friedrichs höchsten Beamten, von Pietro delle Vigne und von Taddeo da Suessa. Eine Frauengestalt verkörperte zugleich das treue Kapua; sich die Brust aufreißend, enthüllte sie den deutschen Adler an Stelle ihres Herzens. Ein paar Jahrhunderte hat Friedrichs prächtiges Werk überdauert. Unter Philipp II. dann ist auf Befehl des Vizekönigs, Herzogs von Alba, der stolze und feste Bau zerstört worden. Ruinenhafte Reste nur blieben zurück und wurden wieder eingemauert in eine größere Zitadelle. Des Kaisers Bildsäule lag lange Zeit mit abgeschlagener Nase, ohne Hände und Füße am Boden, bis die Capuaner sich der vielen Wohltaten erinnerten, die Friedrich ihnen erwiesen hatte. Nun wurde 1584 die Statue restauriert, aufs neue in einer Marmornische an der Porta Romana aufgestellt, die den Platz des ehemaligen Torgebäudes einnahm. Jetzt steht sie zusammen mit dieser Nische aus dem 16. Jahrhundert in einer dämmerig-kühlen Halle im Hofe des Museums von Kapua, — auch sie selbst eine Ruine. Denn eine neue Zerstörung kam über sie am Schlusse des 18. Jahrhunderts, als die französische Republik mit Neapel Krieg führte. Franzosen haben der sitzenden Statue unseres großen Kaisers den Kopf abgeschlagen. Er ist verloren gegangen, verschollen, und nur in dem geschnittenen Stein eines Ringes ist vielleicht ein schwaches Abbild von ihm auf uns gekommen. Dort in Kapua sind nur noch zertrümmerte Reste geblieben von dem eigenhändig entworfenen Bauwerk des Kaisers, von seinem steinernen Bildnis und von etwas anderem, größerem. In den vor nicht gar langer Zeit wieder aufgefundenen Büsten des Pietro delle Vigne und des Taddeo von Suessa, im Haupte der Capua, in



einer Reihe noch später entdeckter anderer Köpfe, die den Torbau geschmückt haben und jetzt auch ins Museum gekommen sind, offenbart sich uns dieses größere: eine von Friedrich II. erweckte und belebte Kunst, in der um Jahrhunderte vor der wirklichen Renaissance eine Wiedergeburt der Antike sich unter ihm ankündigte. Eine deutsche Renaissance in Italien! Karl von Anjou hat sie vernichtet, wie so manches andere durch ihn vernichtet wurde. Nach den Ruinen die Gräber, nach der Zerstörung der Tod. Er hat einen königlichen, aber leer gewordenen Palast in dem gigantischen Grabmal unseres Dietrich von Bern in Ravenna, er hat ein paar viel bescheidenere Siegeszeichen in der alten, würdevollen Kirche des heiligen Ambrosius in Mailand. Hinten beim Chore sieht man den Schmalrand einer Steintafel aus der Wand ragen, in die man sie eingemauert hat, unscheinbar, grau, ohne jeden Schmuck. Trotzdem ist hier das letzte Denkmal eines Kaisersohnes. Auf jenem schmalen Rand ist eine Inschrift zu lesen, und sie berichtet von Karls des Großen Sohne Pippin, der „in dieser Provinz achtundzwanzig Jahre regiert habe". Der in die Wand gemauerte Stein war die Decke, unter der Pippin die letzte Ruhe fand; erst im Jahr 1874 hat man dies Erinnerungszeichen einer fernen Zeit wieder aufgefunden, wie eine weitere, jüngere Inschrift bekundet. Und nahebei ist ein zweites Denkmal jener weit entlegenen Tage. In einer Seitenkapelle spricht eine Steintafel an der Wand in einer langen Reihe lateinischer Verse von dem deutschen Kaiser Ludwig II., der im Jahr 875 starb. Auch sie hat ehemals an anderer Stelle im Chor ihren Platz gehabt und bezeichnet nicht mehr den Ort, wo des Kaisers Gebeine ruhen.

Mit seinem letzten, steinernen Hause zugleich von der

ersten Ruhestätte fortgebracht, schlummert Otto II. als einziger deutscher Kaiser, der im vielumworbenen Rom sein Grab gefunden hat, heute in den sogenannten heiligen Grotten unter der Peterskirche. Früher war sein mächtiger, fast barbarischer Steinsarkophag im Vorhofe der alten Peterskirche aufgestellt; mit anderen Resten dieses herrlichen alten Gebäudes hat man ihn bei dessen Vernichtung bewahrt und in den unteren Gewölben der neuen Riesenkirche einen stillen Platz gegeben. Im selten aufgehellten Dunkel steht er dort nun friedlich neben anderen Denkmälern von anderen Toten. Tageslicht aber fällt noch auf die mächtigsten, prächtigsten Grabmäler deutscher Herrscher in Italien, auf die Kaisergräber im Dom von Palermo. Hier sprechen die schweren Marmorsärge Heinrichs VI., seines größeren Sohnes Friedrich II. und ihrer Gemahlinnen von den glanzvollsten Tagen der Hohenstaufenherrschaft. Aber auch vom Nieder- und Untergang dieses großen Geschlechts erzählen seine Gräber. Die Gedenktafel für den tapferen König Enzio in San Domenico zu Bologna ist nur das Grabmal für einen armen Gefangenen. Von den verbrannten Gebeinen Konrads IV. bringt ein theatralisch-ärmliches Denkmal im Dom von Messina traurige Kunde; Konradins abgeschlagenes Haupt ruht mit seinen Gebeinen in der Kirche Santa Maria del Carmine zu Neapel unter des königlichen Jünglings Marmorbild. Reich und schön auch in der Zerstörung, steht in dem stillen, kunstreichen, schwermütigen Campo Santo von Pisa der Sarkophag Kaiser Heinrichs VII., des Luxemburgers. Es ist nur ein Teil noch von dem großen Denkmal, das dem Herrscher im stillen Dome seiner getreuen Stadt errichtet wurde, doch das Werk des Tino da Camiano zeigt sich auch so des Kaisers würdig, der ein altes Ideal noch



einmal zu verwirklichen ſuchte. Majeſtätiſch-ruhig ausgeſtreckt liegt er dort auf ſteinernem Pfühl, mit den Zügen des Leidens im eingefallenen Geſichte; das Gewirk ſeines Mantels aber weiſt in immer neuer Wiederholung den kaiſerlichen Adler mit flugbereiten Schwingen.

Ein Menſchenleben, ein Stein — das iſt der Reſt. Und wie häufig nicht einmal das! Wie viele Gräber ſucht man vergeblich, auch von den Großen dieſer Erde! Wo ruhen Manfred, wo ſeine mißhandelten Söhne, wo ſeine unglückliche Witwe, im Kerker geſtorben gleich ihnen? Aus dem blutbefleckten Boden des Schlachtfeldes von Benevent, wo ein eilig aufgeſchichteter Steinhaufen die Ruheſtätte Manfreds bezeichnete, hat ein fanatiſcher Erzbiſchof den zerſchlagenen Leib herausreißen und einſcharren laſſen am einſamen Ufer eines Fluſſes, der nach der Farbe ſeines Waſſers Il Verde — der Grüne hieß. Niemand weiß heute mehr mit Beſtimmtheit zu ſagen, welches Bergwaſſer ehemals dieſen Namen trug, niemand kennt mehr die Stätte, wo Manfred ruht. Vielleicht iſt es der grüne Liris, der ſein Grab umrauſcht, aber ſeine Wellen verraten ihr Geheimnis nicht. Neues Leben geht über die Stelle hin, Kinder ſpielen dort auf dem unbekannten Grabe, die Erde öffnet ihren Mund ſo wenig wie das Waſſer. Auch die Gräber von Manfreds Witwe Helena und von ſeinen Söhnen ſucht man vergeblich. Zwei von dieſen ſollen in der Vorhalle einer Kirche zu Canoſa beigeſetzt geweſen ſein, doch hat man die Gräber, die als Ruheſtätte der Fürſtenſöhne galten, in einem ſpäteren Jahrhundert aufgeriſſen und die Gebeine zerſtreut. Die Schädel der im Leben und im Tode mißhandelten Prinzen ſollen eine Weile noch beim Gottesdienſt am Tage der Toten gedient haben, dann ſind auch ſie verſchwunden.

Mitunter bemüht ſich die Gegenwart, wieder gut zu machen, was die Vergangenheit geſündigt hat. Sie forſcht und gräbt und wühlt im Boden und meint zuweilen, ein altes Geheimnis ihm entriſſen zu haben. So war es vor ein paar Jahren, als Kaiſer Wilhelm II. Apulien beſuchen wollte. Was dort irgendwie ſein Intereſſe wecken konnte, wurde hervorgeſucht, und auch in dem kleinen Städtchen Andria, das dem Hohenſtaufenſchloß Caſtel del Monte am nächſten benachbart iſt, erinnerte man ſich einer alten Ueberlieferung, wonach im dortigen Dome zwei Gemahlinnen Kaiſer Friedrichs II., Jolanthe und Iſabella, begraben ſein ſollten. Mit leidenſchaftlichem Eifer ging man daran, die Unterkirche des Domes von Trümmern, Schutt und Moder zu reinigen, und wirklich fand man in ihrer Vorhalle zwei ganz einfache, trapezförmig gemauerte Gräber mit einer beſonderen, rechteckigen Vertiefung für das Haupt der Leiche. Das eine Grab war früher ſchon einmal erbrochen worden und mit Steinen und Gebeinen angefüllt, das andere zeigte ſich unverſehrt, und als man es öffnete, meinten die Anweſenden, einen ſtarken, aromatiſchen Duft zu verſpüren, der von dem wohlerhaltenen Skelett in ihm emporſtieg. Das galt als Beweis, daß die Leiche darin vor ihrer Beiſetzung einbalſamiert worden ſei, und ſomit als Zeugnis für ihre vornehme Abkunft. Ein lebhafter Streit über die Echtheit dieſer Kaiſerinnengräber, an denen jede Inſchrift fehlte, hat ſich damals erhoben, das preußiſche Kultusminiſterium hat einen eigenen Sachverſtändigen abgeſandt, um an Ort und Stelle die Sache zu prüfen. Das Ergebnis blieb zweifelhaft; möglicherweiſe haben die Gräber den beiden Kaiſerinnen gehört, möglicherweiſe auch nicht. Jetzt iſt es wieder ſehr ſtill geworden von ihnen. Kaiſer Wilhelm iſt auch heute



noch nicht nach Apulien gekommen, und aufs neue halbvergessen liegen die stummen Gräber in der einsamen Unterkirche des Domes von Andria.

Gibt es ein beredteres Zeugnis für die Hinfälligkeit aller irdischen Größe als diese namenlosen, umstrittenen Gräber? Die beiden Frauen, für die sie vielleicht geschaffen wurden, waren die Gemahlinnen des mächtigsten und wahrhaft größten Herrschers ihrer Zeit. Was ist von ihnen geblieben? Ein paar Namen — ein leerer, fernher kommender Klang für die Nachwelt. Und gleich ihrem Dasein ist auch das Leben und Wirken all' der anderen Deutschen vorübergerauscht und in dunkle Tiefen hinabgesunken, die den Besitz Italiens umkämpft, erstritten und genossen haben. Alles vorüber, dahin, — die Ruinen sagen es, und die Gräber sagen es, die erbarmungslosen Lehrmeister. Die Kaiserthrone sind zertrümmert worden, die Paläste sind eingestürzt, und der ganze Waffenglanz der deutschen, Italien durchziehenden Heere ist heute nichts mehr als ein mattes Wetterleuchten im grauen Gewölk der Vergangenheit.





Quellenangaben.

Da die vorwiegend feuilletonistische Form der in diesem Buche vereinigten Aufsätze nur ausnahmsweise die Angabe der benutzten Quellen für den geschichtlichen, wissenschaftlichen und künstlerischen Teil ihres Inhaltes gestattete, so seien die hauptsächlich in Betracht kommenden Werke hier am Schlusse genannt:

Bädeker, Italien.
A. Baer, Die Beziehungen Venedigs zum Kaiserreiche in der staufischen Zeit.
F. W. Barthold, Der Römerzug König Heinrichs von Lützelburg.
Bémont, Simon de Montfort.
H. Blasius, König Enzio.
R. Bombelli, Storia della corona ferrea.
Cipolla, Storia di Verona.
F. Dahn, Könige der Germanen.
Daru, Geschichte der Republik Venedig.
Davanzati, La seconda moglie del Re Manfredi.
De Angeli und Timolati, Lodi, monografia storico-artistica.
S. De Stefano, Guida storica della Badia della S. S. Trinità di Cava.
A. De Waal, Roma sacra.
C. v. Fabriczy, Kaiser Friedrichs II. Brückentor zu Kapua und dessen Skulpturenschmuck.
A. Ferretti, Canossa, studi e ricerche.
G. Fogolari, Cividale del Friuli.
C. D. Gallo, Annali della città di Messina.
G. v. Graevenitz, Deutsche in Rom.
F. Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter.
" Wanderjahre in Italien.
W. Grimm, Die deutsche Heldensage.

Gundlach, Heldenlieder der deutschen Kaiserzeit.
K. G. Hagen, Heldenbuch.
A. Haseloff, Die Kaiserinnengräber in Andria.
Haupt, Zeitschrift für deutsches Altertum.
Ch. Hülsen, Bilder aus der Geschichte des Kapitols.
A. Kröner, Wahl und Krönung der deutschen Kaiser und Könige in Italien.
E. Martin, Deutsches Heldenbuch.
K. Meyer, Die Dietrichsage in ihrer geschichtlichen Entwicklung.
E. Miller, Konradin von Hohenstaufen.
P. Molmenti und D. Mantovani, Le isole della laguna veneta.
O. Mothes, Die Baukunst des Mittelalters in Italien.
Paulus Diaconus, Geschichte der Langobarden.
Pinzi, Storia della città di Viterbo.
Prokop, Gotenkrieg.
F. v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen.
C. Ricci, Ravenna.
Rivoira, Le origini della architettura lombarda.
G. Robolini, Notizie appartenenti alla storia della sua patria. (Pavia.)
Schirrmacher, Die letzten Hohenstaufen.
K. W. Schulz, Denkmäler der Kunst des Mittelalters in Unteritalien.
E. A. Seemanns Berühmte Kunststätten. (Bologna, Ravenna, Palermo, Verona &c.)
Summonte, Historia della città e regno di Napoli.
A. Venturi, Storia dell' arte italiana.



Inhalt.